P. O. germ. 900 kc
Mariann

Die

Marianne.

Enthüllungen aus dem Wesen und Treiben der geheimen Verbindung „Marianne“ in Frankreich, England, Deutschland und Italien, und der mit ihr verwandten, politischen Gesellschaften.

Ein romantisch-historisches Gemälde aus der Gegenwart.

Hamburg.

Verlag von J. F. Richter.

1857.

189 = 95.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von J. C. H. Rüter.

I.

Warum ging die Sonne so blutroth auf? Der ganze Himmel war wie mit einer feurigen Lohe bedeckt, und auf Paris senkte es sich nieder, schwer und immer schwerer, wie ein Blutmeer, welches alles Lebende ersäufen will.

Warum ras't der betäubende Trommelwirbel hier und dort und überall? Warum schmettern die gellenden Trompeten dazwischen? Kanonen donnern mitten in den Straßen, und das Knattern des Gewehrfeuers mischt sich dazwischen. Was bedeutet das wilde Geschrei? Ah! Der verzweiflungsvolle Ruf: „Zu den Waffen!“ dringt deutlicher durch das drohende Geheul. Die Häuser öffnen sich, Greise und Frauen, die selbst zu schwach sind, um mit kämpfen zu können, theilen Waffen aus an junge, rüstige Männer, und diese eilen fort damit, wuthentbrannt, immer dorthin, wo die Gebäude erbeben vom Donner der Geschütze. „Auf die Barricaden, Freunde!“ rufen ihnen Andere zu und reißen sie mit fort in beflügelter Eile.

Das ganze Centrum von Paris war mit Barricaden bedeckt. Sie bildeten ein ungeheures Netz, welches die Hallen und die Straße Rambuteau von einer Seite und die Boulevards von der andern Seite umfaßte, im Osten

begränzt durch die Rue du Temple und im Westen durch die Rue Montmartre. Von Stunde zu Stunde gewann dieses entsetzliche Netz, durchschnitten nach allen Richtungen von Batterieen und Verschanzungen, einen drohenderen, grauenvolleren Anblick. In hellen Haufen drängten sich die Barricadenkämpfer zusammen, bis auf die Quais hinab. Aber auch außerhalb jenes Netzes, rings um den Canal herum, und bis in die Vorstadt St. Martin, thürmten sich Barricaden auf, wie aus der Erde hervorgewachsen. Im ganzen Quartier der Schule flammte das Feuer der Empörung und auch im Weichbild von Paris begann der Sturm loszubrechen. In Batignolles rasselte die Trommel und rief muthige Streiter auf. In Belleville griff man mit wahrer Begeisterung zu den Waffen und truppweise stürmte Alles in die Stadt hinein.

Das war Revolution! Das war kein gewöhnlicher Straßenkampf, keine Emeute mehr; das war eine Schlacht geworden, die von allen Seiten um sich griff.

Man schrieb den 4. December 1851 und der große Staatsstreich wurde geschlagen, der die junge Republik wieder vernichten sollte.

Ein Comité des Widerstandes hatte sich gebildet, aus den Volksrepräsentanten Carnot, de Flotte, Jules Favre, Madier von Montjou, Michel de Bourges, Schoelcher und Victor Hugo, lauter wackere Republikaner. Sie waren beauftragt die Erhebung zu centralisiren, zu ordnen und den Kampf zu leiten. Ihre Thätigkeit war bewundernswerth und mit rastlosem Eifer

widmeten sie sich den schweren Verpflichtungen, die sie übernommen Tag und Nacht.

Wer vermöchte aber den wüthenden Kampf zu schildern, der an vielen Stellen zugleich gefochten wurde und an jedem einzelnen Orte, in jeder Straße den Charakter einer blutigen Schlacht annahm? Man hätte allsehend sein müssen, hätte man all' die zahlreichen Scenen heldenmüthiger Begeisterung, der rohen Barbarei gegenüber, auffassen wollen.

Anfangs schien der Sieg bereits gewiß. Die Republik schien gerettet. Die günstigsten Nachrichten drangen von den Barricaden in die Häuser, und die Volkskämpfer, die eben noch um Leben und Tod gewürfelt hatten, umarmten sich siegesfreudig. Dies geschah ungefähr um die Mittagszeit des blutigen Tages, als die Aufregung selbst bis in die Faubourg St. Germain gedrungen war, wo sich die Paläste der hohen Aristokratie erheben.

Das mächtige Brausen der steigenden Fluth der Empörung, welche bereits am 2. Decbr. begonnen, machte selbst die Herzen der kampfgewohnten Soldateska klopfen und die Anhänger des Staatsstreiches begannen zu verzagen. Im Hotel der Rue de Jerusalem, das den Mittelpunkt des großen Spinnengewebes bildet, welches die Polizei über Paris ausgebreitet hatte, wurde manche zitternde Gestalt bemerkbar und man flüsterte nur noch leise, so laut und gebieterisch man sich auch am frühen Morgen geberdet hatte. Auch Maupas, der Präfect von Paris, noch am Tage zuvor so feurig für den Staatsstreich gestimmt, war kleinlaut geworden und

seine Befehle schienen in seinem Munde zu ersterben, ehe er sie aussprach. Der electrische Telegraph war in beständigem Rapport zwischen Polizeipräfectur und dem Ministerium des Innern und alle die beunruhigenden Nachrichten, alle die bedenklichen Anzeichen des Schreckens und der Verwirrung unter den Anhängern des Staatsstreichs wurden Schlag auf Schlag dem Minister mitgetheilt. Der Graf de Morny, der natürliche Sohn Napoleons des Großen, war damals Minister des Innern und empfing alle diese Schreckensschläge in seinem Cabinet. Aber er war weniger erschrocken und als Mann von Geist behauptete er seine Fassung. Ja, er suchte Maupas zu ermuthigen, der sich jetzt förmlich mit ihm verband.

Der Präsident der Republik, Louis Napoleon, befand sich im Palaste Elisee. Seine militairischen Anhänger hielten bereits Rath, ob es nicht nothwendig sei, daß ihr Chef seine unsichere Residenz verlasse und sich entweder in den Palast Luxembourg, oder in das Invalidenhotel begebe, zwei Punkte, welche größere Sicherheit gewährten und sich leichter vertheidigen ließen. Doch man vereinigte sich nicht darüber und begnügte sich damit, vier Kanonen in aller Eile nach dem Elysee zu senden. In einem der Höfe dieses Palastes bemerkte man seit frühem Morgen drei angespannte und bepackte Reisewagen, die Postillone im Sattel und Alles bereit zur Abreise.

Und der Staatsstreich begann wirklich zu scheitern und wenn der Tag so endigte, wie er begonnen hatte, so war er verloren. Es durfte eine Legion, ein Regiment abfallen und zum Volke übergehen, so war die

Republik gerettet und der Staatsstreich schlug Diejenigen, die ihn ersonnen hatten, selbst zu Boden.

Aber Louis Napoleon hatte das Elysee noch nicht verlassen. Er befand sich in einem Cabinette des Erdgeschosses, welches an den glänzenden Salon stieß, in welchem er noch als Kind, im Jahre 1815, der zweiten Abdankung seines großen Oheims, Napoleon I. beigewohnt hatte. Er befand sich dort ganz allein und hatte Befehl gegeben Niemand zu ihm zu lassen, als seinen Adjutanten, den General Roguet, welcher von Zeit zu Zeit zu ihm eintreten durfte, um zu rapportiren. Die Nachrichten, die er brachte, wurden mit jeder Stunde beunruhigender, und er schloß endlich mit den Worten: „Es geht schlecht!"

Louis Napoleon saß, die Ellenbogen auf einen Tisch gestützt, die Füße auf einem Kamin, vor einem großen Feuer, in einem Lehnstuhle, und verrieth keine innere Bewegung. Er war bleich und kalt und durchaus ruhige Entschlossenheit malte sich in seinen Gesichtszügen. In einem beinahe gleichgültigen Tone befahl er dem Generale immer neue Nachrichten einzuziehen.

Als dieser nun, ungefähr um 1 Uhr Mittags, wieder bei ihm eintrat, rapportirte er dem Prinzen schreckensbleich: daß sich die Barricaden in den Straßen des Centrums nicht allein hielten, sondern vervielfachten; daß die Linientruppen überall verhöhnt würden, wo sie sich zeigten; daß auf den Boulevards der Ruf erschalle: „Nieder mit dem Dictator!" daß das Volk an der Ecke des Café Cardinal einen Capitain vom Generalstabe vom Pferde gerissen und daß die bewaffnete Volksmenge

sich zu Legionen mehre auf allen Punkten; da erhob sich endlich Louis Napoleon aus seinem Lehnstuhle, sah den General scharf und fest an und sprach zu ihm mit Ruhe: „Wohlan! Man sage dem Generale St. Arnaud, daß er meine Befehle vollführt!“

Mit diesen wenigen Worten war das Todesurtheil ausgesprochen über die Republik und der General Roguet eilte, selbst den Befehl an Saint Arnaud zu überbringen.

Von diesem Augenblicke an änderte sich die Scene und die Angriffe des Militairs, welche bisher mit einer kaum begreiflichen Lässigkeit ausgeführt worden waren, gewannen, wie mit einem Zauberschlage, Energie, und wandelten sich bald in furchtbaren Sturm.

Die Regierung hatte schon am frühen Morgen Placate an alle Straßenecken anschlagen lassen, welche den Bürgern ankündigten, daß alle Zusammenrottirungen, welcher Natur sie auch wären, mit Gewalt der Waffen zerstreut werden würden, ohne vorgängige Warnung. Der letzte Zusatz war unerhört. Denn bei allen Revolutionen der letztvergangenen sechszig Jahre, war ohne vorgängige Warnung, gegen Wehrlose besonders, nie von der Waffengewalt Gebrauch gemacht worden. Man glaubte deshalb auch nicht an den Inhalt der Placate, riß sie ab, verhöhnte sie und streute sie in alle Winde. Und doch lag in ihrem Inhalte ein furchtbarer Ernst und das Volk sollte seinen Unglauben daran bald bitter bereuen. Die Straßen waren fast überall mit Menschen bedeckt, nicht allein mit Kämpfern für oder gegen die Republik, sondern auch mit Tausen-

den von harmlosen Neugierigen, wie sie an solchen Tagen der Bewegung der natürliche Drang, selbst zu hören und zu sehen was vorgeht, haufenweise zusammenführt. Es waren Leute aus allen Ständen, Männer, Frauen und Kinder. Selbst die Börse war um die Mittagszeit sehr stark besucht, und um dem Fallen der Papiere vorzubeugen, wurden Depeschen an die Mauern angeklebt, welche die Zustimmungen der Departements zum Staatsstreiche ankündigten.

Der Boulevard war frei, von der Magdalenenkirche, bis zum Faubourg Poissonière. Aber er war verbarricadirt vom Theater des Gymnasiums, bis zum Theater des Thores Saint-Martin; ebenso wie die Straßen de Bondy, Moslay, de la Lune und alle diejenigen Straßen, welche an die Thore Saint-Denis und Saint-Martin anstoßen, oder in sie einmünden. Zwischen diesen beiden Thoren durchschnitten acht Redouten die Chaussee in verschiedenen Zwischenräumen. Das Thor Saint-Denis wurde von einem Viereck von vier Barricaden eingeschlossen. Diejenige von den vier Barricaden aber, welche nach der Magdalenenkirche gerichtet war und den ersten Stoß der Truppen aushalten sollte, war gerade im Culminationspunkte des Boulevards erbaut und stützte sich zur Linken auf die Straße de la Lune und zur Rechten auf die Straße Mazagran. Man hatte vier Omnibus, fünf Mobilienwagen, das umgestürzte hölzerne Bureau des Fiacre-Inspectors, die abgebrochenen vespanianischen Säulen, die Bänke des Boulevards, die Fliesen der Trottoirs und ein großes, abgerissenes, eisernes Treppengeländer dazu benutzt und doch reichte dies Alles

nicht hin die Barricade zu vollenden. Sie reichte nicht einmal von einer Seite des Boulevards bis zur andern und ließ einen bedeutenden Zwischenraum frei, nach der Straße Mazagran. Kaum aber hatte ein junger, deutscher Architekt, Namens Hermann Roller, diesen Mangel entdeckt, als er sich auf das Mauergerüst eines eben im Bau begriffenen Hauses schwang und ohne seine Cigarre aus dem Munde zu nehmen, alle Stricke mit großer Ruhe durchschnitt, bis das größtentheils hängende Gerüst in seinem ganzen Zusammenhange prasselnd zu Boden stürzte. Aus allen Fenstern klatschte man ihm Beifall zu und rief lachend Bravo! Jetzt hatte man Material genug und die Barricade wurde eilig vollendet.

Die große Barricade, welche das Thor Saint-Denis deckte, war mit hundert Kämpfern besetzt, sämmtlich wohl bewaffnet. In ihrer Mitte sah man einen Greis mit weißen Haaren, mit der linken Hand sich auf einen Krückstock stützend, in der Rechten sein Gewehr haltend. Auch zwei Frauengestalten erschienen eben auf der Plattform, die man gebildet hatte, jugendliche, kräftige Gestalten, mit angenehmen Gesichtszügen und feurigen, muthvollen Augen. Die Eine derselben trug einen Säbel am Bandelier, ihre linke Hand jedoch war verbunden und das Tuch, welches sie dazu verwendet hatte, von Blut getränkt. Ehe sie die Barricade erreichte, hatte ihr ein Soldat, weil er sie bewaffnet vorübergehen sah', drei Finger weggeschossen. Von ihrem hohen Standpunkte herab, hob sie jetzt ihre verstümmelte Hand empor, zeigte sie der versammelten

Menge, und rief lächelnd: „Es lebe die Republik!“ Ihre Gefährtin stand ihr zur Seite, gestützt auf den Schaft einer dreifarbigen Fahne, und las mit heller, wohltönender und weitschallender Stimme, den von dem Comité des Widerstandes ausgegangenen Ruf: „Zu den Waffen“ vor. Sie waren nicht allein gekommen; zwei rüstige Jünglinge, mit Büchsen und Säbeln bewaffnet, hatten sie bis zur Barricade geleitet, und blieben ihnen zur Seite als Schutzwacht. Die Menge rief ihnen donnernden Beifall zu.

Der vorerwähnte Greis hatte sie freundlich empfangen und indem er ihnen die Hand entgegenstreckte, rief er ihnen das Losungswort entgegen, mit gedämpfter Stimme: „Marie —“ „Anne!“ ergänzten sie leise, mit einer eigenthümlichen Neigung des Hauptes, indem sie die Stirn mit der Hand berührten, und die meisten Barricadenkämpfer brachen jetzt laut in den jubelnden Ruf: „Marianne!“ aus, welcher auch unten unter der müssigen Menge ein vielstimmiges Echo fand.

Dies Alles fand in der Mittagsstunde, zwischen zwölf und ein Uhr statt. Auf beiden Seiten des Boulevards bedeckte, diesseits der Barricaden, eine ungeheure Menschenmenge die Trottoirs, welche sich auf einigen Punkten ziemlich still verhielt, auf andern aber ein fast ununterbrochenes Geschrei unterhielt: „Es lebe die Republik! Nieder mit allen Verräthern!“ Zuweilen durchzogen auch klägliche Trauerzüge die Volkshaufen; lange Reihen von geschlossenen Tragbahren, getragen von Krankenwärtern und Soldaten, welche aus den Gegenden kamen, wo der Kampf bereits schon längst entbrannt

war. An der Spitze zogen blaugekleidete Männer mit langen Stöcken, an welchen blaue Schilder hingen, auf welchen mit großen, weißen Buchstaben geschrieben stand: „Dienst der Militair-Hospitäler." Das Volk dachte menschlich. Man wich ihnen bereitwillig aus, ließ sie ziehen, ohne Hinderniß, ohne Hohn, ja, aus vielen Augen folgten ihnen theilnehmende Blicke.

Ungefähr eine Viertelstunde später nachdem Louis Napoleon dem General Roguet seinen letzten Befehl ertheilt hatte, wurden die Boulevards plötzlich in ihrer ganzen Länge, von der Magdalenenkirche an, mit Cavallerie und Infanterie bedeckt. Es waren beinahe fünf Brigaden die mehr als sechszehntausend Mann zählen mochten, sich in kleinen, rasch auf einander folgenden Abtheilungen, bis zum Faubourg Poissonière festsetzten. Jede Brigade hatte ihre Artillerie bei sich und in einem Nu waren alle Straßen, welche in die Boulevards einmünden, gesperrt, mit Kanonen, Säbeln und Bajonetten. Die zahlreich versammelten Neugierigen an den Fenstern und auf den Trottoirs betrachteten mit Bestürzung diese militairische Bewegung, und die Kämpfer auf den Barricaden warfen einander ermuthigende, bedeutungsvolle Blicke zu, denn sie zweifelten nicht, daß jetzt auch für sie die Stunde des entscheidenden Kampfes gekommen sei.

Die Truppen schienen jedoch noch nicht an einen ernstlichen Angriff zu denken. Sie standen auf ihr Gewehr gestützt, lachten, plauderten, und Viele in ihren Reihen hatten eine so schwankende Haltung und geberdeten sich so lebhaft, daß man sie für berauscht hätte halten können. Die Volkshaufen, welche hier und da

noch immer das Trottoir bedeckten, weil sie jetzt nicht mehr durch die überall versperrten Nebenstraßen weichen konnten, riefen den Soldaten wiederholt zu: „Es lebe die Constitution! Es lebe das Gesetz! Es lebe die Republik!" Aber das Echo brachte keinen Gegenruf, welcher irgend eine Sympathie verrathen hätte, zurück, wohl aber Drohungen und Verwünschungen.

Endlich, um halb drei Uhr wurde das Feuer gegen die Barricaden eröffnet, aber Anfangs nur sehr lässig, durch die Tirailleurs und gleichsam ohne alle Energie. Es schien als ob die Anführer der Soldaten selbst nur wenig Lust zum Kampfe fühlten. Jetzt wurden die Häuser, die Läden und fast alle Fenster geschlossen, und die Bewohner zogen sich zurück, aber die Zuschauer auf den Straßen standen noch immer wie festgebannt, denn sie fanden nirgends einen Ausweg, auf dem sie sich aus dem sich entwickelnden Kampfe hätten zurückziehen können.

Nachdem wohl eine Viertelstunde die Tirailleurs das Feuer schwach unterhalten hatten, welches von den Barricaden erwidert wurde, ohne daß auf der einen oder auf der andern Seite erhebliche Verwundungen stattgefunden hätten, änderte sich plötzlich, wie mit einem electrischen Schlage, die ganze Scene. Die Anhänger des Staatsstreiches wollten behaupten, daß aus einem offenen Fenster des hohen Eckhauses der Straße Mazagran auf die Soldaten gefeuert worden sei, während von der Gegenparthei betheuert wurde, es sei aus der Mitte eines Infanterieregimentes ein Schuß in die Luft abgefeuert worden.

Kurz der Schuß war gefallen und die Folgen waren

entsetzlich, grauenvoll. Wir wollen nicht untersuchen, ob er als ein Signal gelten sollte, zur Ausführung gewisser, unheilvoller Befehle; wir haben nur die Folgen zu schildern, wie sie von Augenzeugen bestätigt wurden.

Infanterie, Cavallerie und Artillerie machten jetzt plötzlich gegen die Volksmenge Front, welche sich dicht zusammengedrängt noch immer auf den Trottoirs befand, und dieser drohenden Bewegung folgte auch sogleich ein blutiger Angriff. Jetzt erst wurde den Ungläubigen die schwere Bedeutung der Placate klar, welche am Morgen den drohenden Zusatz erhalten hatten: es sollte ohne vorgängige Warnung von der Gewalt der Waffen Gebrauch gemacht werden. Vom Gymnasium bis zu den chinesischen Bädern, also in der ganzen Ausdehnung des belebtesten, reichsten und fröhlichsten Pariser Boulevards, begann der wüthende Angriff auf das wehrlose Volk.

Ein Kugelregen prasselte mit furchtbarer Gewalt die ganze Straße entlang. Ein lähmender Schrecken erfaßte die Unglücklichen. Ein tausendstimmiges, gellendes Wehgeschrei zerriß die Lüfte, tausend ausgestreckte Arme erhoben sich, wie flehend und anklagend zugleich, zum trüben Himmel empor. Nur wenige gewannen so viel Fassung um zu fliehen, doch umsonst; alle Straßen waren ja gesperrt, und wohin sie sich auch wendeten starrten ihnen die Gewehrläufe und Geschützmündungen drohend entgegen. In einer einzigen Minute waren die Trottoirs mit Todten und in ihrem Blute sich windenden Verwundeten bedeckt. Vater, Mutter und Kind, Gatte und Gattin, Bruder und Schwester sanken nieder

auf das blutbesprützte Pflaster, und das gräßliche Bild wurde von einer dichten Dampfwolke eingehüllt. Junge Leute mit der Cigarre im Munde, vor wenigen Augenblicken noch in Fülle der Gesundheit und Kraft, stürzten todt nieder. Feingekleidete Damen und einfache Frauen aus dem Volke, fielen getroffen zu Boden. Zwei Buchhändler, welche eben ihre Ladenthür schließen wollten, wurden von Kugeln durchbohrt. Die Flintenschüsse drangen durch die Fenster, selbst durch die Kellerlöcher, ohne Unterschied alles Lebende tödtend, was sie erreichen konnten. Der Bazar war siebförmig von Kanonen- und Flintenkugeln durchlöchert, das Hotel Sallandrouze förmlich bombardirt, das Hotel d'or von Kartätschen beinahe zerstört, das Kaffehaus Tortoni in Sturm genommen. Hunderte von Leichen auf dem Boulevard, Bäche von Blut überall, die sich bald zu einem rauchenden Strome vereinigten. Doch auch in andern Straßen hatte fast gleichzeitig das blutige Werk begonnen. Auf der Höhe der Straße Taitbout bedeckte eine zahlreiche Gruppe das Asphalttrottoir, größtentheils aus gebildeten Bewohnern dieses Stadttheils bestehend, aus Kaufleuten, Künstlern, Journalisten, Rentiers; auch Frauen und Kinder befanden sich unter ihnen. Da erschien im kurzen Galopp das erste Lancier-Regiment, und wurde empfangen mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!" Noch war es ein gesetzmäßiger Ruf, denn jeder Bürger hatte der Republik Treue geschworen, wie jeder Soldat. Der Obrist aber nahm es für eine feindselige Begrüßung, sprengte mit seinem sich bäumenden Pferde mitten in die versammelte Volksmenge hinein, mit hochgeschwungenem Säbel, seine

Lanciers stürzten hinterdrein und auch hier begann ein Blutbad. Männer, Frauen, Kinder, Alles was man erreichen konnte, wurde niedergemetzelt, und Manche die dem Säbel und der Lanze entgangen waren, wurden von den Hufschlägen der Pferde niedergeworfen und verstümmelt.

Beim Eingange der Straße Montmartre bis zum Springbrunnen, eine Strecke von ungefähr sechszig Schritten, lagen sechszig Leichname übereinander gehäuft; Männer und Frauen, junge Mädchen und Kinder. Alle diese Unglücklichen waren Opfer der ersten Salve des Militairs geworden.

Die Soldaten schienen rasend geworden zu sein. Aller Menschlichkeit Hohn sprechend, schossen sie in die dichtesten Haufen der wehrlosen Volksmenge, wie auf einzelne Vorübergehende oder Fliehende, kein Alter, kein Geschlecht verschonend. Auch drangen sie, unter dem Vorwande, daß aus den Fenstern Flintenschüsse auf die Truppen gerichtet worden wären, in zehn oder zwölf Häuser ein und ließen dort Alles über die Klinge springen, was in ihre Hände fiel. Einzelne Befehlshaber riefen ihren Leuten zu: „Gebt keine Gnade! Macht Alles nieder!" und entflammten die unnatürliche Wuth nur noch mehr, welche die Soldaten gegen ihre Menschenbrüder, gegen ihre Mitbürger, deren Brot sie aßen, ergriffen hatte.

Doch wenden wir den Blick ab von den gräßlichen Blutscenen, welche Diejenigen, die sie veranlaßten verantworten mögen. Die Geschichte wird, vielleicht schon in einer nicht fernen Zukunft, über den Staatsstreich

richten und entscheiden, ob eine eiserne Nothwendigkeit vorhanden war, daß die sogenannte Staatsrettung auch mit dem Blute so vieler wehrlosen Opfer erkauft werden mußte.

Ungefähr drei Stunden lang dauerte die Metzelei in der Stadt, welche den Ruhm der Civilisation vor allen andern großen Städten Europa's für sich in Anspruch nehmen möchte, und während dieser Schreckenszeit hörte man nichts als Kanonendonner, das unaufhörliche Knattern des Pelotonfeuers, wildes Wuthgebrüll und Siegsgeheul, untermischt mit den verzweiflungsvollen Klagen der Verwundeten, dem trostlosen Geschrei der Unglücklichen die ihre Lieben verloren, und dem Todesröcheln der Sterbenden.

Während nun aber der Krieg gegen die Wehrlosen geführt wurde, hatte auch zugleich ein entsetzlicher Kampf begonnen, gegen die Streiter für die Republik und für die Constitution. Es war ein heißes, verzweiflungsvolles Ringen um den Siegespreis und manches Beispiel des aufopferndsten Heldenmuthes zeigte sich auf den Barricaden. Aber diese in aller Eile leicht aufgebauten Verschanzungen konnten dem schweren Geschütz, welches unabläßig seine Alles zerschmetternden Vollkugeln darauf richtete, nicht lange widerstehen. Die Uebermacht des überall wie aus dem blutgedüngten Boden hervorwachsenden Militairs, mußte endlich siegen. So fiel auf dem Boulevard eine Barricade nach der andern, größtentheils von der Brigade Bourgon im Sturme genommen.

Auch die große Barricade, welche das Thor St.

Denis deckte, war von den Jägern von Vincennes, nachdem die Artillerie sie bis zum Einsturze bombardirt hatte, mit dem Bajonette genommen worden. Mehr als die Hälfte der wackern Vertheidiger derselben war gefallen und man sahe lange, mitten im heftigsten Kugelregen, den Greis der das Commando führte, fest und ruhig seine Befehle ertheilen, wohl auch zuweilen seine Büchse anlegen und selbst Feuer geben auf die mordgierigen Schützen, wenn sie sich allzunahe heranwagten. Die Eine der hehren Frauengestalten, welche als „Marie-Anne" begrüßt worden waren, stand ihm zur Rechten, den Schaft der hochflatternden, dreifarbigen Fahne umspannend, mit fester Hand, die Andere zur Linken, und Beide schienen keine Todesfurcht zu kennen; denn sie erbebten nicht, wenn die Kugeln pfeifend ihre Gewänder streiften, oder über ihren Häuptern dahin saus'ten. Erst als offenbar Alles verloren schien, als der leichte Bau auf dem sie standen zusammen zu stürzen drohete, als die Jäger in ungeheurer Mehrzahl heran stürmten, mit gefälltem Bajonett, da riefen die übrig gebliebenen Kämpfer dem Greise fast einstimmig zu: „Rette Dich, Vater Maquet, um Mariannes willen! Noch ist es Zeit! Wir decken Dich mit unsern Leibern!"

Da ließ der alte Mann die Büchse sinken, die er eben wieder zum Schusse erhoben hatte, warf einen wehmüthigen Blick auf die herstürmenden Jäger und rief schmerzbewegt: „O, sie sind rasend, unsere Brüder! Diese Kinder einer Mutter, unseres theuren Vaterlandes, sind Tiger geworden. Ihr habt Recht! Heute ist Alles verloren! Was könnte unser Tod hier noch

nützen? Er würde nur ihren barbarischen Siegesjubel erhöhen. Ihr habt Recht! Wir wollen uns zurückziehen, wollen uns erhalten um unsrer Marianne willen, denn ich sage Euch: Marianne wird eine große Zukunft haben!"

Wie von einem prophetischen Geiste erleuchtet, hatte er die letzten Worte gesprochen, und nachdem er noch einen feurigen Blick über den Kampfplatz geworfen, wendete er sich zu den beiden Mädchen und sprach zu ihnen: „Kommt Kinder; hier ist unser Werk zu Ende!"

Und sie unterstützten ihn Beide sorgsam und liebreich beim Hinabsteigen und nannten ihn zärtlich ihren lieben Großvater und priesen den Himmel, daß er unverwundet geblieben. Auch die beiden jungen Männer, welche ihre Schutzgarde gebildet, doch auch wacker mit gekämpft hatten, schlossen sich ihnen an, und die Uebrigen folgten in finsterm Schweigen.

Als Alle von der Rückseite der Barricade niedergestiegen waren, verschwand der Zug durch das Thor St. Denis und die noch sichere Vorstadt nahm sie auf.

Wenige Augenblicke später stürmten die Jäger von Vincennes, unter gellendem Hurrahruf, den wankenden Bau, aber sie fanden keinen Feind mehr zu bekämpfen, setzten sich jedoch fest in der verlassenen Verschanzung und eröffneten von Oben herab ein grausames, kannibalisches Lustschießen auf einzelne Vorübergehende, oder Flüchtige. Die Leichen der Vertheidiger der Barricade von St. Denis die hier und da zerstreut umherlagen, wurden vor der Pforte des Hauses Jouvin aufgeschichtet. Die Verwundeten aber hatte man bei dem Rück-

zuge sämmtlich mit sich genommen. Unter ihnen befand sich auch der deutsche Architekt, Hermann Roller, der sich im Kampfe, als Einer der Muthigsten, gezeigt hatte.

Von diesem Augenblicke an hatte sich der Sieg für den Staatsstreich entschieden. Trotz der Anstrengungen des Comité des Widerstandes, welches von den republikanischen Deputirten und ihren muthigen Anhängern unterstützt wurde, hatte die Vertheidigung gegen die rasende Uebermacht fast überall aufgehört, und nur an einzelnen Punkten, wie z. B. auf jener Barricade des Petit Carreau, wo Denis Dussoubs, Bruder des republikanischen Deputirten heldenmüthig fiel, wurde das Gefecht noch unterhalten, welches aber weniger einem energischen Kampfe um den Sieg, als den letzten Zuckungen der Verzweiflung glich.

Ein starrer Schrecken hatte sich auf Paris gelagert und hüllte die ganze Bevölkerung wie in eine eisige Nebelwolke ein. Die Erbitterung, die in jeder fühlenden Brust sich regte, erstarrte auch in demselben Augenblicke schon, bei dem entsetzlichen Anblicke des Blutvergießens. Die Bestürzung war allgemein, lähmend, niederschmetternd. Man fühlte, daß etwas Unerhörtes geschehen sei und jedes Herz wurde von einem Grauen erfüllt, welches das empörte Blut in den Adern zu Eis erstarrte.

Die Straßen waren leer gefegt durch den tödtlichen Hagel des entsetzlichen Kugelregens. Alles Lebende hatte sich geflüchtet und nur die Leichen waren zurückgeblieben und die Blutlachen. Und mitten unter Leichen und Blut, bivouakirten die Soldaten auf den Straßen, zündeten Feuer an, tranken, lachten, scherzten und sangen,

und nährten die Flammen ihrer Wachtfeuer mit den Trümmern der eroberten Barricaden. In den Häusern aber schien Alles ausgestorben. Fast nirgends zeigte sich auch nur ein matter Lichtschimmer durch die Fenster, von denen die meisten mit ihren durch die Kugeln zerschmetterten Scheiben traurig in die Nacht hineinstarrten.

An abgelegeneren Orten aber, wo kein Bivouakfeuer loderte, herrschte wieder grauenvolle Stille. Es lagen auch dort einzelne Leichen, oder auch ganze Haufen übereinander geschichtet. Greise, Kinder, Männer, Frauen, feine Paletots, Blousen und weibliche Kleider, Köpfe, Arme, Beine in blutigem Gemisch. Es war ein schrecklicher Anblick. An diesen stillen Orten, wo der Tod allein noch Wache hielt, tauchten nach und nach, als die Nacht sich bereits näherte, dunkle, tiefgebeugte Gestalten auf. Es waren Väter und Mütter, Brüder, Schwestern und Bräute, die nach ihren vermißten Lieben suchten. Angstvoll, aus schwerbeklommener Brust, riefen sie zuweilen die Namen der Vermißten durch die grausige Stille der Nacht und wenn ihnen immer und immer wieder keine Antwort wurde, brachen sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus und schleppten sich weiter durch Blut watend, ohne es zu wissen.

Hier fand eine Frau ihren Gatten. Er war Cassirer einer Gesellschaft, die ihr Comptoir in der Straße de la Banque hatte. Er war am Nachmittage nach der Straße Borgère gegangen, um einen Wechsel einzucassiren. Als er mit dem Gelde nach seiner Wohnung zurückkehren wollte, wurde er von zwei Kugeln auf der Stelle getödtet. Als die trostlose Gattin seine

Leiche fand, war sie bereits ausgeplündert. Man hatte den Todten des Geldes, seiner Uhr und seines Ringes beraubt. Dort zog ein Vater, ein schwacher, kränklich aussehender Mann seinen Sohn unter einem Leichenhaufen hervor. Er war die Hoffnung seines Alters, seine einzige Stütze gewesen. Auch er war nicht im Kampfe gefallen; auch er war auf einem Geschäftswege begriffen, wehrlos hingeschlachtet worden. An einer andern Stelle fand ein junger Arbeiter seine Braut, ein gutes, rechtschaffenes, fleißiges Mädchen, welches im Dienste seiner Herrschaft einen Einkauf zu besorgen gehabt und deren treue Brust von mehreren Lanzenstichen durchbohrt war. Der junge Mann war ein Bild des starren Schmerzes. Er klagte nicht, keine Thräne netzte sein glühendes Auge, aber er streckte die Hand, die an den blutgetränkten Kleidern der Ermordeten sich roth gefärbt hatte, zum nächtlichen Himmel empor und eine furchtbare Anklage, ein schrecklicher Schwur schien auf seinen Lippen zu schweben.

Doch wer ist die ehrfurchtgebietende Dame, deren Wagen ihn in einiger Entfernung folgt? Sie ist schwarz gekleidet und ein schwarzer Schleier wallt von ihrem Haupte herab. Sie stützt sich auf den Arm eines jungen, schönen Mädchens, dessen Züge qualvolle Angst verkünden, und so oft sie an einer Leiche vorübergeht, bleibt sie stehen, schlägt den Schleier hastig zurück und läßt ihn langsam wieder fallen, sobald sie einen schaudernden Blick auf das blutige Opfer geworfen.

Vor ihr her schreitet ein alter Diener in dunkelblauer Livree mit Gold verbrämt, und mit silbergrauem

Haar. Er trägt eine große Laterne, mit welcher er vorleuchtet. Hinter ihr schreitet ein ältlicher, feingekleideter Herr, der sich durch einen wattirten Paletot und Foulards gegen die kalte, feuchte Abendluft verwahrt hat und sich auf einem Stock mit goldenem Knopfe stützt. Der Forscherblick, mit dem er die Leichen betrachtet und ihre verschiedenen Wunden, wenn auch nur flüchtig, untersucht, verräth den Arzt.

Sie waren schon weit umhergewandert und nur wenige abgebrochene Worte waren ihnen entschlüpft. Endlich gelangten sie auch bis nahe an das Thor von St. Denis. Der alte Diener erhob die Laterne, deutete auf die letzten Trümmer der bereits zerstörten Barricade, welche das Thor gedeckt hatte und sprach: „Hier an dieser Stelle will der Lakai Jean den jungen Herrn Marquis zuletzt gesehen haben; aber er hat nicht zu ihm gelangen können, denn er hat hoch oben auf der Barricade gestanden, von lauter republikanischen Volksmännern umgeben.“

„So leuchte hierher;“ sprach die ältere Dame, tief Athem schöpfend und mit bebender Stimme auf den Leichenhaufen der Barricadenkämpfer deutend, welcher vor der Pforte des Hauses Jouvin aufgeschichtet worden war. „Bleiben Sie bei mir, lieber Doctor Bergier;“ sprach sie dann zu dem ältlichen Herrn, welcher ihr folgte und der jetzt vor sie hin trat und sie sanft zurückdrängend entgegnete: „Lassen Sie mich zuerst allein zusehen, Frau Marquise. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich es Ihnen nicht verhehlen werde, wenn ich den Unglücklichen hier finden sollte.“

Die Dame schien einige Augenblicke mit sich selbst zu kämpfen und sprach dann, indem sie sich fester auf das junge Mädchen, ihre Tochter Pauline stützte, welche sie auch durch einen bittenden Blick zurückzuhalten strebte: „Gut! Schauen Sie zuerst hin; aber schnell, wenn ich bitten darf; ich ertrage diese folternde Ungewißheit nicht länger.“

Kaum war der alte Kammerdiener Bernard zu dem Leichenhaufen getreten, mit seiner Laterne umherleuchtend, so stieß er unwillkürlich einen nur halb unterdrückten Schrei aus.

Der Arzt gebot ihm Schweigen, aber beinahe hätte er selbst laut aufgeschrieen, als er auf mehrere übereinander geworfene Leichen gebettet, den regungslosen, blutbefleckten Körper eines jungen Mannes erblickte. Seine Augen waren geschlossen, aber seine Lippen, die ein zierliches Bärtchen bedeckte, waren halbgeöffnet, sein Antlitz starr und todtenbleich. Sein glänzendes, kastanienbraunes Lockenhaar hing zum Theil bluttriefend in wilder Unordnung um seine edle, freie Stirn. Er war elegant gekleidet und seine zarten, aristokratischen Hände waren krampfhaft geballt.

„Er ist es! Schweigen Sie Bernard! O, die unglückliche Mutter!“ flüsterte der Arzt dem Diener zu, der ihm leuchtete. „Aber wie ist er denn verwundet worden?“ fuhr er fort, indem er seinen ärztlichen Scharfblick über den ganzen Körper streifen ließ. „Hier an der linken Schulter — leuchten Sie näher her, daß ich besser sehen kann — hm! diese Wunde allein ist nicht tödtlich — denn die Kugel ist nur durch die Muskeln

gegangen und scheint nicht einmal den Knochen verletzt zu haben. Doch freilich — der Blutverlust — ah! Hier ist eine zweite Wunde — am Kopfe — und doch scheint es auch nur ein Streifschuß zu sein, obgleich er eine ziemlich tiefe Furche zurückgelassen hat. Aber ich kenne diese Schüsse; wenn sie den Schädel streifen, so bewirken sie nicht selten eine Lähmung des Gehirns und eine Erstarrung aller Nerven und rufen gewöhnlich eine Lethargie hervor, die dem Todesschlafe gleicht."

Er hatte diese Worte flüsternd, mehr zu sich selbst, als zu Bernard gesprochen, über dessen runzelige Wangen schwere Thränen herabrollten, und jetzt riß er dem jungen Manne Rock und Weste auf, schob auch das feine Hemd zurück und legte seine Handfläche auf die bloße Brust, gerade in die Herzgrube. Wohl eine Minute lang kam kein Laut mehr über seine Lippen, seine klugen, feurigen Augen starrten, wie in der gespanntesten Erwartung vor sich hin, bis er endlich in die Worte ausbrach: „Das ist seltsam — noch Lebenswärme, und wenn mich nicht Alles täuscht, geht auch noch ein kaum bemerkbarer, matter Pulsschlag vom Herzen aus. Es wäre nicht unmöglich, daß — doch wir wollen gleich sehen. Rasch zog er nun eine Phiole hervor, die einen außerordentlich starken Aether enthielt, öffnete sie, benetzte mit der Flüssigkeit die Schläfe des jungen Marquis, goß auch einige Tropfen auf sein Taschentuch und hielt es ihm unter die Nase. Es dauerte jedoch lange, ehe sich eine Wirkung äußerte; endlich aber zuckten die Augenlider des für todt Gehaltenen, die krampfhaft zu-

sammen gekrümmten Fäuste öffneten sich, und die erstarrten Finger wurden weich und bewegten sich zuckend.

„Bei Gott und Allem was heilig ist!“ rief jetzt der Arzt in freudigem Erstaunen; „es ist noch Leben in ihm, wenn ich auch nicht für sein Leben bürgen kann.“

Ehe er diese Worte noch beendet hatte, eilte er fort, ungefähr funfzig Schritte weiter zurück, bis zu dem Vorsprunge eines Thorwegs, wo ein umgestürztes Meublestück lag. Hier hatte sich die Marquise niederlassen müssen; denn ihre Kniee waren unter ihr zusammengebrochen, und ihre Tochter hielt sie zärtlich mit beiden Armen umfangen und ließ das schwergebeugte, mütterliche Haupt auf ihrer Schulter ruhen.

Der alte, grauköpfige Bernard aber zog die Hand seines jungen Herrn an seine Lippen, knieete dann auf die blutbefleckten Fliesen nieder und murmelte ein Dankgebet zum Himmel empor.

„Madame!“ redete der Arzt die Marquise nicht ohne Bewegung an. „Ich habe ihn nicht allein gefunden, sondern es ist auch noch ein Funke Leben in ihm.“

„Edmond gefunden! Er lebt!“ riefen Mutter und Tochter, fast wie aus einem Munde, und erhoben sich Beide von ihrem harten Sitze, wie neu belebt.

„Ich sage: ein schwacher Lebensfunke glimmt noch in ihm;“ fuhr der Arzt fort; „doch es steht freilich in Gottes Hand, ob er sich wieder entzünden, oder verlöschen wird? Wir können nur unsere Pflicht thun und ihm alle Hülfe bieten, die ihm frommen kann. Er muß eiligst in ihr Palais gebracht werden —“

„Ich beschwöre Sie, bei Allem was Ihnen heilig ist, Doctor;“ unterbrach sie ihn; „täuschen Sie ein gebrochenes Mutterherz nicht. Habe ich recht gehört? Sagten Sie wirklich, mein Sohn lebe noch?“

„Ich sagte es und wiederhole es;“ versetzte Vergier. „Aber gehen Sie nicht hin; der Anblick der Umgebung, in der er sich befindet, ist schrecklich und würde nie wieder aus Ihrem Gedächtnisse entschwinden. Ich werde die beiden Lakaien herbeirufen, die sich uns dort mit der Equipage nähern. Wir tragen ihn in den Wagen und dann — sollen Sie ihn sehen!“

Er wartete keine Antwort ab, eilte dem Wagen entgegen, rief die beiden Bediente an und begab sich dann rasch mit ihnen zum Leichenhaufen zurück.

Die Marquise aber stand, fast bewegungslos, noch auf derselben Stelle und schien die Mittheilung des Arztes, die ihr einen, wenn auch nur schwachen, Trost verhieß, noch gar nicht fassen zu können.

Erst als ihre Tochter ihr mit ihrer melodischen Stimme und unter Thränen lächelnd, zurief: „Mutter, unser Edmond lebt! Lassen Sie uns hoffen!“ da schien sie ein electrischer Schlag zu durchbeben und ihre Hände faltend und zum Himmel emporhebend, sprach sie zum Himmel aufschauend: „Ja, mein Herr und Gott! Ich danke Dir auch für diesen schwachen Lichtstrahl, in der Nacht der Trauer. Blicke herab auf mein Leid und laß mich nicht verzagen!“

Von diesem Augenblicke an schien sie ihre ganze Energie wieder gewonnen zu haben, und als der Arzt mit den beiden Lakaien eben an ihr vorüberging, schloß

sie sich ihm an, ohne seinen Wink, durch den er sie zurück zu halten suchte, zu beachten.

Als sie den Leichenhaufen erreichte, und beim Scheine der Laterne jetzt das bleiche Antlitz ihres Sohnes erblickte, machte sie eine Bewegung, als ob sie sich über ihn hinwerfen wollte, aber der Arzt hielt sie jetzt ernstlich zurück und ließ durch die beiden Lakaien den Körper vorsichtig herabnehmen. Als man aber eben im Begriffe war ihn fortzutragen, stürzten einige Scharfschützen, von dem Vincenner Corps, die ihr Bivouak am Thore St. Denis, kaum zweihundert Schritte weit entfernt, aufgeschlagen hatten, wüthend herbei, und der Vorderste, ein bärtiger Sergeant, rief in zornigem Tone: „Wer wagt es da, Leichen fort zu schleppen? Meint Ihr, wir lassen uns bei Nacht und Nebel unsere Todten stehlen? Gleich legt ihn wieder hin auf den Haufen, wohin er gehört, sonst wäre ja unsere Pyramide nicht vollständig, wenn wir sie morgen abliefern.“

Die Marquise und ihre Tochter wurden auf's Neue von heftigem Schrecken ergriffen und die rohen Worte des sichtbar berauschten Soldaten empörten sie tief. Doch der Arzt trat den Jägern unerschrocken entgegen und sprach zu ihnen fest und nachdrücklich: „Hier ist von keiner Leiche die Rede; der junge Mann lebt noch, wenngleich schwer verwundet. Ich habe mich seiner bemächtigt und habe ein gutes Recht dazu; denn er ist mein Patient und ich bin der Hausarzt seiner Familie.“

Indessen waren auch die übrigen Soldaten herbeigekommen, und stimmten in die rohen Aeußerungen ihres Sergeanten ein, indem sie betheuerten es nicht leiden

zu wollen, daß man einen Leichenraub begehe; denn sie glaubten nicht daran, daß noch Leben in dem jungen Manne sei, und es entstand ein lärmender Streit, welcher weithin schallte durch die finstere Nacht.

Vergebens widersprach ihnen der Arzt in kräftiger Weise; vergebens erschöpften die Marquise und ihre Bitten, indem sie es eingestanden, in wie naher Blutsverwandtschaft der Verwundete zu ihnen stehe und ihnen zu bedenken gaben, daß nur die schleunigste Hülfe ihm vielleicht noch das Leben retten könne. Selbst die vielgerühmte, französische Galanterie gegen Damen verleugneten, noch ganz berauscht von Wein und Blut, jene Soldaten in diesem Augenblicke, indem sie die beiden schwachen Frauen nicht allein durch ihre brutalen Reden beleidigten, sondern sie auch bedroheten, wenn sie sich nicht augenblicklich entfernen würden.

Sie ließen sich jedoch nicht dadurch verscheuchen und der Arzt schien eben so wenig geneigt das Feld zu räumen; denn als er von den Wachtfeuern einen Offizier, den wahrscheinlich der Lärm aufmerksam gemacht hatte, auf sich zukommen sah, ging er ihm eilig entgegen, theilte ihm die Ursache des Streites mit, nannte ihm den Namen der Marquise und bat um Schutz für sie und um Auslieferung des Verwundeten.

Glücklicherweise war der Jägerobrist de Frenac, zu dem er gesprochen hatte, ein menschenfreundlicher, theilnehmender Mann, der im Stillen die blutigen Gewaltmittel mißbilligte, durch welche der Staatsstreich ausgeführt worden war. Mit finsterer, ernster Miene trat er unter die Soldaten und nachdem er die beiden Damen

in würdiger Weise begrüßt hatte, wendete er sich zu seinen Leuten und fragte kurz: weshalb sie sich der Fortschaffung des Verwundeten widersetzt hätten?"

„Erstens, mein Obrist;" entgegnete der Sergeant, der sich bemühete, eine feste, militairische Haltung anzunehmen; „weil wir nicht glauben, daß er überhaupt noch lebt. Der Gefreite Jaques will behaupten, daß er den jungen Mann, mag er nun Marquis sein oder nicht, mitten unter dem Gesindel auf der Barricade dort hätte kämpfen und fallen sehen, ehe wir sie mit Sturm nahmen. Und es war ein böses Völkchen dort beisammen! Lauter Anhänger der Marianne, und zwei Frauenzimmer, welche die Marie und die Anna vorstellten, waren auch dazwischen. Ist der junge Mann nun todt, so gebührt ihm kein ehrliches Begräbniß und er muß mit den andern Leichen in eine Grube geworfen werden. Lebt er aber noch, dann dürfen wir ihn erst recht nicht ausliefern; denn dann ist er Gefangener, und gehört in ein Militairhospital, wo er bewacht werden muß, bis man ihn vor Gericht stellen kann."

Der Obrist wurde durch diesen Bericht in eine Verlegenheit versetzt, die er kaum zu verbergen vermochte; denn unter den gegenwärtigen Umständen und von seinem militairischen Standpunkte aus, vermochte er dem Sergeanten nicht ganz Unrecht zu geben, wenn sich seine Aussage wirklich so verhielt, wie sie lautete. Um dies aber näher zu erforschen, ließ er den Gefreiten Jaques sogleich vortreten, und sprach ziemlich barsch zu ihm: „Sie behaupten den jungen Mann auf der Barricade gesehen zu haben? Täuschen Sie sich auch nicht? Be-

denken Sie wohl, was Sie thun! Sie setzen sich der schwersten Verantwortlichkeit aus, denn der junge Marquis gehört einer der edelsten Familien an und es ist kaum glaublich, daß er sich mit dem Volke verbunden haben sollte, um gegen den Prinzen Napoleon zu kämpfen. Gestehen Sie es lieber ein, wenn Sie sich getäuscht haben, denn in der Hitze des Gefechtes und im Pulverdampfe ist ein Irrthum leicht möglich. Ich bin fest überzeugt, daß sich unter diesem Leichenhaufen Mehrere befinden, die nicht auf der Barricade fielen; sondern ohne gegen uns die Waffen geführt zu haben, auf dem Trottoir umkamen, und es ist weit wahrscheinlicher, daß der junge Marquis zu diesen Unglücklichen gehört."

Der Gefreite, der sich in einem noch berauschteren Zustande befand, als sein Sergeant, war durch die barsche, ernste Anrede seines Obristen sichtbar in Verwirrung gesetzt. Es dauerte lange, ehe er eine Antwort fand. Mit stieren Augen blickte er auf den Leichenhaufen und indem er auf den Körper eines andern jungen Mannes deutete, stammelte er endlich: „Nun, Irren ist menschlich! Es kann wohl auch dieser dort sein, den ich in's Auge gefaßt hatte. Bei meiner armen Seele! Ich kann nicht darauf schwören, welcher von Beiden es ist."

Der menschenfreundliche Obrist hatte ganz richtig berechnet, daß seine strenge Anrede den Burschen zweifelhaft machen würde, besonders da er sich in einem Zustande befand, wo sein klares Urtheil durch die Weindünste sehr beschränkt wurde. Er nahm es deshalb auch sogleich als entschieden an, daß er sich geirrt habe, gab

ihm einen strengen Verweis und befahl, daß der Fortschaffung des Verwundeten kein Hinderniß mehr entgegen gesetzt werde. Aber wie im Laufe des Tages schon mehrere Subordinationsvergehen gegen die Befehle ihrer Offiziere unter den Soldaten vorgekommen waren, so geschah es auch jetzt. Die Jäger, mit ihrem Sergeanten an der Spitze, murrten ziemlich laut und machten keine Anstalt den Lakaien Raum zu geben, die noch immer den regungslosen Körper des Marquis umfaßt hielten. Sicher wäre es auch noch zu ernsten Auftritten gekommen, wäre nicht in demselben Momente ein anderer Jäger von den Wachtfeuern herbeigeeilt und hätte ihnen zugerufen: „Heda! Was habt Ihr dort zu schaffen? Kommt doch zum Bivouak! Eine neue Weinzufuhr ist angekommen! Es lebe der Prinz Napoleon!“

Wie auf ein mächtiges Zauberwort hörte plötzlich das Murren auf und indem Alle lärmend in den Ruf: „Es lebe der Prinz Napoleon!“ einstimmten, eilten sie, so schnell ihre wankenden Füße sie zu tragen vermochten, nach dem Bivouak zurück, wo wirklich wieder auf's Neue Wein vertheilt wurde; denn es schien, als wolle man die Truppen in dieser Nacht nicht zur Besinnung kommen lassen.

„Jetzt bringt ihn rasch fort!‘ rief der Obrist den Lakaien zu, und während diese ihren jungen Herrn nach dem Wagen trugen, der sich bis auf wenige Schritte genähert hatte, trat die Marquise zu dem Offiziere, reichte ihm ihre Hand und sprach ihren tiefgefühlten Dank aus, in den auch Pauline mit einstimmte.

Der Arzt war den Lakaien gefolgt, um den Ver-

wundeten in den Wagen heben zu helfen, und kaum war dies geschehen, als auch die beiden Damen erschienen, welchen der Obrist beim Einsteigen behülflich war, worauf er sich entfernte. Edmond, der noch kein weiteres Lebenszeichen von sich gegeben hatte, wurde auf dem Rücksitze von Mutter und Schwester in die Mitte genommen und von ihren Armen umschlungen, damit das Rütteln des Wagens nicht nachtheilig auf ihn wirken sollte. Der Arzt saß ihnen gegenüber, schweigend und beobachtend. Die Equipage rollte rasch dahin, bis zum Faubourg Saint Germain, wo sie durch die hohe Pforte in ein imposantes Palais hinein fuhr, welches der Marquis von Chereville mit seiner Familie bewohnte.

Als dieser den Wagen in die Einfahrt rollen hörte, stieg er die breite Marmortreppe herab, nicht eilig, sondern mit abgemessenen Schritten und in steifer, stolzer Haltung. Er war ein hochgewachsener Mann und erschien beinahe noch größer durch die Magerkeit seiner Glieder. Sein Gesicht hatte jene starren, finstern Züge, welche einen stolzen, hartnäckigen, unbeugsamen Charakter andeuten. Sein Auge funkelte noch lebhaft und feurig, obgleich sein ergrautes Haar ein bereits vorgerücktes Alter verrieth.

Als die Equipage in der Einfahrt hielt und die zahlreiche Dienerschaft von allen Seiten mit Licht herbeieilte, gab er seinem Kammerdiener, der ihm gefolgt war, eben so steif wie sein Gebieter, einen Wink den Schlag zu öffnen, und als dies geschehen war, trat er näher hinzu. Sein erster Blick fiel auf die bleiche, leichenähnliche, noch immer regungslose Gestalt seines

Sohnes und das Vatergefühl schien beim ersten Anblicke eine heftige Bewegung in ihm zu erregen. Aber er war ein Meister in der Kunst, seine Empfindungen zu verbergen und gehörte überhaupt zu jenen kalten Naturen, welche die zärtlichen Regungen des Herzens dem berechnenden Verstande und dem Stolze, zu welchem sie sich durch Rang und Stellung berechtigt glauben, unterzuordnen wissen. Deshalb verschwand auch fast augenblicklich der Zug angstvoller Theilnahme wieder aus seinem Antlitze und der Ausdruck der finstern Strenge trat hervor, die gewöhnlich auf seiner Stirn thronte.

„Was ist mit Edmond geschehen?" fragte er, in seinem gewohnten, kurzen und scharfen Tone. „Verwundet? Blutbefleckt? Mit wem hat er ein Duell gehabt?" Der Gedanke, daß er nur in einem Duelle verwundet worden sein könne, schien ihm gar keinem Zweifel zu unterliegen; denn daß der Sohn eines Marquis in einem Volkskampfe sein Blut vergießen werde, hielt er für eben so unwürdig, als unglaublich.

Die Marquise stieg zuerst aus und ihren Gemahl bei Seite führend, während der Verwundete unter Leitung des Doctors vorsichtig aus dem Wagen gehoben wurde, entgegnete sie ihm mit Fassung und Milde: „Edmond ist nicht in einem Duelle verwundet worden; er ist gefallen auf den Boulevards. Ich hatte vergebens den ganzen Abend seine Heimkehr erwartet, und als die Nacht hereinbrach und er noch nicht zurückkehrte, stieg meine Angst aufs Höchste. Der Donner der Kanonen, das Gewehrfeuer, die Nachrichten von dem blutigen Kampfe, welcher in den Straßen entbrannt war, erfüll-

ten mich mit den düstersten Ahnungen und trieben mich hinaus meinen Sohn aufzusuchen. Der alte Bernard vertraute mir endlich: der Lakai Jean habe Edmond auf den Boulevards im dichten Volksgedränge gesehen, aber nicht zu ihm gelangen können. Deshalb vermochte ich auch mein Mutterherz nicht mehr durch müssiges Harren zu beschwichtigen; ich ließ heimlich anspannen und fuhr mit unserer Pauline und dem Doctor Vergier aus, um nach ihm umzuschauen. Ich hatte Muth genug selbst bis zum Kampfplatze vorzudringen; doch will ich Ihnen die Bilder des Entsetzens nicht schildern, die sich dort meinen Augen darboten. Kurz, ich fand Edmond unter Leichen, erstarrt gleich einem Todten wieder; doch der Arzt entdeckte noch eine schwache Lebensspur in ihm und wir brachten ihn eilig hierher."

Dieser kurze Bericht aber, der in fliegender Eile und mit angstvoller Besorgniß abgestattet wurde, schien weit mehr den Zorn, als die Theilnahme des gestrengen Marquis zu erregen. „Aber warum verheimlichten Sie mir Ihre nächtliche Ausfahrt?" fragte er mit herrischer, beleidigter Miene.

„Weil ich fest überzeugt war, daß Sie mir die Erlaubniß dazu versagen würden;" antwortete sie, jetzt gleichfalls ihr Haupt stolz erhebend. „Ich ersuche Sie zu bedenken, daß ich nicht allein Gattenpflichten, sondern auch Mutterpflichten zu üben habe. Es galt die Rettung meines Sohnes, und wenn Gott uns ferner beisteht, werde ich sagen dürfen, daß sie mir gelungen ist. Wäre der Unglückliche die ganze Nacht hindurch auf der Straße liegen geblieben, ohne Hülfe, ohne Beistand,

so wäre sicher auch der letzte Lebensfunke in ihm erloschen, noch ehe der nächste Morgen tagte."

„Der Unglückliche!" fuhr der Marquis auf, seinen Zorn von ihr ablenkend, da sie ihm durch den festen Ton ihrer Worte imponirt hatte und auf seinen Sohn richtend. „Es würde weit richtiger sein, wollten Sie ihn einen Leichtsinnigen, Entarteten, Unwürdigen nennen. Ich schaudere, wenn ich nur daran denke, daß er sich so weit erniedrigen konnte, als ich es niemals für möglich gehalten. Das sind die Folgen seiner demokratischen Ideen, seiner unsinnigen Humanitätsprincipien, seines Umgangs mit Menschen tief unter seinem Stande. Ich möchte vor Schaam in die Erde sinken! Mein Sohn, einem der edelsten Geschlechter Frankreichs entsprossen, dem ich ein Marquisat in seine Wiege legte, hat sich mit dem Pöbel verbündet und sein Blut vergossen für die Republik; Er, den sein Name, der Ruhm seiner Vorfahren schon längst hätte belehren sollen, daß es seiner allein nur würdig sei für die Monarchie zu kämpfen, für die Wiedereinführung der Bourbonen, unserer einzigen, rechtmäßigen Herren, auf den Thron ihrer Väter. Er hat sich, er hat seinen Stamm entehrt, er ist unwürdig hinfort mein Sohn zu heißen."

„Ich habe nicht gesagt, daß er mit dem Volke gekämpft hat;" fiel sie ihm fest und entschieden in's Wort. „Es sind Hunderte friedliche und wehrlose Zuschauer hingemordet worden, lassen Sie uns also nicht voreilig richten."

„Ich will und werde richten, nachdem ich streng untersucht habe!" zürnte der Marquis fort. „Seit drei

Tagen habe ich mein Palais nicht verlassen, um mit keiner der streitenden Parteien auch nur in die geringste Berührung zu kommen. Was hatte mein Sohn unter dem Volke, auf der Straße zu schaffen, wo ein Kampf ausgefochten wurde, der uns nicht kümmerte?"

„Der uns nicht kümmerte?" wiederholte die Marquise in vorwurfsvollem Tone. „Ein Kampf der der Bevölkerung von Paris so tiefe Wunden schlug, dessen Folgen ganz Frankreich eine schmerzliche Wunde schlagen werden, der sollte uns nicht kümmern? Doch, wir sprechen später darüber, jetzt ruft mich meine heiligste Pflicht zu meinem Sohne."

Und so eilig, als es ihre Erschöpfung nur gestattete, stieg sie die Treppe hinauf und begab sich nach dem Schlafzimmer Edmonds, wo man diesen bereits entkleidet und zu Bett gebracht hatte. Pauline, welche sie auf dem Corridore erwartete, schloß sich ihr an und als sie eintraten, war der Arzt eben beschäftigt einen kunstgerechten Verband um die Wunden zu legen. Als dies geschehen war, fuhr er in seinen Bemühungen fort, die Lebensgeister seines Patienten zu erwecken, und es gelang ihm auch endlich die Starrsucht, die ihn noch immer umfangen hielt, zu lösen, und das regelmäßige Athemholen, wenn auch nur schwach, wieder herzustellen. Auch schlug er die Augen auf, aber sein Blick war noch starr und glanzlos und zeigte keine Spur des Bewußtseins. Indessen war der Arzt zufrieden mit den Resultaten seiner Hülfsleistungen und erklärte sich freiwillig bereit, die ganze Nacht hindurch bei dem Verwundeten zu wachen, um seine Beobachtungen ununterbrochen fort-

setzen zu können. Sein Anerbieten wurde dankbar angenommen, doch keine Vorstellungen vermochten die Marquise und ihre Tochter zu bewegen, sich selbst die so nöthige Ruhe zu gönnen. Sie wichen Beide nicht vom Bette Edmonds die ganze Nacht hindurch, der Marquis aber kam nicht selbst um nach seinem Sohne zu schauen, sondern sendete nur seinen Kammerdiener, um sich nach dessen Zustande erkundigen zu lassen.

Selbst als ihm Doctor Vergier sagen ließ: sein Patient schwebe noch immer zwischen Leben und Tod; kam er nicht ihn zu sehen, aber doch floh auch sein Auge der Schlaf die ganze Nacht.

II.

Als sich am nächsten Tage die ersten Strahlen der Morgensonne, gleichsam zagend, als ob sie sich scheuten das Entsetzliche zu schauen, durch ein düsteres Nebelgewölk hindurch drängten, kam die Bevölkerung von Paris herbei, um das blutige Schlachtfeld zu sehen und die Opfer zu zählen, die der Staatsstreich gekostet hatte. Doch wir wollen das Schreckensbild, welches sich bei hellem Tageslichte noch weit grauenvoller und blutiger gestaltete, nicht auf's Neue entrollen; wir wollen den lauten Jammer und die stille Erbitterung nicht schildern, die sich fast in den Mienen Aller aussprachen. Man hatte die Leichen, wie es schien, auf den Straßen absichtlich liegen lassen; denn ihr Anblick sollte den starren

Schrecken in der Brust Aller befestigen, um die Unterwerfung zu sichern.

Ein düsteres Schweigen herrschte am 5. December in der ungeheuern Stadt; man hörte nur Geflüster, unheimliches Gemurmel, unterdrücktes Schluchzen, denn selbst die herzzerreißende Wehklage um geliebte Todte wagte es nicht laut zu werden. Selbst die Soldaten waren schweigsam gestimmt und scheuten sich beim hellen Lichte des göttlichen Tagsgestirnes, welches ihre blutigen Thaten aus dem nächtlichen Dunkel zog, noch lautem Freudenjubel hinzugeben. Nur ein General wurde laut bei der Parade, welche die siegreichen Truppen auf den Boulevards hielten. Er zeigte seinen entblößten Degen dem entsetzten Volke, und rief mit gellender Stimme: „Da habt Ihr die Republik!" Und es war keine leere Prahlerei. Der Mann sprach Wahrheit. Seit dem vergangenen Tage hatte sich die Republik in eine Säbelherrschaft verwandelt.

Der übrige Rest des Tages wurde ausgefüllt mit Hinwegräumung der Todten aus den Straßen und — mit Verhaftungen. Auf dem Kirchhofe Montmartre konnte man Schreckliches erblicken. Man hatte dort einen großen leeren Raum zur vorläufigen Beerdigung eines großen Theils der unglücklichen Schlachtopfer benutzt. Aber man begrub sie nicht fußtief, sondern verscharrte sie nur theilweise, oder warf ihnen auch nur einige Schaufeln voll Erde auf die Brust; das Gesicht aber und die Füße ließ man unbedeckt. Man sah dort manches edle, männliche Antlitz, aus welchem der Ausdruck des Muthes und des Freiheitssinnes selbst im Tode

noch nicht gewichen war. Man sah aus den Leichengesichtern von Frauen, Mädchen und Kindern, die halb-öffnen, starren Augen racheheischend zum hellen Himmel hinaufblicken. Die Menge drängte sich hier schaudernd durch einander; Viele stiegen über die Leichen hinweg, denn sie suchten ihre vermißten Lieben und manche fanden sie auch hier und es wurde ihnen großmüthig gestattet sie an sich zu nehmen und ihnen ein feierlicheres Begräbniß zu bereiten.

Die eigentliche Anzahl der durch das furchtbare Gemetzel in den Straßen gefallenen wehrlosen Opfer ist noch nicht bekannt geworden. Es wurde zwar eine officielle Liste veröffentlicht, welche 191 Namen enthielt, worunter Frauen und Kinder bis zu sieben Jahren herab; doch glaubwürdige Augenzeugen wollten behaupten, daß sie auf der ganzen Länge des Boulevards mehr als 800 Todte gezählt, und ein Bataillonschef der mobilen Gensd'armerie, welcher sich bei dem Blutbade auszeichnete, hat späterhin erklärt, daß man die Anzahl der wehrlosen Gefallenen gewiß nicht zu hoch annehme, wenn man sie auf 1200 schätze.

Auch in der Vorstadt Saint Denis herrschte jenes trübe, bange Schweigen. Niemand hatte Lust seine Geschäfte wieder aufzunehmen; denn der Gedanke, wie die Hand, waren noch erstarrt von dem Entsetzlichen, was man am vergangenen Tage erlebt hatte. Selbst der arme Arbeiter, der sein Brot im Tagelohn verdient, feierte, und ging herum, mit gefesselter Zunge, aber den bittern Grimm im Herzen. Nur die Häuser und Läden, welche die nothwendigsten, täglichen Bedürfnisse

liefern, waren geöffnet, die Uebrigen fand man größtentheils geschlossen. Auch ein großes, alterthümliches Haus, in einer der Hauptstraßen wurde geschlossen gehalten. Es war trotz seiner altmodischen Bauart gut unterhalten, und verrieth in seinem Aeußeren einen soliden Wohlstand. Als aber am Abende ein junger, gutgekleideter Mann, den schweren, messingenen Klopfer, der einen Löwenkopf bildete, kräftig rührte, wurde die massive Thür aus Eichenholz halb geöffnet, und man ließ ihn hineinschlüpfen.

Ein junger Mann, der sich Etienne Lambert nannte, und am vergangenen Tage auf der Barricade, am Thore Saint Denis, mit gefochten, und zugleich die Schutzgarde der beiden muthigen Mädchen, welche man als Marie und Anna zu verehren schien, mitgebildet hatte, reichte dem Eintretenden auf der weiten, düstern Hausflur treuherzig die Hand und sprach halblaut zu ihm: „Es ist gut, daß Sie kommen, Herr Roller; denn wir waren sehr besorgt um Sie, und ich war so eben im Begriffe nach Ihnen zu forschen. Sie werden nun bei uns bleiben, denn Sie sind jedenfalls hier im Hause sicherer, als draußen, und müssen wir Alle fliehen, schließen Sie sich uns an.“

Hermann Roller, der deutsche Architekt, dankte herzlich für das freundliche Anerbieten, versprach auch, wenigstens für kurze Zeit davon Gebrauch zu machen.

„Es ließ mir keine Ruhe;“ entgegnete er. Ich wagte mich in vergangener Nacht wieder hinaus auf die Boulevards. Ich wollte nach dem Leichname des armen Marquis Edmond von Chereville forschen, der auf

unserer Barricade fiel, um ihn in Sicherheit zu bringen, damit ihm die Seinigen doch ein ehrenvolles Begräbniß zu Theil werden lassen könnten. Allein, so viel ich auch nach ihm suchte, so blieben doch alle meine Bemühungen vergebens, und ich irrte, mit andern Unglücklichen, welche wie ich, nach einem lieben Verlorenen suchten, die ganze Nacht auf den Straßen umher, bis ich diesen Morgen im Palais Chereville erfuhr, daß die Marquisin, diese würdige Dame, getrieben von ihrem edeln Muttergefühle, selbst ihren Sohn in vergangener Nacht unter den Todten aufgesucht, und ihn nicht allein gefunden, sondern sogar auch noch Spuren des Lebens in ihm entdeckt habe. Er befindet sich jetzt unter den Händen eines wackern Arztes und unter der Pflege der liebreichsten Mutter und Schwester, und es ist wenigstens eine schwache Hoffnung vorhanden, ihn zu retten. Diese Nachricht war nach dem tiefen Schmerze, den ich empfunden habe, ein wahrer Trost für mein trauerndes Herz; denn Edmond de Chereville war mein Freund geworden, ich schätzte und liebte ihn von ganzer Seele und die bittersten Vorwürfe peinigten mich, weil ich ihn im Vorbeigehen angerufen, und durch einige unbesonnene Worte die Kampflust in ihm erweckte, so daß er zu uns herauf kletterte und hoch und theuer schwur: mit uns kämpfen zu wollen bis zum Tode. Der Arme! Schon nach wenigen Minuten wurde er von zwei Kugeln getroffen."

„Ich muß gestehen," versetzte Etienne; „daß ich Ihren Freund nicht mit freundlichen Blicken sich uns beigesellen sah. Schon sein Name und sein Titel machten mich mißtrauisch gegen ihn und er gehört einer Fa-

milie an, deren Häupter stets für die Monarchie und die Regentenfamilie der Bourbonen geschwärmt haben. Ich meine nun einmal, daß ein Sprößling der hohen Aristokratie es niemals redlich mit dem Volke meinen könnte —“

„Mein Freund Edmond macht sicher eine Ausnahme —“ unterbrach ihn Roller. „Er verachtet die lächerlichen Prätensionen des Adels, ist ganz begeistert für Volksfreiheit und Volksrechte und dabei schwärmt er für die Lehren Ledru Rollins, Blanqui's, Raspails. Ich halte mich überzeugt, daß er sich selbst, sobald er selbstständig geworden, aller Vorrechte des Adels entkleiden und nur die gemeinsamen bürgerlichen Rechte für sich in Anspruch nehmen wird. Auch ist er, wie ich zufällig erfahren, Mitglied der Marianne und da ich neulich den Wunsch gegen ihn äußerte, selbst in die geheime Verbindung einzutreten, so versprach er mir vorläufig, so weit es sein Eid erlaube, einige Aufklärung über dieselbe zu geben, und mich zur Aufnahme vorzuschlagen. Indessen wird er nun, geraume Zeit durch seine Wunden an's Krankenlager gefesselt, außer Stande sein, mir sein Versprechen zu erfüllen, und ich komme deshalb jetzt, um denselben Wunsch dem Vater Maquet vorzutragen, der ja, wie ich vermuthe, zu den alten, würdigen Häuptern der Gesellschaft gehört. Deshalb bitte ich auch: führen Sie mich ungesäumt zu ihm, damit ich mit ihm sprechen kann.“

„So kommen Sie denn;“ erwiderte der Andere. „Er wird Sie gern empfangen; denn er hat mit großem Wohlwollen von Ihnen gesprochen, und ich hörte ihn

diesen Morgen noch äußern: „„Der deutsche Architekt ist ein unerschrockener, tapferer Bursche, so ein Mann ganz nach meinem Herzen, von dem ich wohl wünschte, daß er uns angehörte.““ „Wenn er aber „uns“ sagt, so meint er immer die „Marianne“ damit.“

Roller fühlte sich geschmeichelt durch das Lob des Greises, dessen Haltung ihm am vergangenen Tage die größte Ehrfurcht abgenöthigt hatte, und folgte dem jungen Manne, der ihn die erste Treppe hinauf geleitete, nachdem er die Hausthür sorgfältig wieder verschlossen und verriegelt hatte. Sie gelangten Beide auf einen ziemlich dunkeln Corridor, welcher eine Reihe Thüren zeigte, die zu den Zimmern der Vorderfronte des Hauses führten, wo aber jetzt tiefe Stille herrschte; denn sie waren unbewohnt. Sie schritten deshalb auch den ganzen Gang hinab und am Ende desselben wurde ein Seitencorridor sichtbar, welcher zu einigen gleichsam versteckten Zimmern führte, deren Fenster sich nach dem weiten Hofraume öffneten, welcher ganz mit Fabrikgebäuden umgeben war; denn der alte Maquet war einer der bedeutendsten Lederfabrikanten der Vorstadt Saint Denis. Seine lackirten Glanzleder, wie seine feinen Handschuhleder waren im In- und Auslande berühmt und gesucht, und mehr als zweihundert Arbeiter wurden in seinen Werkstätten beschäftigt, die ihn Alle nicht anders, als: Großvater Maquet nannten.

Etienne begab sich in eins jener abgelegenen Zimmer und kehrte gleich darauf wieder zurück, um dem harrenden Roller zu melden, daß der Herr des Hauses ihn gern empfangen werde. Das Gemach, in welches

sie nun eintraten, war geräumig, aber altmodig meublirt. Doch herrschten überall Sauberkeit und Ordnungssinn und der Geist des Friedens und der Behaglichkeit schien den sonst so düstern Raum zu durchwehen.

Der alte Maquet, welcher in seinem Lehnstuhle am Fenster, von wo aus er den ganzen Hof übersehen konnte, gesessen hatte, war aufgestanden und kam den Eintretenden freundlich entgegen, indem er dem jungen Deutschen seine Hand bot. „Ich habe Sie gestern auf der Barricade willkommen geheißen; ich heiße Sie heute willkommen in meinem Hause, und biete Ihnen Gastfreundschaft und Schutz darin; so viel ich nur selbst im Stande bin Ihnen diese zu gewähren. Nehmen Sie Platz bei mir und lassen Sie uns gegenseitig unsere Herzen öffnen." Ihm gegenüber hatte Marie gesessen, dasselbe junge Mädchen, welches gestern die dreifarbige Fahne hoch von der Barricade herab hatte wehen lassen, und die den Gast mit einer stummen Verbeugung begrüßte. Dann entfernte sie sich, kehrte aber schon in wenigen Minuten mit einer Flasche Wein, Gläsern und Weißbrot zurück; denn sie wußte, daß ihr Großvater jedem Fremden, dem er Gastfreundschaft zusicherte, nach seiner alten, patriarchalischen Weise, vor Allem Wein und Brot darzubieten pflegte. Sie stellte deshalb auch Alles auf ein kleines Tischchen, in die Nähe seines Lehnstuhls nieder, und verließ das Zimmer durch eine Seitenthür wieder, während sich auch Etienne durch die Hauptthür entfernte.

Der Greis war durch die Vorgänge der letzten Tage so tief erschüttert worden, daß er sich in einer

schweigsamen, düstern Stimmung befand. Er schenkte aber den Mittheilungen des jungen Mannes, der ihm eine Schilderung des schrecklichen Anblickes der Leichenhaufen und blutgedüngten Straßen bei hellem Tageslichte gab, ein aufmerksames Gehör. Doch erwiderte er nur die wenigen Worte darauf: „Dies Blut schreit zum Himmel empor und droben giebt es eine Nemesis."

Dann ergriff er die Flasche, goß beide Gläser voll und während er seinem Gaste das Eine bot, ergriff er das Andere und rief, indem er mit ihm anstieß: „Auf bessere Zeiten!"

Der junge Mann schien einen andern, nicht so allgemeinen Toast aus seinem Munde erwartet zu haben, und indem er auf's Neue die Gläser zusammenklingen ließ, entgegnete er: „Und auf Mariannens Wohlergehn!"

Der Greis schaute ihn verwundert an, aber seine düstern Züge erheiterten sich plötzlich, und er trank sein Glas bis zur Neige leer. Dann sprach er, einen forschenden Blick auf seinen Gast werfend: „Was wissen Sie von der Marianne? Sie gehören doch nicht dem Bunde an?"

„Noch weiß ich freilich nichts von der Marianne;" entgegnete der Andere bescheiden; „als daß sie eine weitverbreitete, mächtige Verbindung sein soll, welche eine Masse edler Kräfte und edler Absichten für das Wohl der armen Menschheit in ihrem Schooße birgt. Aber ich möchte wohl mehr von ihr wissen, über ihre Entstehung, über die Bedeutung und den Ursprung ihres seltsamen Namens, über ihr inneres Wesen und das eigentliche Ziel ihres Strebens. Es ist auch nicht eitle

Neugierde, die mich veranlaßt darnach zu fragen, sondern der aufrichtige, dringende Wunsch selbst Mitglied des geheimen Bundes zu werden."

„Sie werden uns willkommen sein!" entgegnete der alte Maquet, mit einem wohlwollenden Blicke; „und wenn ich auch nicht im Stande bin, Ihnen alle Ihre Fragen zu beantworten, so werde ich Ihnen doch, so weit ich es vermag, Auskunft über Manches geben, was Sie zu wissen wünschen. So hören Sie denn! Als im vorigen Jahrhunderte, während der großen Revolution, die Altäre gestürzt und die Religionsgebräuche der Kirche durch den Cultus der Vernunft verdrängt wurden, erschienen bei den öffentlichen Festen der Dekade, oder des republikanischen Sonntags jener Zeit, der immer auf den zehnten Tag fiel, an der Spitze der damals eingeführten, allegorischen Prozessionen, zwei der schönsten Mädchen aus der Provinz, deren Taufnamen Marie und Anna waren. Sie waren in das altgriechische Costüm gekleidet, und die Eine sollte die „Vernunft", die Andere die „Freiheit" persönlich darstellen. Allein das Volk, welches sich nicht so schnell von seinen alten religiösen Ueberlieferungen trennen konnte, glaubte in den beiden schönen Mädchen nicht allein die Vernunft und Freiheit, sondern auch die Jungfrau Maria und die heilige Anna der katholischen Kirche in ihnen zu sehen, welche zur Verbreitung der Vernunft und zum Schutze der Freiheit menschliche Gestalt angenommen und zur Erde herabgestiegen wären. So sehr dies nun auch gerade der Vernunft selbst widerstritt, so war es doch der großen Menge weit bequemer

an ein Wunder zu glauben und so verbreitete sich gar bald der doppelte Begriff, den man der Marie und Anna beilegte durch das ganze Land, so daß unter den Bauern im Süden sogar ein Lied volksthümlich wurde, welches in ihrer Mundart mit den Worten begann: „Aro l'haven la Marianno!“ was so viel heißt, als: Endlich haben wir die wahre Marie und Anna; wobei sie sich zugleich die republikanische Auslegung hinzudachten; oder: die Vernunft und die Freiheit vereint. Als nun aber die Thermidorianer den Cultus der Vernunft wieder abschafften, hatten die beiden vereinigten Namen Marie und Anna die Bedeutung eines Symbols gewonnen, von dem das Volk nicht lassen wollte. Es legte deshalb auch dem Namen Marianne, von jenem Zeitpunkte an, noch ganz andere Begriffe bei, und bezeichnete damit die Republik überhaupt, die Revolution und die Kämpfe der Partheien, ja, selbst die Guillotine. Auch diese neuen Begriffe verbreiteten sich bald über das ganze Land und als Napoleon I. die Republik stürzte, da bildeten sich, besonders in den südlichen Provinzen geheime Gesellschaften, die sich „Marianne“ nannten, weil das Volk noch immer den Begriff der republikanischen Freiheit, die sie wieder herzustellen strebten, von diesen beiden vereinigten Namen für unzertrennlich hielt. Leider aber vermochten diese Verbindungen bei den furchtbaren Kriegen, mit welchen der Corse das Land entvölkerte nichts auszurichten, und sie wirkten mehr in einer gewissen freimaurerischen, humanen Weise, sich gegenseitig hülfreich beizustehen, als einen Umsturz des Kaiserthrones zu erzielen. So schlummerten

sie auch später, nach der Restauration, wie nach der Julirevolution, welche die Orleans auf den Thron hob, fort, ohne jedoch gänzlich auszusterben. Als nun die große Februar-Revolution, im Jahre 1848, auch die Orleans von dem Throne verjagt und die Republik wieder hergestellt hatte, bildete sich eine Bergpartei, welche sich mit den Häuptern der Socialisten verständigte, indem sie ihnen die Errichtung eines politischen Vereins vorschlug, der eine ähnliche Rolle spielen sollte, wie einst der alte Jacobinerclub. Dieser Bund kam nun auch wirklich zu Stande und wurde ursprünglich „**Solidaritè**" genannt. Ledru-Rollin, mit einigen seiner Freunde von der Bergpartei, und mehrere Socialisten wurden Mitglieder des Generalrathes, der seinen Sitz in Paris hatte. Ueberall im ganzen Lande aber wurden Zweiggesellschaften gebildet, und so wurden in den Provinzen eine Menge geheimer Verbindungen in's Leben gerufen, die sämmtlich aus Republikanern und Socialisten bestanden. Obgleich nun aber der Zweck aller dieser Gesellschaften fast durchgehends ein gleicher war, so wichen doch ihre Namen, nach den verschiedenen Gegenden, in welchen sie sich bildeten, von einander ab. Es dauerte jedoch gar nicht lange, so verschwanden nicht nur die verschiedenen Namen, sondern auch die Gesellschaften selbst, um einem einzigen Namen und einer einzigen Verbindung, die sich über ganz Frankreich erstrecken sollte, Platz zu machen. Diese geheime Verbindung wurde aber nun allgemein „**'a Marianne**" genannt. Es geschah dies hauptsächlich in der Absicht, um den traditionellen Ideen der heißblütigen und phan-

tasiereichen Landbewohner des Südens zu schmeicheln, und in der That hatte auch der Name einen ungeheuern Erfolg, besonders unter dem Landvolke. Viele Tausende schlossen sich hochbegeistert der Marianne an, und es ist keine Prahlerei, wenn ich behaupte: daß alle jene geheimen Verbindungen durch das ganze Land, welche der Marianne angehören, beinahe eine Million Mitglieder zählen, aus allen Ständen, den höchsten, wie den niedrigsten, Männer und Frauen, denn auch den Frauen ist der Bund geöffnet. Paris ist der Mittelpunkt der Organisation und der Sitz des Generalraths, der aus vierzig Mitgliedern besteht. Mehr als funfzig Departements stehen unter dem Einflusse der Marianne, und sie hat das ganze Land von einem Ende bis zum andern mit ihrem Netze überspونnen, ja sie breitet ihre Fäden aus bis nach Deutschland und der Schweiz, Belgien, England, Italien, Ungarn und Polen. Sie ist eine furchtbare, ungeheure Macht geworden, welche der Staatsstreich wohl erschüttern, aber nicht vernichten kann. Das ist Alles, was ich Ihnen vorläufig sagen darf über unsern Bund. Das innere Wesen und der eigentliche Zweck desselben, kann Ihnen jedoch erst bei der Aufnahme enthüllt werden, wenn Sie sich fest entschlossen haben Einer der Unsrigen zu werden."

Er schloß seine Rede mit einem fragenden Blicke auf den jungen Mann, der ihm mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, und ihm die Hand reichend, ganz begeistert entgegnete: „Ja, es ist mein sehnlichster Wunsch, bald, bald Einer der Ihrigen zu werden, drum versagen Sie mir Ihren Beistand nicht. Eine Verbindung, welche

in so kurzer Zeit so viele Tausende Anhänger in allen Ständen gefunden, welche unter ihre Häupter einen so allgemein geachteten, rechtschaffenen und vielerfahrenen Greis zählt, der sein Vaterland gewiß aufrichtig liebt, kann nur löbliche, edle Zwecke verfolgen. Mögen Tyrannen und Tyrannenknechte jedes offene, redliche Bestreben für Freiheit und wahres Volksglück Verbrechen nennen; ich habe mir es nun einmal heilig geschworen, daß es die vornehmste Aufgabe meines Lebens sein soll, den bedrückten Völkern diese unschätzbaren hohen Güter erringen zu helfen. Da ich aber allein wenig oder nichts vermag, so muß ich eine Gemeinschaft aufsuchen, die ein gleiches Ziel mit mir verfolgt, der ich mich anschließen kann und der ich mich als thatkräftiges Werkzeug ganz hinzugeben entschlossen bin. Da Sie aber gewissermaßen eine Bürgschaft beim Bunde für mich übernehmen sollen, indem Sie mich zur Aufnahme vorschlagen, so halte ich mich auch verpflichtet, Ihnen über meine Person alle Auskunft zu geben, die Sie nur verlangen können. Ich bin in Deutschland von armen Eltern geboren. Mein Vater war Unterbeamter mit einem so geringen Gehalte, daß er auch nicht einmal die nothwendigsten Bedürfnisse deckte. Ich wurde früh verwais't und ich habe Ursache zu glauben, daß Sorge, Noth und Entbehrung meiner Eltern frühen Tod herbeigeführt. Ein reicher Oheim, der sich sonst nie um mich und die Meinigen bekümmert hatte, beschloß aus einem Anfluge von Großmuth, oder aus irgend einem andern Grunde, sich meiner zu erbarmen und mich erziehen zu lassen. Ich war vierzehn Jahre alt und wurde einer

polytechnischen Anstalt übergeben, wo ich mir durch eisernen Fleiß einen Schatz reicher Kenntnisse erwarb. Meine Lehrer waren mit mir zufrieden, mein Oheim schien es auch, aber es schmerzte mich tief, daß ich ihm keine rechte aufrichtige Dankbarkeit zu bieten vermochte. Denn er zeigte mir nie auch nur einen Funken Liebe, erinnerte mich, so oft er mich sah, an meine Armuth und warf mir seine Wohlthaten in einer Weise vor, die mich empörte. Als ich mich endlich für einen bestimmten Beruf entscheiden sollte, wählte ich mit großer Vorliebe die Baukunst. Mein Oheim war selbst Hof-Architekt einer bedeutenden Residenz und ich glaubte es würde ihm schmeicheln, daß ich gerade seinem Stande den Vorzug gegeben, in welchen er mich mit leichter Mühe einführen und nach und nach emporheben konnte. Aber ich hatte mich getäuscht; denn es schien ihn sehr unangenehm zu berühren, daß ich ihm auf seinem Pfade nachwandeln wollte. Meinen Wunsch, mich der höhern Architektur zu widmen, warf er deshalb auch gänzlich bei Seite, und meinte: ich müsse erst das Maurerhandwerk gründlich erlernen, dann lasse sich weiter darüber reden. Ich sah' wohl ein, daß er der Kosten für meinen Unterhalt überhoben sein wollte und sträubte mich deshalb auch nicht zu einem Maurermeister in die Lehre zu gehen. Er war ein redlicher, braver Mann, der wohl einsah, daß ich bereits weit mehr theoretische Kenntnisse besaß, als mancher Meister und nur die praktischen Handgriffe des Gewerbes kennen zu lernen brauchte; deshalb ließ er mich auch schon nach kaum drei Jahren zum Gesellen sprechen. Jetzt war ich frei und selbst-

ständig und konnte meine Wanderlust befriedigen, die mich vor Allem nach Italien trieb. Aber ich begnügte mich nicht damit die edeln Bauwerke der großen Meister zu bewundern, ich studirte auch fleißig ihre herrliche Kunst, obgleich ich Tag für Tag als Maurergesell arbeiten mußte, um mein Brot zu verdienen. Doch das Glück begünstigte mich bald. Ich war mit einer Ausbesserung im Palaste des Marchese de Saluzzi in Rom beschäftigt, und dieser Herr, der ein wahrhafter Edelmann ist, ließ sich mit mir in ein Gespräch ein. Er schien erstaunt, daß er bei mir weit mehr Kenntnisse über Baukunst entdeckte, als man sonst wohl bei einem armen Maurergesellen zu finden pflegte, und theilte mir vertraulich mit: daß er wünsche einen Pavillon in rein griechischem Style im Park seines Landsitzes erbauen zu lassen, daß ihn aber die Zeichnung, die ihm sein Architekt eingereicht, keineswegs befriedigt habe. Ich sah' auf den ersten Blick, daß der altgriechische Baustyl wohl in einigen Aeußerlichkeiten, aber durchaus nicht in allen Verhältnissen, die sich mehr der modernen italienischen Baukunst näherten, denn der Architekt war Italiener, ausgedrückt war. Ich bemerkte dies ganz offen, ohne mich jedoch auf den geringsten Tadel einzulassen, und war dreist genug mich zu erbieten, selbst eine Zeichnung liefern zu wollen. Der Marchese nahm es Anfangs für Scherz; doch als ich betheuerte, es sei ernstlich gemeint und mich bereitwillig erklärte, die Zeichnung unter seinen Augen, in seinem Palaste zu vollenden, da schaute er mich ganz verwundert an und willigte ein. Es wurde mir ein Zimmer eingeräumt und dort arbeitete

ich täglich einige Abendstunden, wobei er mich oft besuchte und mir seine Ansichten und Wünsche in Bezug auf seinen Neubau entwickelte. Ich suchte nun diese so viel als möglich zu berücksichtigen und nach Verlauf einer Woche war meine Zeichnung fertig. Der Marchese fand sie über seine Erwartungen, spendete mir das schmeichelhafteste Lob, meinte aber doch, daß ich bei meiner Arbeit jedenfalls von einem ganz andern Geiste geleitet worden sein würde, hätte ich die Denkmäler altgriechischer Baukunst in ihrer heimathlichen Umgebung selbst gesehen. Ich mußte ihm darin vollkommen beistimmen, und nach kurzem Bedenken machte er mir den Vorschlag eine Reise nach Griechenland auf seine Kosten zu unternehmen und dann nach Rom zurückzukehren und ihm eine zweite Zeichnung zu seinem Pavillon zu liefern, oder die erste zu verbessern. Ich merkte wohl, daß er mir nur, mit einem wahrhaft edeln Zartgefühle eine Gelegenheit bieten wollte, Griechenland zu bereisen, um meine Studien überhaupt zu vervollkommnen, und nahm deshalb sein Anerbieten mit dem wärmsten Danke an. Erst nach sechs Monaten kehrte ich nach Rom zurück, denn die großen, herrlichen Bauwerke fesselten mich, obgleich ich sie größtentheils nur noch in Ruinen vorfand. Ich lieferte dem Marchese nun eine ganz neue Zeichnung zu seinem Pavillon, wobei ich freilich von einer durch eigenes Anschauen geläuterten und erhöheten Begeisterung geleitet wurde. Jetzt fand er meine Arbeit allen seinen Wünschen entsprechend und beehrte mich zu meinem größten Erstaunen mit dem Auftrage, nun auch den Bau selbst zu leiten. Ich war kühn genug die

nicht leichte Aufgabe zu übernehmen, und sie gelang mir zur vollkommenen Zufriedenheit des Bauherrn. Von jener Zeit an war ich nicht mehr Maurergeselle, sondern galt für einen Architekten, der ein nicht leichtes Probestück geliefert hatte, und der Marchese, der mich wahrhaft fürstlich belohnt hatte, pries meine Talente über mein Verdienst in den Kreisen der höheren Gesellschaft. Bald wurde ich auch von mehreren Seiten mit ähnlichen Aufträgen zu kleineren Bauwerken beauftragt, und so war ich noch ein ganzes Jahr lang beschäftigt, bis mir der Marchese selbst rieth, Rom zu verlassen, und auch die andern Hauptstädte Italiens mit ihren berühmten Bauwerken zu besuchen. Ich folgte seinem Rathe, und bereicherte meine Kenntnisse so viel ich vermochte; dann kehrte ich in mein Vaterland zurück, fand aber meinen Oheim keineswegs erfreut darüber, als er von meinen Thaten hörte, und wollte nichts davon wissen, daß ich mich als Architekt empfehlen wollte, denn die höchste Stufe die er mir auf meiner Laufbahn zugedacht, war vielleicht höchstens ein Mauerparlirer gewesen. Ich kümmerte mich jedoch wenig um seine Unterdrückungslaune, die er an mir üben wollte, gab die Hoffnung auf, jemals durch seine Protection in meiner Vaterstadt emporzusteigen und beschloß, mich nur auf meine eigne Kraft und Thätigkeit und auf die Kenntnisse, die ich mir gesammelt hatte, zu verlassen. Da kam der Völkerfrühling von 1848 und auch in Deutschland fanden Erhebungen statt. Mit wahrer Begeisterung begrüßte ich den Flügelschlag einer neuen Zeit und schloß mich mit ganzer Seele der Volksparthei an. Auch in

jener Residenz, die ich meine Vaterstadt nannte, brach der Sturm los, und ich kämpfte auf den Barricaden mit, und der Sieg des Volkes war bald entschieden. Es gelang mir dabei meinem Oheim die Schuld meiner Dankbarkeit abzutragen, die mich schwer drückte, indem ich ihm Leben und Eigenthum rettete; denn man wollte ihn morden und sein Haus in Brand stecken, weil er aus seinen Fenstern, da er es mit der Regierungspartheí hielt, auf eine vorüberziehende Freischaar hatte schießen lassen. Aber die frischen Blüthen, welche uns der Völkerfrühling gebracht hatte, welkten leider nur allzuschnell, ohne uns Früchte zu bringen. Der Eifer erkaltete, die Begeisterung verrauschte und die Reaction kroch überall wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor und schaarte sich um die Gewalt. Das gutmüthige Volk hatte nicht allein zu viel auf Versprechungen gebaut, sondern ließ sich auch eine Errungenschaft nach der andern wieder aus den Händen winden, und mußte bald unter einem härteren Drucke seufzen, als es von sich abgeschüttelt hatte, mit blutigen Opfern. Die Verfolgungen Aller, die sich im Freiheitskampfe ausgezeichnet hatten, begannen und wurden mit der beispiellosen Brutalität und Rachsucht, die sich der Reaction bemächtigt hatte, ausgeführt. Auch mein Name stand auf der schwarzen Liste, und mein Oheim, welcher meine Theilnahme an der großen Bewegung bitter tadelte, obgleich ich ihm dadurch Hab' und Gut, ja selbst sein Leben gerettet hatte, suchte mich zu überreden nach Amerika auszuwandern. Mit gerechter Entrüstung verwarf ich jedoch seinen Rath, denn ich hegte noch immer Hoffnung die Begeisterung

im deutschen Volke auf's Neue zu erwecken, und deshalb schloß ich mich auch mit einigen Gleichgesinnten, die gleich mir den glühenden Freiheitssinn bewahrt hatten, der Revolution in Baden an. Lassen Sie mich schweigen von der unheilvollen Verwirrung, welche unter unserer Parthei herrschte, von der Eifersüchtelei, Neid und Mißgunst, die einen immerwährenden Zwiespalt unter unsern Führern unterhielten, wodurch unser großes Werk schon im Keime vernichtet werden mußte. Sie kennen das Ende unserer letzten Erhebung in Baden und ich brauche ihnen nur zu sagen, daß ich mit einer großen Anzahl Kampfgenossen, welche der Uebermacht weichen mußte, in der Schweiz eine Freistatt zu suchen gezwungen war. Aber selbst im Exil vermochte das gemeinschaftliche Unglück die politischen Flüchtlinge nicht zur Einigkeit zu bewegen, und nur sehr Wenige hielten zusammen, mit echtem, deutschen Brudersinn. Die Uebrigen feindeten sich, beneideten, verdrängten und verfolgten einander, wie sie es in ihrem Vaterlande gethan hatten, und es trat so recht überzeugend hervor, daß die politische Zerrissenheit der deutschen Staaten, dem deutschen Volke den kleinlichen Zwiespalt als National-Laster eingeimpft hat. Dies verleidete mir den Aufenthalt in dem freien Schweizerlande, noch ehe ein Jahr verflossen war, und da ich auch dort wenig Gelegenheit fand zur Ausübung meiner Kunst, so begab ich mich nach London, wo ich aber unter meinen flüchtigen Landsleuten dieselbe gereizte, verbitterte und uneinige Stimmung fand, als in der Schweiz. Ich hielt mich deshalb auch dort nur einige Monate auf und ging nach Paris. Hier herrsch-

ten ja auch noch freisinnige Regungen, und die junge Republik gab ja Veranlassung zu großen Hoffnungen; doch hielt ich mich hier fern von meinen deutschen Unglücksgenossen und schloß mich um so fester an solche Söhne Frankreichs an, welche sich der Republik mit Leib und Seele gewidmet hatten. Unter diesen befand sich auch der junge Marquis Edmond von Chereville, mit welchem mich ein glücklicher Zufall bekannt werden ließ, worauf wir eine recht innige Freundschaft schlossen. Trotz seines hochadeligen Stammbaumes ist Edmond ein wahrer Volksfreund und ein wackerer Republikaner, und seine sanfte, liebenswürdige Schwester Pauline theilt seine Gesinnungen. Er führte mich in das Haus seines Vaters ein und ich ertrug den aristokratischen Hochmuth des alten Marquis um der Freundschaft seines Sohnes willen, denn ich fühlte wohl, daß er mich nur in seinem Hause duldete, aber keineswegs willkommen hieß. Selbst die Mittheilung, daß der Marchese Saluzzi in Rom mir seine Gunst erwiesen, stimmte ihn mir nicht geneigter; denn er hatte erfahren, daß der edle Marchese sich während der Revolution in Rom der Republik zugeneigt hatte und nach der Uebergabe der Stadt an die Franzosen hatte fliehen müssen. Doch empfahl er mich, vielleicht nur um meine Einführung in sein Haus zu rechtfertigen, mehreren seiner Bekannten, als Architrkten, und so wurde ich auch hier mit einigen Aufträgen beehrt, welche mir Beschäftigung für meine Kunst und die Mittel zu meiner anständigen Unterhaltung gewährten. Dies ist meine Geschichte und ich habe nur noch hinzuzufügen, daß trotz aller meiner

mißlungenen, politischen Bestrebungen mein Muth doch ungebrochen geblieben und mein Feuereifer für die Herstellung einer allgemeinen Völkerfreiheit nur noch mehr entflammt worden ist."

„Dann halte ich Sie auch für würdig in unsern Bund zu treten; sprach der Greis, ihm die Hand bietend; doch indem er weiter reden wollte, wurde er durch das Geräusch eiliger Schritte unterbrochen und gleich darauf trat Etienne Lambert in großer Bewegung ein.

„Unser Haus ist umzingelt, Großvater;" rief er athemlos schon beim Eintreten. „Eine Patrouille von mehr als zwanzig Mann begehrt Einlaß. Es sind dieselben Jäger, welche unsere Barricade stürmten. Sie verlangen nach Dir, nach Marie und Anna, sie wollen Euch verhaften, vor das Kriegsgericht schleppen und morden. Erlaube, daß ich die Glocke im Hofe ziehe und unsere Arbeiter zusammen rufe. Wir werden Gewalt mit Gewalt vertreiben und die Tyrannenknechte mit blutigen Köpfen heimschicken."

Der Greis hatte sich aus seinem Lehnstuhle erhoben, und richtete sich in würdevoller Haltung auf. Keine Spur der Bestürzung oder Furcht war an ihm sichtbar und mit einer bewundernswerthen Fassung entgegnete er: „Ich habe das erwartet. Man wird in dieser Nacht Tausende verhaften. Aber es wäre unklug Gewalt anzuwenden, wo uns nur noch List retten kann. Du sagst: die Patrouille ist zwanzig Mann stark, und mit Hülfe unserer Arbeiter würden wir sie allerdings mit leichter Mühe überwältigen. Doch ein einziges Hornsignal würde ein ganzes Regiment herbeirufen, dem wir nicht

mehr würden widerstehen können. Wozu also Blut vergießen? Wozu unsere wackern Arbeiter mit in unser Unglück hineinziehen, von welchen wahrscheinlich Keiner mit dem Leben davon käme; da wir uns doch vielleicht noch durch die Flucht der Verhaftung entziehen können. Drum rühre die Glocke nicht; sondern rufe Charles in aller Stille und meine beiden Enkelinnen."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so kamen auch schon Marie und Charles Valette herbei, der Letztere bereits bewaffnet, mit Büchse und Säbel. Mit wenigen Worten setzte sie der Alte in Kenntniß von seinem Entschlusse, sich in ein nahes Versteck zu flüchten, welches er schon insgeheim mit allem Nothwendigen hatte versehen und zu ihrer Aufnahme vorbereiten lassen. Nur ungern schienen sich die beiden jungen Männer der Klugheit zu beugen und es war auf ihren Gesichtern deutlich zu lesen, daß sie viel lieber den Kampf mit den Jägern auf's Neue begonnen hätten. Doch ließen sie auch nicht den leisesten Widerspruch laut werden; denn der Wille des Greises galt ihnen als Gesetz.

Aber auch in Mariens schönem Antlitze wurde eine bedenkliche Miene sichtbar, und mit bewegter Stimme sprach sie: „Wird uns aber auch Anna folgen können?"

„Ich denke, sie wird es;" entgegnete der Greis nach kurzem Sinnen. „Der starke Wille vermag viel und sie besitzt einen eisernen Willen. Geh' zu ihr Marie, theile ihr Alles mit und bringe sie so schnell als möglich her zu uns. Du Etienne rufe mir eilig den Vetter Medard herbei. Er muß in unserer Ab-

wesenheit Haus und Geschäft verwalten und ich habe noch mit ihm zu sprechen."

Etienne entfernte sich wieder durch die Hauptthür, während sich Marie in ein Seitenzimmer begab, welches den beiden Mädchen als Schlafzimmer diente, und wo Anna lag; denn die Wunde, die sie am vergangenen Tage durch jenen Schuß empfangen hatte, der sie drei Finger ihrer linken Hand beraubte, hatte ihr ein Wundfieber zugezogen. Doch obgleich ihr Antlitz in Fieberhitze glühete, war sie doch bei vollem Bewußtsein, und kaum hatte ihre Schwester ihre Mittheilung vollendet, als sie sich auch schon von ihrem Lager halb emporrichtete und ihre Arme ausstreckte, als ob sie ihre Kraft hätte prüfen wollen. Dann sprach sie entschlossen: „Gieb mir meine Kleider, Schwester;" und so eilig, als es die Wunde ihrer Hand nur erlaubte, hüllte sie sich in einen Hausüberrock und Mantel, fuhr mit den Füßen in die wollenen Schuhe, die vor ihrem Bett standen und ließ sich noch ein großes Tuch über den Kopf werfen, worauf sie Marien mit ziemlich festen Schritten in das Wohnzimmer folgte. Dort schritt sie gerade auf ihren Großvater zu und indem sie ihm die gesunde Hand reichte, sprach sie zu ihm in entschlossenem Tone: „Hier bin ich! Ich gehe mit Dir, wohin Du willst!"

„Dacht' ich's doch, daß meine starke Anna sich aufraffen würde!" versetzte der Greis mit freundlichem Lächeln. „Aber ich werde Deine Willenskraft auf keine allzuharte Probe stellen, denn wir werden nicht weit zu

gehen haben und Charles soll Dich unterstützen. Sieh, er bietet Dir schon seinen Arm.“

Jetzt schwebte auch um Anna's Lippen ein wehmüthig freundliches Lächeln, und sie warf Charles Valette einen dankbaren Blick zu, während sie seinen Arm, den er ihr mit dem Ausdrucke der innigsten Theilnahme bot, annahm.

Indessen war auch Etienne wieder eingetreten, welchem der Vetter Medard auf dem Fuße folgte. Dieser war ein kleiner verwachsener Mann, welcher wohl dreißig und einige Jahre zählen mochte. Eine sehr auffallende Krümmung des Rückgrats hatte seine ganze Figur verschroben und ihn zum Krüppel gemacht. Seine kurzen Beine waren dünn und ausgeschweift, und seine Arme und Hände offenbar viel zu lang für die kleine Gestalt. Sein Kopf war ziemlich groß und saß auf einem kurzen, aber starken Halse, beinahe ganz zwischen den erhabenen Schultern. Das Gesicht aber war proportionirt, ja sogar recht angenehm gebildet, und nahm in der Regel den Ausdruck einer unverkennbaren Herzensgüte und einer melancholischen, aber resignirten Stimmung an, doch blitzten auch zuweilen aus seinen dunkeln, feurigen Augen, kühner Muth und Schlauheit hervor. Seine Kleidung war außerordentlich sauber und gewählt gehalten und aus seinem ganzen Anzuge blickte eine gewisse Eitelkeit hervor, wie man sie nicht selten bei Verkrüppelten findet, welche sich einbilden die Unregelmäßigkei en und Schwächen ihres Körpers durch eine elegante, äußere Hülle verdecken zu können. Auch in seiner ganzen Haltung suchte er eine gewisse Würde zu behaupten,

welche freilich nicht durch seine äußere Erscheinung unterstützt wurde. Er bekleidete im Hause Maquets die Stelle eines Buchhalters und Cassirers und leitete mit Redlichkeit, Fleiß und großer Gewandtheit die rein kaufmännischen Geschäfte der nicht unbedeutenden Fabrik.

Sein Gesicht hatte den Ausdruck der tiefsten Theilnahme angenommen, als er sich dem Greise näherte und nachdem ihn dieser bei Seite gezogen und einige Minuten lang leise zu ihm gesprochen hatte, entgegnete er ihm in festem Tone: „Habe Dank für Dein Vertrauen, Großvater. Ich werde Dein Eigenthum schützen und wahren und für Deine wackern Arbeiter sorgen, wie Du es selbst zu thun gewohnt bist. Geh' getrost und Gott schütze Dich und Euch Alle.“ Hierauf reichte er dem Greise, den beiden jungen Mädchen, so wie Charles und Etienne die Hand, dann blieb er vor Hermann Roller stehen, warf einen scharfen durchdringenden Blick auf sein Antlitz, als ob er sein Inneres hätte durchforschen wollen, und reichte dann auch ihm, wie es schien zufrieden mit dem Resultate seiner Forschung, seine Rechte und drückte sie herzlich.

Der Lärmen auf der Straße, vor der Vorderfronte des Hauses, war indessen immer lauter und gefahrdrohender geworden. Die Soldaten begnügten sich nicht mehr mit der gebieterischen Aufforderung die Thür zu öffnen; sondern sie suchten dieselbe jetzt mit Gewalt aufzusprengen. Aber die schweren eichenen Flügel, von Außen mit Eisen beschlagen, von Innen mit eisernen Riegeln und einem schweren Querbalken verwahrt, widerstanden lange ihren vereinten Anstrengungen. Auch

durch die Parterrefenster ließ sich kein Eingang eröffnen; denn sie waren mit massiven eisernen Gittern versehen und mit eingeschraubten Fensterladen verschlossen.

Der tobende Lärmen drang bis in das Hintergebäude und jetzt drückte der Greis eilig an einer unbemerkbaren Feder der mit Holz ausgelegten Wand des Zimmers, worauf sich ein Getäfel zurückschob, und ein dunkler, geheimer Gang sichtbar wurde.

Maquet ergriff Rollers Arm und nachdem er dem Vetter Medard noch einen Abschiedsblick zugeworfen hatte, zog er den jungen Deutschen mit sich fort in den Gang hinein. Die Uebrigen folgten paarweise und Etienne hatte sich mit einer kleinen Blendlaterne versehen, die eben Licht genug verbreitete um ihren dunkeln Pfad mäßig zu erhellen.

Nur wenige Augenblicke schaute ihnen Medard nach, dann verschloß er das Getäfel sorgfältig wieder, nahm ein Licht vom Tische, verließ das Zimmer, ging über den Corridor in's Vorderhaus und stieg dort die Treppe hinab.

Noch auf den letzten Stufen rief er den Soldaten, die jetzt mit einem Balken gegen die Thür rannten, mit lautschallender Stimme zu: „Holla! Was giebt es da? Seit wann ist es Sitte in Paris in so gewaltsamer Weise in die Häuser einzubrechen?"

Flüche und Verwünschungen antworteten ihm, und der Offizier, welcher die Patrouille führte, erklärte zornig: „Man hätte schon seit einer Viertelstunde Einlaß begehrt, im Namen der Regierung; da aber Niemand

dem Befehle Folge geleistet, so habe man Gewalt brauchen müssen."

Auch nicht das geringste Zeichen der Angst wurde an Medard sichtbar, wohl aber leuchtete aus seinen Augen das Feuer kühnem Muthes. Er stellte das Licht auf eine Bank, welche sich auf der Hausflur befand, und rief wieder mit lauter Stimme hinaus: „Gut! Ich werde gleich öffnen!" worauf man draußen die Versuche die Thür einzurennen einstellte und sich etwas ruhiger verhielt.

Mit einer Armkraft, die man dem anscheinend schwachen, verwachsenen Manne kaum zugetraut hätte, hob Medard nun den gewaltigen Querbalken aus seinen Angeln, schob die schweren, eisernen Riegel zurück und öffnete das alterthümliche Schloß. Dann zog er den einen Thürflügel zurück, und mit einer Ruhe, als ob er einen Geschäftsmann empfinge, sprach er jetzt zu dem Offiziere, der sich vorgedrängt hatte: „Treten Sie herein und lassen Sie mich in Ruhe vernehmen, was Sie begehren?"

Als der Offizier jedoch in die geräumige Hausflur trat und seine Soldaten sich ihm nachdrängten, schien er noch keineswegs geneigt sich der Ruhe zu befleißigen. Auch war der Anblick des kleinen, verkrüppelten Mannes, den er halb mit Erstaunen, halb mit Geringschätzung betrachtete, keineswegs geeignet seine aufgeregte Stimmung zu beschwichtigen. „Zum Henker aber, warum lassen Sie uns so lange harren? Warum öffneten Sie nicht gleich?" fuhr er ihn zornig an.

Aber Medard ließ sich keineswegs imponiren. Seine

kalte Ruhe und seine angenommene Würde vollkommen behauptend, warf er seinen Kopf zurück, stemmte die linke Hand in die Seite, und sprach mit einer etwas vornehmen Miene: „Wollen Sie vor Allem gütigst bemerken, daß ich kein Portier bin. Es ist also auch meines Amtes nicht, die Hausthür zu öffnen, sobald sie verschlossen ist. Doch würde ich es gethan haben, da Sie im Namen der Regierung Einlaß begehrten, hätte ich Ihre Aufforderung früher vernommen. Ich wohne aber im Hintergebäude und hatte mich von Müdigkeit übermannt, schon vor einer Stunde, in meinen Kleidern, wie Sie mich hier sehen, auf mein Bett geworfen und war eingeschlafen. Erst als ich vor wenigen Minuten erwachte, hörte ich den Lärmen, kam hierher und Sie haben gesehen, daß ich mich beeilte, Ihrem Befehle Folge zu leisten. Wollen Sie mir nun gefälligst mittheilen, was Sie sonst noch wünschen?"

Er hatte diese Worte zwar sehr bestimmt, aber doch in einem sehr höflichen Tone gesprochen, und mit einer so zuversichtlichen Miene, daß der Offizier an seinen Entschuldigungsgründen nichts auszusetzen fand, doch fuhr er immer noch in barschem Tone fort: „Aber ist denn das ganze Haus ausgestorben und hat uns sonst Niemand gehört? Wo ist der Portier? Wo ist die Dienerschaft?"

„Der Portier ist gestern, als er mit einem Auftrage betraut, über den Boulevard ging, von Soldaten erschossen worden. Die Dienerschaft aber wohnt nicht im Hause, sondern auf dem Hofe. gleich neben den Fabrikgebäuden;" erhielt er zur Antwort.

„Nun gleichviel!“ versetzte der Offizier ungeduldig und indem er eine Liste, mit vielen Namen bedeckt, hervorzog, fuhr er fort: „Ich bin hierher gesendet mit dem Befehle; den Fabrikherrn Maquet, seine beiden Enkelinnen Maria und Anna Maquet, und die beiden Werkmeister der Fabrik, Etienne Lambert und Charles Valette zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Sie müssen hier im Hause sein. Führen Sie mich auf der Stelle zu diesen Personen.“

„Das ist nicht möglich;“ antwortete Medard, ohne eine Miene zu verziehen.

„Und warum nicht möglich?“

„Weil sich die genannten Personen nicht mehr hier im Hause befinden!“

„Nicht mehr hier befinden? Leere Ausflucht! Wo könnten sie sein?“

„Wo sie sich im gegenwärtigen Augenblicke befinden, bin ich nicht im Stande mit Gewißheit anzugeben. So viel aber ist gewiß, daß mein Prinzipal und Anverwandter, Herr Maquet, diesen Morgen eine Reise nach Lyon angetreten hat und daß nicht allein seine beiden Enkelinnen, sondern auch die beiden Werkmeister Valette und Lambert ihn begleiteten.“

„Das glaube ich nicht. Hintergehen Sie mich nicht, Herr. Was sollte Herr Maquet in Lyon zu schaffen haben?“

„Wenn es ein Geheimniß wäre, würde ich es Ihnen verschweigen; aber alle Welt kann es wissen. Eine neue Speculation rief Herrn Maquet nach Lyon. Er beabsichtigt dort ein Grundstück zu kaufen und darin

eine Lederfabrik einzurichten, für einen seiner beiden zukünftigen Schwiegersöhne. Denn Sie müssen wissen, daß die beiden jungen Werkmeister, die er gleichsam adoptirt hat, mit seinen Enkelinnen Maria und Anna verlobt sind."

„Das Letztere mag wahr sein; aber wie können Sie sich einbilden, daß ich daran glauben werde, Herr Maquet beschäftige sich in der gegenwärtigen, so außerordentlich wichtigen, politischen Zeitepoche mit industriellen Speculationen?"

„Und warum nicht? Es verhält sich doch in der That so. Herr Maquet ist ein ruhiger, friedliebender Greis, der sich wenig um die politischen Erschütterungen unseres Vaterlandes kümmert; sondern nur noch für seine Familie und sein Geschäft lebt."

„Sie würden mich zum Lachen reizen, wenn ich dazu aufgelegt wäre;" fuhr der Offizier immer ungeduldiger fort. „Wir kennen Herrn Maquet besser. Er hat gestern mit den beiden Werkmeistern, einem großen Theile seiner Arbeiter und seinen Enkelinnen, die Barricade am Thore St. Denis vertheidigt und allem Anscheine nach das Commando über die Rebellen geführt. Man hat sie Alle gesehen —"

„Und man muß sich getäuscht haben, wie das so häufig der Fall ist, im Pulverdampfe und der Hitze des Gefechts. Herr Maquet und die Seinigen haben am gestrigen Tage dies Haus nicht verlassen, sondern sich nur mit den Vorbereitungen zu ihrer Abreise beschäftigt. Ich habe selbst gehört, daß sie die Verblendeten be-

klagten, welche sich der Regierung wiedersetzten, kurz, es muß ein Irrthum sein."

„Es ist kein Irrthum! Wir haben ihn gesehen und erkannt! Wir haben sie Alle gesehen: den Alten, die beiden Mädchen und die Arbeiter!" schrieen jetzt die Soldaten wild durcheinander.

Medard senkte sein Haupt und entgegnete mit unerschütterlicher Ruhe: „Wenn Sie es behaupten, dann muß ich an Doppelgänger glauben; so sehr sich auch meine Vernunft dagegen sträubt."

Diese Bemerkung schien aber den Offizier auf's Neue wieder in heftigen Zorn zu versetzen; denn er herrschte ihm mit donnernder Stimme zu: „Schweigen Sie! Ich habe keine Lust meine kostbare Zeit mit Anhörung Ihres Geschwätzes zu verlieren. Ich werde das ganze Haus durchsuchen lassen von Unten bis Oben, und wehe Ihnen, wenn sich auch nur eine einzige der genannten Personen findet; denn ich werde Sie sodann als Mitschuldigen betrachten und auch sogleich mitverhaften."

„Thun Sie, was Sie glauben verantworten zu können;" entgegnete Medard mit einer Neigung seines Hauptes. „Ich werde mich Ihnen in keiner Weise widersetzen, ja, Sie sehen mich bereit Ihnen selbst als Führer zu dienen, und alle Ränme dieses Hauses zu öffnen."

Um schneller mit dem beschwerlichen Geschäfte der Haussuchung zu Ende zu kommen, theilte der Offizier seine Leute in vier Abtheilungen und ließ sie, nachdem er Posten an die Ausgänge des Hauses gestellt hatte, sich in verschiedenen Richtungen durch das alterthümliche

Gebäude zerstreuen. Er selbst führte den Haupttrupp und folgte Medard, der ihnen die Treppe hinauf vorleuchtete. Die ganze Reihe der Zimmer, im ersten Stockwerke, welche die vordere Fronte des Hauses bildeten, wurden aufgeschlossen und mit Späheraugen durchsucht. Doch man sah deutlich, daß sie für gewöhnlich nicht bewohnt, sondern nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt wurden, denn fast alle die kostbaren, wenn auch unmodernen Meublen, so wie die Kronleuchter im Salon, waren mit Enveloppen umhüllt, um den Staub abzuhalten. Als man aber in den kleinen Seitencorridor trat, erklärte Medard selbst, daß der Herr des Hauses mit den Seinigen dieses Hintergebäude bewohne. Auch als sie das Zimmer betraten, aus welchem Maquet mit den Uebrigen erst vor wenigen Minuten geflohen war, verleugnete der Verwachsene seine Fassung nicht, sondern zündete noch einige Lichter an, um eine größere Helle zu verbreiten. Noch eifriger wurde hier die Untersuchung fortgesetzt, und nachdem Medard einige große Schränke geöffnet, ließ er sich, über Müdigkeit klagend, im Lehnstuhle des Alten nieder, den er wie absichtslos an die Wand rückte, und mit der gepolsterten Lehne desselben den kleinen unscheinbaren Knopf verdeckte, durch dessen Druck die Feder in Bewegung gesetzt wurde, welche das Wandgetäfel zurückschob.

Der Offizier war indessen auch in das Schlafgemach der beiden Enkelinnen getreten, in welchem große Sauberkeit, aber durchaus kein weiblicher Luxus herrschte, und kaum hatte er einen Blick auf das Bett geworfen, aus welchem Anna so eben aufgestanden war, als er

ausrief: „Was ist das? Das Bett scheint so eben erst verlassen zu sein? Die Kissen sind noch warm.“

„Das ist mein Bett!“ erwiderte ihm Medard, ohne sich in seinem Lehnstuhle auch nur zu rühren. „Ich glaube Ihnen bereits bemerkt zu haben, daß ich mich ungefähr vor einer Stunde, auf dieses mein Bett, in vollem Anzuge geworfen und eingeschlafen sei.“

Der Offizier erinnerte sich, diese Mittheilung allerdings schon gehört zu haben und sein Verdacht schien zu schwinden; doch schon im nächsten Augenblicke deutete er auf einen kleinen Tisch am Bette und fragte mit scharfer Betonung: „Und dieses Medicinglas hier, welches zur Hälfte geleert ist? Wer hat Gebrauch davon gemacht? Der silberne Löffel, welcher dabei liegt, ist noch naß und es muß Jemand vor wenigen Minuten erst von der Mixtur genommen haben?“

„Das verhält sich auch in der That so;“ erhielt er zur Antwort; „und ich bin es selbst, welcher die Medicin braucht. Die Ereignisse des gestrigen Tages haben mich so sehr ergriffen, daß sie mir ein Fieber zuzogen. Lassen Sie die Mixtur prüfen und jeder Arzt wird Ihnen die Versicherung geben, daß die Bestandtheile derselben wirksam gegen Fieberanfälle sind.“

„Wie heißt der Arzt, der Sie behandelt?“

„Ich bedarf keines Arztes, bei dergleichen vorübergehenden Unpäßlichkeiten;“ versetzte Medard, sich in die Brust werfend, mit wichtiger Miene. „Solche leichte Medicin lasse ich mir nach meiner eignen Vorschrift in der Apotheke bereiten.“

Der Offizier sah wohl ein, daß er es hier mit

einem Manne zu thun hatte, welcher sich nicht so leicht fangen ließ und auf jede Frage eine Antwort zu geben wußte, die wenigstens nicht ganz unwahrscheinlich schien. Er gab es deshalb auch auf, ihn noch ferner in's Verhör zu nehmen, setzte aber seine Nachforschungen mit ungeschwächtem Eifer auch in den nächsten Zimmern und Räumlichkeiten fort, wobei ihm Medard mit der größten Bereitwilligkeit Vorschub leistete. Doch alle Bemühungen waren vergebens; man durchsuchte auch den Bodenraum und alle Dachkammern, öffnete alle Verschläge, Kisten und Truhen, ohne auch nur eine Spur der Gesuchten zu entdecken.

Mißmuthig über die beschwerliche und doch so ganz erfolglose Arbeit stieg der Offizier mit seinen Soldaten wieder vom Boden herab und begab sich in das Wohnzimmer des Hausherrn zurück, wo er dessen Papiere durchzusehen verlangte. Auch diese Forderung war Medard augenblicklich bereit zu erfüllen. Er öffnete den Secretair, zog alle Schubladen heraus, ja er zeigte ihm selbst einige geheime Fächer. Aber sie enthielten alle weiter nichts, als Geschäftsbriefe, Pläne und Calculationen von rein kaufmännischem und industriellem Inhalte. Einen Brief ersuchte Medard den Offizier jedoch mit besonderer Aufmerksamkeit zu lesen, da er seine Aussage in Betreff der Abreise des Hausherrn bestätigen werde. Wirklich war auch der Brief von einem Geschäftsfreunde in Lyon geschrieben, welcher Herrn Maquet aufforderte, sich selbst eiligst nach der genannten Stadt zu begeben, um das ihm empfohlene Grundstück, zu welchem sich bereits mehrere Käufer ge-

meldet, in Augenschein zu nehmen und den Handel persönlich abzuschließen. Dieser Brief war allerdings geeignet Medards Behauptung zu bestätigen, oder ihr doch wenigstens eine größere Wahrscheinlichkeit zu verleihen, und der Offizier begann bereits daran zu glauben, daß Maquet und die übrigen in seiner schwarzen Liste Bezeichneten wirklich Paris bereits verlassen hätten. Er fand es deshalb auch nicht der Mühe werth, irgend welche von den durchsuchten Papieren mitzunehmen und begab sich unmuthig, daß ihm der Fang entgangen war, wieder auf die Hausflur hinab, wo die übrigen Abtheilungen seiner Leute mit ihm zusammenstießen, ohne sich gleichfalls auch nur des geringsten Erfolges ihrer Nachforschungen rühmen zu können. Doch um seine Pflicht ganz zu erfüllen, beschloß er noch die Dienstboten zu examiniren und die Gebäude im Hofe, welche theils kleine Arbeiterwohnungen, theils Werkstellen und Magazine enthielten, zu visitiren. Die Dienstboten, welche aus zwei Mädchen, einem alten Bedienten und einem Hausknechte bestanden, befanden sich im Waschhause, in einem Domestikenzimmer beisammen und einstimmig bestätigten sie die Aussage Medards, daß ihr Herr schon am frühen Morgen mit seinen Enkelinnen und deren Verlobten nach Lyon abgereist sei, wie es ihnen von dem alten Hausherrn, an dem sie mit unerschütterlicher Treue und Liebe hingen, für alle Fälle, schon im Laufe des Tags anbefohlen worden war.

Der Offizier begann jetzt auch wirklich daran zu glauben, daß es den Gesuchten gelungen sei, sich aus Paris zu entfernen, und die Soldaten, welche durch

ihre erfolglosen Bemühungen bereits ermüdet waren, führten jetzt die Durchsuchung der Räumlichkeiten in den übrigen Gebäuden nur sehr eilig und flüchtig aus, so daß sie ihr Geschäft bald beendet hatten, ohne, wie sie vorausgesehen, auch nur die geringste Spur von den Verfolgten zu finden.

Offenbar in übler Laune sammelte der Offizier die Seinigen im Hofe und fragte dann Medard, den er nicht aus dem Auge gelassen hatte: „Wie ist Ihr Name und welche Stellung nehmen Sie hier im Hause ein? Ich muß das wissen, im Falle das Kriegsgericht von Ihnen persönlich Auskunft verlangen sollte."

„Mein Name ist Medard Gigant;" entgegnete der Verwachsene, indem er sich große Mühe gab, seine kleine Gestalt höher zu strecken, und eine außerordentlich würdige Miene anzunehmen. „Ich bekleide die Stelle eines Buchhalters und Cassirers in dem Industriegeschäfte des Herrn Maquet, mit welchem ich von weiblicher Seite verwandt bin. Dem Kriegsgerichte stehe ich zu Diensten jeder Zeit; doch gebe ich Ihnen die Versicherung schon im Voraus, daß ich dort wie hier meiner Aussage treu bleiben und mich durch keine Drohung einschüchtern lassen werde."

Trotz seiner verdrießlichen Stimmung, mußte der Offizier nicht allein über den, wie bittre Ironie klingenden, Namen „Gigant", (Riese) des kleinen Mannes; sondern auch über seine außerordentlich wichtige Haltung und Ausdrucksweise lächeln; doch war er höflich genug sich dabei von ihm abzuwenden und sich nach kurzem Gruße mit seinen Leuten zu entfernen.

Ehe sie jedoch noch das Haus verlassen hatten, fühlte Medard, welcher ihnen nachschauend, mitten auf dem Hofe stehen geblieben war, wie sich eine Hand leicht auf seine Schulter legte, und überrascht blickte er um sich. Aber seine Ueberraschung ging sogleich in Bestürzung über, als er ein junges Mädchen dicht an seiner Seite erblickte, welches ihm leise zuflüsterte: „Wenn mich der Offizier gefragt hätte, so hätte ich ihm sagen können, daß Herr Maquet mit seinen Enkelinnen und den beiden Werkmeistern, vor weniger als einer Stunde, noch hier im Hause waren. Und hätte ich gewollt, so hätte er vielleicht auch von mir erfahren können, wo sie sich jetzt befinden."

Medard war über diese Worte so erschrocken, daß er kaum noch zu athmen vermochte, und erst nach einer langen Pause war er im Stande ihr zu erwidern: „Sie würden das aber nicht gethan haben, Mademoiselle Helene.

„Nun, warum nicht?" entgegnete sie, mit unverhehlter Freude den schreckhaften Eindruck betrachtend, welchen ihre Rede auf Medard hervorgerufen hatte. „Vielleicht thue ich es noch, wenn mir es einfällt. Ich bin den Personen, welche die Soldaten suchten, durchaus keine Rücksichten schuldig, wohl im Gegentheil hätte ich Ursache sie zu hassen. Meine Anzeige würde vom Kriegsgerichte gewiß mit Dank aufgenommen und mir vielleicht gar noch eine Belohnung zu Theil werden."

„Aber, mein Himmel! Was schwatzen Sie denn da?" brach Medard jetzt los, wie nach Luft schnappend. „Das kann ja doch Alles nicht Ihr Ernst sein! Ein so nichtswürdiger Verrath kann nicht in Ihrer Seele

wohnen; ich müßte ja sonst glauben, daß die Natur in Ihnen einen Teufel mit einer Engelsmaske geschaffen hätte."

„Danke für das Compliment;" entgegnete sie schnippisch. „Aber ich kenne gewisse Leute, welche selbst eine Verbindung mit einem solchen Teufel mit der Engelsmaske, nicht scheuen würden, wenn er nur Ihre Liebe erhören wollte. Aber es ist gar nicht anmuthig in der kalten, feuchten Nachtluft hier mitten auf dem Hofe zu stehen und zu plaudern. Wahrhaftig! Meine schönen Locken sind mir schon ganz ausgegangen. Wenn Sie also noch länger mit mir zu sprechen wünschen, so führen Sie mich in ein Zimmer, wo wir ganz ungestört mit einander sprechen können, da ja das ganze Haus verlassen ist. Auch ich hätte Ihnen noch Manches zu sagen, und wenn es Ihnen gefällig ist —"

Medard ließ sie nicht vollenden; denn er hatte bereits einen Entschluß gefaßt und mit einem angstvollen Ausdrucke, der ihm sonst gar nicht eigen war, unterbrach er sie: „Sie wollen mit mir sprechen? Gut, ich werde Sie hören. Auch ich habe Ihnen Wichtiges zu sagen. So lassen Sie uns denn zusammen in das Haus gehen, obgleich wir dadurch der bösen Welt Veranlassung zu einem schlimmen Verdachte geben können. Indessen gebe ich Ihnen die Versicherung, daß ich jeder übeln Nachrede, welche Sie deshalb treffen könnte, kräftig zu widersprechen und Ihre Ehre zu vertheidigen wissen werde."

„O bemühen Sie sich nicht;" entgegnete sie mit einem Lächeln, dem ein leiser Hohn beigemischt war. „Ich bedarf einer so g i g a n t i s c h e n Vertheidigung

nicht und werde mich schon selbst zu wehren wissen. Auch kümmere ich mich wenig um elende Verläumdungen, und darf eben so stolz von mir sagen, wie jene schottische Königin Maria Stuart: „Ich bin besser als mein Ruf."

Medard neigte zum Zeichen der Beistimmung zu ihrer letzten Behauptung seinen Kopf, schritt dann eilig in das Haus hinein, wo er ein Licht ergriff und ihr vorleuchtete, die Treppe hinauf. Oben auf dem Corridor blieb er zögernd stehen und schien sich einige Augenblicke zu bedenken. Es war in seinen Mienen zu lesen, daß ihm der Muth mangelte, das schöne junge Mädchen, welches einen mächtigen Einfluß auf ihn ausübte, bis in das Hintergebäude, in die abgelegene Wohnung des Großvaters zu führen und so öffnete er denn, nach einem kurzen Entschlusse, die Thür eines Vorderzimmers und ließ sie eintreten.

Helene mochte kaum achtzehn Jahre zählen, und war mit den üppigsten Jugendreizen geschmückt, welche geeignet waren eine glühende Leidenschaft für sie zu entzünden. Die Natur hatte ihre Formen, wie nach den Regeln der Bildhauerkunst geschaffen und mit jener reizenden Fülle versehen, welche überall die Abrundung der Schönheitslinien erkennen läßt. Dabei waren ihre Bewegungen kräftig, aber anmuthig, und ihr ganzes Gliederspiel verrieth Elasticität und Frische. Ihr rosig blühendes Antlitz zeigte griechisches Profil und aus ihren dunkeln Augen blitzte zuweilen ein leidenschaftliches, beinahe dämonisches Feuer hervor. Zwei Perlenreihen von elfenbeinweißen Zähnen, zierten den schön geschnittenen,

aber etwas üppig aufgeworfenen Mund, und rabenschwarzes, seidenweiches Haar, ringelte sich in vollen und langen, natürlichen Locken über ihre Schultern hinab. Ihre Kleidung war offenbar etwas kokett geordnet, auch in Schnitt und Stoff, welche einen Hang zum Luxus verriethen, keineswegs ihrem Stande gemäß; denn sie war nur die Tochter eines gewöhnlichen Arbeiters in der Fabrik des Herrn Maquet.

Ohne weiter eine Einladung dazu abzuwarten, warf sie sich, sobald sie in's Zimmer trat, mit der unbefangenen Haltung einer vornehmen Dame, in einen altmodigen Divan, während Medard das Licht auf den Tisch stellte, es aber nicht wagte sich neben sie niederzusetzen; sondern sich in einiger Entfernung von ihr auf einem Stuhle niederließ. Mit einer ceremoniösen Handbewegung gab er ihr dann ein Zeichen zu sprechen, und als sie, ihn mit ihren Feueraugen forschend anblickend, fortwährend schwieg, sprach er mit Artigkeit: „Sie wissen, daß ich galant bin, und ich halte es daher für meine Pflicht einer so schönen Dame auch stets das erste Wort zu gönnen. Theilen Sie mir jetzt gefälligst mit, was Sie mir zu sagen haben.“

„Gut;“ entgegnete sie; „ich will Ihrer Galanterie auch nicht widerstreben; denn ich denke: sie ist redlich gemeint. Hören Sie also: Herr Maquet hat gestern meinen Vater abgelohnt und ihn aus seiner Fabrik gewiesen. Ich weiß, daß mein Vater ein ausgezeichnet guter Arbeiter ist, wenn auch nicht immer pünktlich und was er vielleicht an den Arbeitsstunden versäumt, bringt er durch Schnelligkeit und Geschicklichkeit, in dem was

er schafft, fast immer wieder ein. Man kann ihn also der Unbrauchbarkeit nicht beschuldigen, und ich wüßte keinen andern Grund für seine Entlassung anzugeben, als daß er den politischen Glauben des alten Principals nicht theilt; denn er ist Bonapartist mit Leib und Seele und schwärmt nur für die Wiederherstellung des Kaiserthums. Deshalb weigerte er sich auch gestern entschieden, dem Andringen seiner Kameraden Folge zu leisten und mit auf den Barricaden gegen die Regierung des Prinzen Napoleon zu kämpfen. Sie werden nun wohl aber selbst einsehen, daß es ungerecht und unedel wäre, um seiner abweichenden, politischen Ansichten willen einem Vater und seiner Tochter das dürftige Brot zu nehmen und sie Beide in das Elend zu stoßen. Denn wo sollte wohl ein armer Arbeiter, in dieser unruhigen Zeit, wo fast alle industriellen Unternehmungen darnieder liegen, gleich wieder eine Anstellung bekommen, die ihn nährte?"

„Es hat wohl Niemand mehr als ich das Loos beklagt, welches Ihren Vater betroffen hat;" antwortete Medard, nicht ohne Verlegenheit. „Doch es thut mir leid, es aussprechen zu müssen, daß Sie sich wegen der Ursache seiner Entlassung in einem Irrthume befinden. Mein würdiger Verwandter kannte die politischen Gesinnungen Ihres Vaters, des Herrn Sonneur sehr genau, als er ihn vor einem Jahre ungefähr in seine Fabrik aufnahm. Er grollte ihm deshalb keineswegs, war auch Anfangs mit seinen Leistungen außerordentlich zufrieden; doch schon nach einigen Monaten bemerkten die Werkmeister, daß er die regelmäßigen

Arbeitsstunden nicht mehr einhielt, ganze Tage versäumte, dann wieder einmal in sehr aufgeregtem Zustande in die Werkstelle kam und statt zu arbeiten seine Kameraden mit politischen Reden haranguirte, sie für seine bonapartischen Ansichten zu gewinnen suchte und in Ausdrücken, die ich nicht wiederholen mag, auf die Republik schimpfte. Ja, sein Benehmen wurde in der letzten Zeit so feindselig, daß er sich mit allen seinen Kameraden entzweite und diese selbst auf seine Entfernung antrugen. Da entschloß sich der gute Großvater, aber gewiß mit schwerem Herzen, um den Frieden in seiner Werkstatt wieder herzustellen, den Unruhestifter zu entfernen."

„Nun, mag es sein, daß das Betragen meines Vaters nicht ganz in der Ordnung war;" versetzte Helene in lebhafterem Tone; „so ist es doch gewiß ein großes Unrecht, daß seine eignen Kameraden sich gegen ihn verschworen, um ihn seines Brodes zu berauben. Sie werden das selbst einsehen, Herr Medard; denn ich weiß, Sie sind edel gesinnt und theilnehmend. Deshalb habe ich auch das Vertrauen gefaßt, mich mit Ihnen zu bereden; ja, ich halte mich überzeugt, Sie werden das Verfahren des alten Herrn Maquet übereilt und hart finden, und meiner Bitte Gehör geben, wenn ich Sie ersuche, die Entlassung meines Vaters zurückzunehmen und ihn morgen früh seine Arbeit beginnen zu lassen. Sie wissen, daß ich einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausübe und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß er sein Betragen ändern, seine Arbeitsstunden pünktlich einhalten und politische Gespräche streng vermeiden wird."

Eine immer steigende Verlegenheit malte sich in den Zügen Medards und erst nach einer langen Pause, welche er zu einer reiflichen Ueberlegung benutzt zu haben schien, erwiderte er etwas kleinlaut: „Es thut mir sehr leid, daß ich Ihren Wunsch, so gern ich ihn auch gewähren möchte, doch nicht zu erfüllen im Stande bin. Mein Verwandter, Herr Maquet, hat mir zwar Vollmacht gegeben in seinem Namen zu handeln, frei und ungehindert, nach meinem besten Ermessen, aber eben deshalb fühle ich auch die Verpflichtung bei jedem Schritte, den ich thue, mit der größten Vorsicht zu handeln. Wollte ich nun aber Ihren Vater wieder anstellen, so würde ich die übrigen Arbeiter nur dadurch aufreizen, und so ehrenwerth mir auch Ihre Bürgschaft ist, die Sie für sein Betragen übernehmen, so weiß ich doch, daß er sich Ihrem Einflusse nur so lange unterwirft, als er sich in einem nüchternen Zustandebefindet —“

„Kein Wort mehr, wenn's beliebt!“ unterbrach sie ihn heftig. „Ich bin nicht hierhergekommen, um Ihre Schmähungen auf meinen Vater mit anzuhören. Er ist nun einmal mein Vater, und ich muß ihn so lieben, wie er ist; denn er hat mir, so lange ich denken kann, stets ein zärtliches Vaterherz gezeigt. Sagen Sie mir jetzt nur mit einem einzigen Worte: ob Sie meinen Wunsch erfüllen wollen oder nicht?‘

„Nein!“

„Sie sagen Nein? und in einem so entschiedenen Tone? Ist das Ihre Liebe? O, wie gut war es, daß ich Ihren Betheuerungen keinen Glauben schenkte; denn ich würde mich jetzt fürchterlich getäuscht gesehen haben.“

„O, Helene! Bringen Sie meine Leidenschaft nicht mit meiner Pflicht in Streit. Ich schwöre Ihnen, bei Allem was mir heilig ist, daß ich Sie noch eben so heiß liebe, als sonst, wenn ich auch leider gezwungen bin, Ihnen die erste Bitte, die Sie an mich richten, abzuschlagen.“

„Daß ich eine Thörin wäre, daran zu glauben! Die wahre Liebe ist zu jedem Opfer fähig. Hier aber gilt es nicht einmal ein Opfer zu bringen, hier gilt es nur Ihren Eigensinn zu besiegen, Ihrem Vorurtheile, Ihrem Hasse, den Sie gegen meinen armen Vater gefaßt haben, zu besiegen. Hegten Sie nur ein Fünkchen Liebe in Ihrem Herzen für mich, so würde Ihnen dies ein Leichtes werden. Aber es scheint, daß Sie sich ohne Schmerz von mir werden trennen können, wenn ich nun gezwungen bin mit meinem Vater aus dem wildbewegten Paris hinaus zu wandern, um in der ruhigeren Provinz unser Brod zu suchen. Mir wird die Trennung eine schmerzliche Wunde bereiten, denn Sie waren immer gütig gegen mich; ich habe Sie stets wie einen wahren Freund verehrt und ich fühle es, ich würde Sie geliebt haben, wenn — o Gott! Zu welchem Geständnisse habe ich mich in meiner Aufregung hinreißen lassen!“ Sie verhüllte ihr Antlitz mit beiden Händen, stützte ihr Haupt auf die Kissen des Divans und ließ Laute vernehmen, die wie ein schmerzliches Schluchzen ertönten.

War aber ihre Aufregung nur eine erkünstelte, so wußte sie derselben doch einen Anschein der Wahrheit zu geben, durch welchen Medard vollkommen getäuscht

wurde. Er litt gleichfalls entsetzlich und suchte es nicht zu verbergen; doch zugleich regte sich auch in seiner Brust eine kaum geahnete Freude, über Helenens, scheinbar unwillkürlich ihren Lippen entflohenes Geheimniß, daß sie ihn geliebt haben würde, wenn — und er konnte nicht zweifeln, daß sie hatte sagen wollen: wenn sie länger in seiner Nähe hätte bleiben können. Deshalb begann er auch bereits zu wanken, in dem hartnäckigen Widerstreben ihrer Bitte; doch die Besorgniß vor den übeln Folgen, wenn er ihren Vater unter die übrigen Arbeiter, gegen Maquets Willen, wieder einführte, hielt ihn noch einmal zurück. Jedenfalls aber wollte er sie zu beruhigen und zu versöhnen suchen; deshalb erhob sich auch von seinem Sitze, näherte sich ihr und indem er seine Hand sanft auf ihre Schulter legte, sprach er in einem begütigenden Tone: „Aber Mademoiselle Helene, ich habe ja noch gar nicht daran gedacht, mich von Ihnen zu trennen. Kann ich auch Ihren Vater nicht wieder in unserer Fabrik anstellen, so sollen Sie deshalb doch mit ihm Paris nicht verlassen. Er wird gewiß wieder Arbeit finden, wenn nur die Ruhe wieder hergestellt ist; bis dahin aber sollen Sie Beide keine Noth leiden, denn ich werde für alle Ihre Bedürfnisse sorgen und glaube meine Ersparnisse nicht besser verwenden zu können."

Doch Helene erhob sich heftig aus ihrer gebeugten Stellung und ihr schönes Haupt stolz zurückwerfend, rief sie: „Und einen solchen Antrag wagen Sie mir zu stellen? Ich soll Almosen von Ihnen annehmen; oder, was noch schlimmer ist, den Schein auf mich laden,

als ob ich von Ihnen unterhalten würde? Eine solche Demüthigung mir, mir, der Sie hundertmal Liebe geschworen? Wenn auch meine Ehre es mir erlaubte eine solche Unterstützung von Ihnen anzunehmen, so würde sich doch ein anderes Gefühl dagegen sträuben, das noch mächtiger ist. Habe ich Ihnen mein Geheimniß schon zur Hälfte verrathen, so sollen Sie es nun ganz erfahren. Ich war nicht, wie ich sagte, auf dem besten Wege Sie zu lieben, nein, ich liebte Sie schon, wenn ich mir es auch zur Pflicht gemacht hatte Ihnen mein Gefühl noch zu verbergen." Mit einer Geberde, als ob die Scham sie niederdrückte, beugte sie ihr Haupt wieder auf die Kissen. Sie hatte das Geständniß, wie im Drange einer heftigen Gemüthsbewegung hervorgestammelt und schien jetzt wieder, wie vorhin, ihre Uebereilung zu bereuen. Es gelang ihr auch wirklich den von seiner Leidenschaft gänzlich verblendeten Medard zu täuschen, und er erkannte nicht einmal den Mangel weiblichen Zartgefühls, welchen sie dadurch verrieth, daß welchen sie dadurch verrieth; daß sie ihm ihre Zuneigung plötzlich so offen eingestand, während sie bis jetzt nur ein kokettes Spiel mit ihm getrieben hatte.

Er wurde dadurch in eine Aufregung versetzt, wie der sonst so ruhige Mann sie noch nie empfunden hatte. Seine Augen leuchteten, wie im höchsten Entzücken, und als ob er sie umarmen wollte, streckte er seine leise zitternden Hände nach ihr aus, ließ sie aber gleich wieder sinken und erhob sie dann wieder, um sich damit über die Stirn zu fahren, wie ein Erwachender, der einen schönen Traum festzuhalten sucht.

„Hab' ich recht gehört?" rief er erst nach einer langen Pause. „Sagten Sie wirklich, daß Sie mich lieben? O, wiederholen Sie das himmlische Wort, oder — nein! nein! Geben Sie mir nur ein Zeichen, welches mir mein Glück verkündet."

Mit dem Ausdrucke der Verschämtheit reichte sie ihm ihre Hand, die er mit glühenden Küssen bedeckte und gegen seine Brust drückte, wobei er vor ihr auf die Kniee niedersank. Zu jeder andern Zeit würde sie die lächerliche Figur, die der arme, verwachsene Liebhaber vor ihr spielte, außerordentlich belustigend gefunden haben, doch sie selbst hatte sich ja vorgenommen ein sehr ernstes Spiel mit ihm zu spielen; deshalb wendete sie ihm auch ihr Antlitz zu, mit einem schmerzlichen Ausdrucke, und flüsterte: „O, stehen Sie auf und lassen Sie meine Hand los; denn schon bereue ich mein Geständniß. Wir können ja doch nimmermehr vereinigt werden."

„Und warum nicht, theuerste Helene?" entgegnete er, sich vom Boden erhebend. Ich biete Herz und Hand, ich biete Ihnen Alles was ich habe."

„Dank! Herzlichen Dank!" erwiderte sie. „Aber lassen Sie uns offen mit einander reden. Sie wissen, daß ich arm bin und daß mich doch von jeher die Beschäftigungen meines niedern Standes anwiderten. Sie selbst waren so gütig zu bemerken, daß ich geistige Anlagen besitze, die mich wohl für eine höhere Bildung befähigten; ja, Ihre lehrreichen Unterhaltungen erweckten meinen Geist, die Bücher, die Sie mir liehen, machten mich mit unsern gefeiertsten Dichtern bekannt, und riefen

einen regen Sinn in mir wach, für Poesie, Kunst und Wissenschaft. Kurz Ihnen allein verdanke ich es, mich empor geschwungen zu haben, zu einer Ausbildung über meinen Stand. Nun will ich es aber auch nicht leugnen, daß sich meiner auch zugleich ein Streben bemächtigt hat, nach einer höheren Stellung im Leben, und daß ein bescheidenes Loos in einem untergeordneten, bürgerlichen Kreise, meinen Wünschen nicht entsprechen würde. Sie bieten mir Alles, was Sie besitzen, und dies ist jedenfalls dankenswerth, für ein armes Mädchen wie ich bin; aber ich bekenne offen, daß es meinem Verlangen nicht entspricht. Sie sind ohne Vermögen, Sie bekleiden nur die Stelle eines Buchhalters im Hause ihres Verwandten und nach dessen Tode fällt die ganze Fabrik, sein ganzes Vermögen an seine beiden Enkelinnen. Sollte man Sie dann auch auf Ihrem Posten belassen, so würde ich doch in eine so untergeordnete Stellung gegen Marie und Anna versetzt werden, die ich nicht würde ertragen können; so wie ich überhaupt nicht glaube, daß ich mich in dem Kreise Ihrer Verwandten wohl fühlen würde. Die beiden Enkelinnen, so wie Herr Maquet selbst, haben mich oft in beleidigender Weise geschmäht, daß ich mich nicht als Fabrikmädchen, oder Magd verdingen wollte, weil ich mich für gemeine Arbeit zu gut hielt. Sie würden mich also auch wahrscheinlich, wollte ich ihre Gattin werden, nur mit Widerwillen in ihre Familie aufnehmen und ich würde von ihrem Groll viel zu leiden haben."

Wie aus allen seinen Himmeln herabgestürzt, hatte

Medard ihrer Rede gelauscht und das Gefühl seiner Armuth vernichtete plötzlich alle seine schönsten Hoffnungen. Wie verzweifelt ging er im Zimmer auf und nieder, und rief: „O, wenn ich Reichthum zu erringen wüßte! Ich würde mich glücklich preisen, wenn ich Sie nur mit Glanz und Pracht umgeben könnte. Glauben Sie nicht, daß ich Ihr Verlangen nach einer höheren, glänzenden Stellung im Leben tadele. Ich theile es ja selbst, glühender, heißer, als Sie es jemals haben empfinden können. Gold — Gold, ist die Seele des Lebens. Ihre Liebe Helene, und Reichthum, das sind die beiden Wünsche, die lodernd meine ganze Brust entflammen. Leben wir doch in einer Zeit, wo die Jagd nach Reichthum nun einmal die ganze Menschheit beschäftigt, wo fast Jeder es sich zur Aufgabe seines Daseins gestellt hat, Geld zu erwerben, um genießen zu können. Doch bis jetzt sind alle meine Versuche reich zu werden, selbst im Börsenspiele fehlgeschlagen, und ich habe einen Theil meiner Ersparnisse umsonst geopfert. Auch habe ich oft vergebens in einsamen Stunden mein Gehirn zermartert, um einen Plan auszugrübeln, der mich auf der goldenen Straße mit Glück an das ersehnte Ziel führen könnte. Was soll ich beginnen?"

„Das Schicksal walten lassen!" antwortete Helene, mit bedeutungsvoller Betonung. „Es führt uns oft sicherer zu dem ersehnten Ziele, als die mit größter Feinheit ausgesponnenen Pläne. Wir leben in einer sehr bewegten Zeit, die, wie es scheinen will, das Unterste zu Oberst kehren wird. So kann es auch ge-

schehen, daß der letzte Verwandte eines reichen Hauses der erste Erbe wird."

Medard blieb plötzlich stehen und blickte sie, beinahe erschrocken über ihre Rede, mit einem forschenden Blicke an, als ob er nähere Aufklärung von ihr verlange. Sie aber reichte ihm ihre Hand, zog ihn nahe zu sich hin und flüsterte ihm ganz leise zu: „Haben Sie schon vergessen, daß der Tod über Ihren Verwandten schwebt? Ihre Häupter sind dem Sieger über die Revolution verfallen. Wenn nun durch Zufall, oder durch eifrige Nachspürung ihr Versteck entdeckt würde; wenn man sie vor das Kriegsgericht stellte und verurtheilte — o, halten Sie mich nicht für herzlos, — ihr Unglück würde mich tief erschüttern, obgleich ich nie einen Beweis freundlicher Theilnahme von ihnen empfing. Doch wer vermöchte sie zu retten; da sie sich in ihrer Verblendung so offen den Machthabern widersetzten? Sie müssen doch selbst bekennen, daß sie nur ihre eigne Schuld büßen würden." Mit einem seltsamen Blicke suchte sie, in dem Antlitze Medards, der wie erstarrt vor ihr stand, die Bewegung auszuforschen, die ihre Worte in seinem Innern erregt hatten. Er zitterte an allen Gliedern und vermochte lange kein Wort hervorzubringen. Endlich aber, hob er wie flehend die Hände zu ihr empor und stammelte: „Um Gotteswillen! Helene, sprechen Sie nicht weiter. O, wenn Sie wüßten, welche Hölle Sie in meiner Brust erweckt haben. Es ist ein schrecklicher Gedanke, den Sie in mir aufgeregt. Der alte Maquet, mein edler Wohlthäter, der mich von Verwahrlosung, vom Untergange gerettet hat; seine

Enkelinnen, die, wenn sie sich auch gegen Sie nicht freundlich gezeigt, weil sie Ihren hochstrebenden Geist nicht richtig zu würdigen wußten, doch edel und hochherzig sind, ihre beiden Verlobten, die wackern Ehrenmänner, sie Alle sollten für ihre politische Ueberzeugung dem Tode zum Opfer fallen? Das wäre gräßlich und ich würde mich wohl niemals des Reichthums freuen können, der mir dann zufiele; denn ich bin allerdings nach den beiden Enkelinnen meines alten Verwandten sein nächster Erbe und Niemand würde mir sein Vermögen streitig machen dürfen. Aber meine Hand sollte lieber verdorren, ehe ich sie darnach ausstrecken möchte, mit Falschheit und Verrath im Herzen, gegen die, die mir Vertrauen und Liebe schenkten."

„Aber wohin verirren Sie sich, mein lieber Medard?" rief Helene, indem sie eine Miene der Entrüstung annahm. „Wer spricht von Falschheit und Verrath? Ich würde Sie hassen müssen, wenn Sie nur daran denken könnten. Nur von dem seltsamen Walten des Schicksals sprach ich und von der Möglichkeit, daß ihr Versteck durch Zufall oder Nachforschung entdeckt werden könne. Um Ihnen aber zu beweisen, daß mir dabei kein böser Gedanke in den Sinn gekommen, will ich selbst zur Verrätherin eines Geheimnisses werden, welches mir irgend Jemand zu enthüllen, streng verboten worden ist. Hören Sie denn: ich sagte Ihnen bereits vorhin auf dem Hofe, daß mir das Versteck der Flüchtigen bekannt sei und ich log nicht. Mein Vater hat es ausgespürt und mir mitgetheilt. Wollen Sie die Unglücklichen retten, so begeben Sie sich noch diese

Nacht zu ihnen, suchen Sie sie zu überreden, daß sie augenblicklich ihr Asyl verlassen, und anderwärts ein Unterkommen suchen, bis sie Gelegenheit finden aus Paris zu entkommen. Sie sehen, daß ich ehrlich gegen Sie und Ihre Verwandten handele, denn mit der Entdeckung dieses Geheimnisses gebe ich auch die letzte Waffe aus der Hand, die ich vielleicht hätte benutzen können, um Sie zu zwingen meinen Vater wieder anzustellen. Er wird diese Nacht noch keine Anzeige machen, weil ich ihm versprochen habe Sie zu einer Zurücknahme seiner Entlassung zu bewegen; was er aber morgen thun wird, wenn er Ihre bestimmte Weigerung erfährt, dafür kann ich nicht einstehen; denn er wird in einen Zorn gerathen, den selbst ich nicht zu besänftigen vermag. Morgen aber mag er dann von seiner Entdeckung Gebrauch machen, wie er will, es wird zu spät sein, wenn Sie nur dafür sorgen, daß Ihre Verwandten in dieser Nacht noch ihr Versteck verlassen."

„Ja, Helene, Sie sind ein edles, gutes Mädchen!" rief Medard in großer Bewegung; „und wenn es irgend möglich wäre, würde ich Sie jetzt nur noch mehr lieben. Ich will Ihrem Rathe folgen; gleich, gleich will ich die Unglücklichen warnen, und morgen sprechen wir dann mehr zusammen. Uebrigens schlafen Sie ruhig; kann ich auch Ihren Vater nicht wieder in die Werkstelle aufnehmen, seiner Kameraden wegen, so will ich ihm doch Arbeit in seiner Wohnung geben, die ihm einen reichlichen Lohn eintragen soll. Ich will Alles verantworten; denn ich würde zu unglücklich sein, wenn ich

Sie nicht mehr täglich sehen, nicht mehr in Ihrer Nähe athmen sollte. Ueber unsere Zukunft sprechen wir morgen mehr."

Hierauf trennten sich sich Beide und Medard blieb in großer Bewegung zurück. Seine Liebe zu Helene hatte ihn so sehr verblendet, daß er in der Entdeckung ihrer Mitwissenschaft über das geheime Versteck der Flüchtigen, einen seltenen Edelmuth zu finden glaubte, ohne sich zuvor zu überzeugen, ob diese Mitwissenschaft auch wirklich auf Wahrheit gegründet, oder nur fingirt sei? Er dachte nur an die drohende Gefahr, in welcher die Seinigen schwebten, und hielt es für unbedingt nothwendig, sie ohne Säumen davon in Kenntniß zu setzen und sich mit ihnen über fernere Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu berathen. Rasch begab er sich in sein Wohnzimmer, welches gleich neben dem Comptoir gelegen war; dort warf er einen Mantel um, schlug dessen Kragen auf, drückte den Hut tief in die Stirn, um sein Antlitz so viel als möglich zu verhüllen, nahm einige Schlüssel aus seinem Pulte und entfernte sich.

Es war beinahe Mitternacht, als er über den Hof ging, und Alles war still, wie ausgestorben. Die Fenster, in den von den Arbeitern und Dienstboten bewohnten Hofgebäuden, waren dunkel, nur in der kleinen Wohnung, welche Helenen mit ihrem Vater eingeräumt worden war, schimmerte noch Licht durch die Gardinen und er konnte es sich nicht versagen, einige Augenblicke stehen zu bleiben und sehnsüchtige Blicke hinaufzuwerfen. Dann aber schritt er wieder mit leisen Schritten vorwärts, bis an das Ende des Hofes, wo sich zwischen

einem Magazine und Werkgebäude eine kleine Thür befand, die er geräuschlos öffnete und sogleich wieder hinter sich verschloß. Er trat nun in einen großen Garten und folgte dem Hauptwege, der von einer Baumallee gebildet wurde, bis zu einer Mauer, in welcher sich wieder eine Pforte befand. Durch diese schritt er in einen öden, wüsten Raum, der mit Bauholz und Mauersteinen theilweise angefüllt und von einer aus Brettern roh zusammen gefügten Planke von allen Seiten eingehegt war. In der Mitte dieses Platzes ungefähr, stand eine alte, verfallene, längst außer Gebrauch gekommene Kapelle, welche der alte Maquet schon vor Jahren nebst dem Grundboden, auf welchem sie stand, zum Abbrechen angekauft hatte. Es war sein Plan gewesen, den Platz mit seinem Garten, an den er unmittelbar gränzte, zu verbinden, und an die Stelle der alten Kapelle ein hübsches Lusthaus, welches sich zu einer Sommerwohnung eignete, bauen zu lassen. Allein theils seine Geschäfte, theils auch seine Theilnahme an den politischen Ereignissen seines Vaterlandes, hatten alle seine Gedanken so sehr in Anspruch genommen, daß er bis jetzt noch immer nicht zur Ausführung seines Planes hatte gelangen können, obgleich er schon Baumaterialien hatte herbeischaffen lassen. Indessen aber hatte er die noch trockenen Räume der Kapelle zu einer Niederlage für rohe Häute benutzt.

Kein Sternlein leuchtete herab. Der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt und die Nacht war so dunkel, daß er auf dem ihm weniger bekannten Terrain langsamer vorwärts schreiten, und mit ausgestreckten

Händen umherfühlen mußte, um nirgends anzustoßen. Zuweilen schien es ihm, als sähe er hinter den aufgethürmten hohen Steinhaufen etwas durch die Dunkelheit hervorblitzen, wie Metall; doch er glaubte es sei nur ein gewöhnliches Flimmern vor den Augen, wie es wohl die Aufregung des Blutes zu erzeugen pflegt. Dann schien es ihm wieder, als ob er leise Schritte hörte, die ihm in geringer Entfernung folgten; doch sobald er stillstand um zu lauschen, vernahm er auch nicht das mindeste Geräusch. Er schalt sich selbst wegen seiner Thorheit und gab es seiner aufgeregten Phantasie Schuld; denn er hielt sich für ganz sicher, daß ihm Niemand auf seinem nächtlichen Wege folgen werde.

So erreichte er denn endlich die Kapelle, und es gelang ihm nach vielem Herumtappen die in Spitzbogenform ausgeschnittene Hauptthür zu finden. Sie war nicht leicht und nicht ganz ohne Geräusch zu öffnen; denn die verrosteten Angeln kreischten, sobald sie bewegt wurden, aber der Wind, der sich aufgemacht hatte, heulte dazwischen; und er hielt sich überzeugt, daß er sich in dem eingeschlossenen Raume ganz allein befände, daß ihn auch um diese Stunde, in der öden Gegend rings herum Niemand belauschen würde. Deshalb glaubte er auch es sei gar nicht einmal nöthig, die schwere Thür wieder hinter sich zu verschließen, da er ja doch mit den Flüchtlingen bald wieder zurückzukehren gedachte und lehnte sie nur an. Als er in den öden Raum der Kapelle trat, überlief ihn ein eisiger Schauder und er mußte wohl eine Minute lang still stehen, um Athem zu schöpfen, denn ein banges, unheimliches Gefühl hielt

ihm die Brust beklemmt. Doch er suchte jede Furcht gewaltsam zu unterdrücken und ermuthigte sich immer wieder durch den Gedanken, daß Niemand in der Nähe sei, um ihn zu belauschen. Die hölzernen Betstühle waren längst aus der Kapelle entfernt, die Wände ihrer Bilder und Zierrathen beraubt, und zu beiden Seiten lagen rohe Häute hochaufgeschichtet. Ganz am Ende aber, auf einer Erhöhung, zu welcher mehrere Stufen führten, stand noch der steinerne Altar, den man aber des Crucifixes und alles Schmuckes beraubt hatte. Vorsichtig, leise, und bei jedem Schritte um sich herumfühlend, ging Medard immer gerade aus bis er den Altar erreicht hatte, um den er herumging. Jetzt erst wagte er es eine Blendlaterne unter dem Mantel hervorzuziehen und Licht anzuzünden, welches er zur Fortsetzung seiner Wanderung nothwendig bedurfte. Es galt jetzt beim Scheine der Laterne auf der Rückseite des Altars in dem Gemäuer eine verborgene Feder aufzufinden, welche mit einer geheimen Maschinerie in Verbindung stand. Kaum aber hatte er sein Licht angesteckt, so glaubte er ziemlich deutlich zu hören, daß die alte Thür der Kapelle wieder in ihren Angeln kreischte, und ein neuer Schrecken durchbebte ihn; doch er fand sich nicht geneigt zurückzukehren, um nachzuforschen, und suchte sich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß der Wind die Thür bewegt habe. Um so mehr aber sehnte er sich unter Menschen zu kommen und sich seines Auftrags zu entledigen. Auch gelang es ihm bald genug die verborgene Feder zu finden und indem er mit aller Macht darauf drückte, ertönte im Innern ein dumpfes

Schnurren wie von einem Räderwerke, worauf sich ein Theil der steinernen Rückwand des Altars zurückschob. Es war dadurch eine schmale Oeffnung entstanden, durch welche aber ein Mensch bequem gehen konnte und die zu einer steinernen Treppe führte. Theils von der Furcht, theils durch den Eifer den Seinigen zu dienen angetrieben, stieg er rasch die schmalen, steinernen Stufen hinab, ohne nur daran zu denken, die Oeffnung wieder hinter sich zu schließen. Am Ende der Treppe zeigte sich ein enger unterirdischer Gang, und als er diesen hinabschritt, schien auch sein Muth wieder zu wachsen; denn er näherte sich ja seinem Ziele. Eine eiserne Thür hemmte seine Schritte und als er auch diese aufgeschlossen hatte, und in einen leeren, gewölbten Raum, gleich einer kleinen Vorhalle getreten war, ging er rasch auf eine zweite Thür zu, an die er rasch dreimal klopfte. Nach einer Pause that er zweimal drei Schläge und wieder nach einer Pause klopfte er durch sieben auf einander langsam folgende Schläge an. Jetzt erst hörte man im Innern ein Geräusch, als ob Riegel zurückgeschoben würden und gleich darauf vernahm man auch, wie sich ein Schlüssel im Schlosse drehete. Die Thür öffnete sich leise und Etienne, ein Licht in der einen, ein gespanntes Pistol in der andern Hand, zeigte sich, trat aber sogleich zurück, als er Medard erkannte und ließ ihn ein, worauf er wieder die Thür verschloß.

Es war eine Todtengruft, in welcher die armen Verfolgten sich ein Asyl bereitet hatten, ein ziemlich geräumiger und gewölbter Raum, aus welchem aber schon längst alle Särge hinweggeschafft worden waren,

und welchen der alte Maquet bereits vor mehreren Tagen hatte mit den nothwendigsten Bequemlichkeiten versehen und so gut als möglich wohnlich einrichten lassen. Zu beiden Seiten befanden sich kleinere Hallen, die zur Aufbewahrung von Begräbniß-Geräthschaften gedient haben mochten, und jetzt die Stelle von Schlafgemächern, für die beiden Frauen rechts, und für die vier Männer links, vertreten mußten. Auch waren große Massen von Lebensmitteln vorräthig, um wenigstens eine Zeit lang jede nähere Verbindung mit der Außenwelt entbehren zu können.

Als Medard eintrat, befanden sich in der eigentlichen Gruft nur der alte Maquet, Charles, Etienne und der Architekt Roller.

„Was führt Dich jetzt schon hierher und so bestürzt?“ rief der Erstere dem Eintretenden ganz erstaunt entgegen. „Ich halte es nicht für klug, daß Du uns jetzt schon in unserm Verstecke aufsuchst; denn man wird jeden Deiner Schritte bewachen und könnte gar leicht durch Deine nächtliche Wanderung auf unsere Spur geführt werden.“

Medard aber entschuldigte sein Kommen, in angstvoller Eile, mit der dringenden Nothwendigkeit und nachdem er einen kurzen Bericht abgestattet, über die Haussuchung und wie es ihm gelungen sei, dem Offiziere den Glauben beizubringen, daß sich die Flüchtigen wirklich auf dem Wege nach Lyon befänden, theilte er seinen Verwandten mit, daß er sie hier nicht mehr für sicher halte, da sich das Geheimniß ihres Aufenthaltes

in den Händen eines Mannes befinde, der sie vielleicht schon am nächsten Tage verrathen werde.

Die jungen Männer geriethen in die heftigste Bewegung; nur der Greis blieb ruhig und antwortete nach einer Pause, in welcher er in tiefes Sinnen verloren schien: „Und wer gab Dir Nachricht von dieser Mitwissenschaft unseres Geheimnisses?“

Medard zögerte einige Augenblicke, aber dem Greise, dem er so große Dankbarkeit schuldete, vermochte er weder etwas zu verschweigen, noch ihn mit einer Unwahrheit zu hintergehen. Deshalb gestand er es auch endlich hocherröthend, daß Helene ihm verrathen: ihr Vater sei von dem geheimen Verstecke unterrichtet und drohe mit einer Denunciation, wenn seine Verabschiedung aus der Fabrik nicht zurückgenommen werde.

„Und hat sie Dir auch bewiesen, daß sie den Ort unseres Aufenthaltes wirklich kennt, indem sie ihn Dir genannt?“ fragte Maquet mit bedenklicher Miene.

„Wie sollte sie auch, da ich sie nicht darum befragte.“

„Daran thatest Du sehr Unrecht; denn Du hättest ihre Wahrhaftigkeit nicht besser können auf die Probe stellen. Wie kannst Du nun wissen, ob sie nicht ein falsches Spiel mit Dir getrieben, um durch Dich das Geheimniß erst zu erforschen?“

„Großvater, es thut mir leid, daß ich es Euch sagen muß; aber Ihr hegt Groll und Mißtrauen gegen das junge Mädchen, die sie nicht verdient. Sie hat mir mit der edelsten Bereitwilligkeit Alles entdeckt und mich dringend aufgefordert Euch ungesäumt zu warnen, damit Ihr noch diese Nacht das unsichere Versteck ver-

laßt, und dies kann doch nur in der besten Absicht geschehen sein.“

„So urtheilst Du, Verblendeter! Mir aber scheint es anders. Glaube mir: sie hatte keine andere Absicht dabei, als Dich zu veranlassen Dich noch in dieser Nacht zu uns zu begeben, damit sie Deine Schritte belauschen oder Dir einen andern Spion nachschicken könne, um dadurch erst unsern Aufenthalt zu erfahren.“

„Einige Augenblicke stand Medard ganz bestürzt durch diese schwere Anklage und wußte nichts dagegen hervorzubringen. Doch sobald er nur sich ihr reizendes Bild vergegenwärtigte, erwachte auch plötzlich sein volles Vertrauen zu ihr wieder: „Nein, guter Großvater, Ihr seid gegen sie eingenommen und täuscht Euch. Ihr kennt sie nicht, wie ich; sie ist edel und hochherzig und eines so niedrigen Verrathes unfähig.‘ „Schließ die Thür, Etienne, wir müssen uns rasch berathen; denn wir können hier jeden Augenblick überfallen werden;“ rief der Greis in entschiedenem Tone, ohne Medards Worte zu beachten.

Aber ehe der junge Mann noch im Stande war einen der schweren Riegel vorzuschieben, wurde die eiserne Thür von Außen aufgestoßen und dieselben Soldaten, welche das Haus durchsucht hatten, drangen mit gefälltem Bajonett und mit dem jungen Offiziere an ihrer Spitze, zur Thür herein.

Die Vordersten bemächtigten sich augenblicklich Etienne's, noch ehe er im Stande war von seinen Waffen Gebrauch zu machen, die sie ihm sogleich entrissen. Andere stürzten auf Charles und Roller zu, welche vom

ersten Schrecken überwältigt, gleichfalls keinen Widerstand wagten. Der Greis war in seinen Lehnstuhl niedergesunken und Medard prallte in einen dunkeln Winkel zurück, als ob ein Blitzstrahl vor ihm niedergeschlagen wäre.

„Ich verhafte Sie, im Namen des Kriegsgerichtes;" sprach der Offizier ernst und nachdrücklich. „Wo sind Ihre Enkelinnen, Herr Maquet?"

Doch dieser verweigerte die Antwort und eben als der Offizier seine Frage wiederholen wollte, trat Marie aus dem Seitengemache rechts und sprach mit würdevoller Miene und mit ernster Fassung: „Wir sind hier, mein Herr, und Sie sehen uns bereit das Schicksal unseres Großvaters und unserer Verlobten zu theilen. Doch meine Schwester ist krank, und ich erwarte, daß Sie uns mit aller Rücksicht behandeln werden, welche unser Geschlecht von jedem Gebildeten beanspruchen darf."

„Sorgen Sie nicht;" entgegnete der junge Offizier nicht ohne eine theilnehmende Bewegung, welche ihm die Schönheit und würdevolle Haltung des jungen Mädchens einzuflößen schien. „Ich bin Franzose! Dies möge Ihnen genügen. Auch werde ich Sie selbst unter meine Obhut nehmen. Wird Ihre Schwester im Stande sein, uns bis zu dem Wagen zu folgen, der draußen harrt."

„Ich hoffe, Sie wird es; ich werde sie vorbereiten, denn sie ist eben erst aus einem fieberhaften Schlummer erwacht;" versetzte Marie und begab sich in das Nebengemach zurück.

Nach wenigen Minuten schon kehrte sie mit Anna

zurück, die sich mit einer bewundernswerthen Selbstbeherrschung aufgerafft hatte, und als sie eintraten, schien die Ruhe ihres Großvaters durch eine heftige Bewegung erschüttert zu werden. Er umarmte Beide zärtlich und flüsterte ihnen in schmerzlichem Tone zu: „O, wie leid thut es mir jetzt, daß ich Eure Theilnahme an der unglücklichen Revolution geduldet und Euch in den Abgrund, den mir mein Schicksal öffnet, mit hinein gezogen habe.“

Doch sie zeigten Beide einen Muth und eine Fassung, welche sie als Heldinnen ihres Geschlechts erscheinen ließen, und suchten ihn zu beruhigen und alle seine Selbstvorwürfe durch die Versicherung zu entkräften, daß sie ohne ihn und ihre beiden wackern Verlobten doch nicht länger hätten leben mögen, und daß sie es ja für ihre Pflicht hielten, jedes Schicksal, auch das härteste mit ihnen zu theilen.

Selbst der Offizier schien Theilnahme zu empfinden, für die schönen, muthigen Mädchen, die so viel Charakterstärke verriethen, und obgleich sie bleich, wie geknickte Lilien am Halse des Greises hingen, doch eine würdevolle Fassung behaupteten. Er trat deshalb auch zu ihnen und bat sie mit einer achtungsvollen Haltung, sich ihm ganz anzuvertrauen, er würde sie auf die schonendste Weise nach dem Gefängnisse bringen, und dort dafür sorgen, daß ihnen eine anständige Haft zu Theil würde. Der alte Maquet warf ihm einen dankenden Blick zu und entließ sie dann aus seinen Armen, worauf sie der Offizier von zwei Soldaten begleitet aus der Gruft führte, die Kapelle mit ihnen durchschritt, und

sie bis zu einer großen Oeffnung in der hölzernen Planke, wo man mehrere Bretter herausgenommen, brachte. Dort hielt ein Wagen, in welchen er sie einsteigen ließ und nachdem er den beiden Soldaten anbefohlen hatte, sie nicht aus den Augen zu lassen, kehrte er wieder zurück, um auch die Abführung der übrigen Gefangenen zu beaufsichtigen. Man brachte sie ihm schon in der Kapelle entgegen, aber die Soldaten schienen den Männern eine weniger schonende Behandlung zugedacht zu haben. Nachdem sie alle ihre Taschen durchsucht und ihnen Alles, was nur irgend für eine Waffe gelten konnte, abgenommen, hatten sie die beiden Werkmeister und den Greis mit dem Architekten zusammen gebunden, so daß eine Flucht, hätten sie dieselbe auch versuchen wollen, doch außerordentlich schwierig und wahrscheinlich erfolglos geworden wäre. Sie hatten sich auch mit einer trotzigen Ruhe in das Unvermeidliche gefügt; denn sie sahen wohl ein, daß Widerstand ihnen nichts nützen, wohl aber ihre Lage noch verschlimmern konnte.

Als die Gefangenen bei den Wagen angekommen waren, führte man sie paarweise hinter denselben, wo sie von den Jägern umgeben wurden, deren Einige mit gefälltem Bajonett ihnen zur Seite blieben, um sie beim geringsten Fluchtversuche niederzustoßen. Dann setzte sich der Wagen, in welchen der Offizier selbst mit hinein stieg, langsam in Bewegung, und die Uebrigen mußten ihm Schritt für Schritt folgen, bis zum nächsten Gefängnisse.

Wohl eine halbe Stunde später erst erwachte Medard aus der Betäubung, die ihn gleich einer Ohnmacht

aller Besinnung beraubt hatte. Er war in demselben Winkel, in welchen er bei dem plötzlichen Hereinstürzen der Soldaten unwillkürlich zurückgesprungen, niedergesunken, und hatte nichts mehr bemerkt, von Allem was um ihn her vorging. Ob ihn nun die Soldaten nicht gesehen hatten, oder nicht hatten sehen wollen, da die auf ihrer Liste befindlichen Opfer ja vollzählig in ihre Hände gefallen waren, blieb unentschieden. Kurz Niemand kümmerte sich um ihn, selbst der Offizier schien nicht an ihn zu denken, und so blieb er ganz allein in der Todtengruft zurück, als seine Verwandten fortgeführt worden waren, die es auch nicht zu beachten schienen, daß er so plötzlich verschwunden sei.

Es dauerte bei seinem Erwachen noch einige Minuten, ehe er im Stande war seine Sinne zu sammeln und nur nach und nach erinnerte er sich, wie und in welcher Absicht er hierhergekommen war. „O, mein Himmel!“ stammelte er endlich leise vor sich hin. „Habe ich denn nur geträumt, oder bin ich wahnsinnig geworden? Wo sind sie denn Alle? Heiliger Herrgott! Man hat sie fortgeschleppt — Alle — Alle — denn auch die Kammer der Mädchen ist leer. Und ich — ich bin ganz allein Schuld an ihrem Unglücke! Wenn man sie verurtheilt, wird das ganze Gewicht ihrer Leiden, oder selbst — ihr Tod auf meinem Haupte lasten. Warum mußte ich auch hierher kommen? Aber ich glaubte sie ja dadurch retten zu können! Ich habe die Tyrannenknechte auf die Spur geführt, habe ihnen den Weg zu dem Verstecke gezeigt, ja der gute Großvater hat Recht. Aber sein Verdacht gegen Helene, daß sie mich nur

deswegen aufgefordert ungesäumt die Flüchtigen zu warnen, um durch meine Schritte ihren Versteck zu verrathen, ist falsch und muß falsch sein. Helene denkt viel zu edel, um eine so schmachvolle Hinterlist zu brauchen.“ So sprach er, langsam auf und nieder schreitend, geraume Zeit vor sich hin, bis ihm plötzlich, als er um sich schauete, und die grauenvolle Leere und Einsamkeit des unheimlichen Ortes ihn aus allen Winkeln anzustarren schien, ein eisiger Schauder durch alle Glieder rieselte. Gewaltsam raffte er sich zusammen, und nachdem er hastig die von der gewölbten Decke herabhängende Ampel gelöscht, verließ er den traurigen Aufenthalt rasch und stieg beim Scheine seiner Blendlaterne, die enge Treppe wieder hinauf. Doch hatte er bereits so viel Besinnung wieder erlangt, die Oeffnung in derselben geheimen Weise zu verschließen, und erst als die Steine der Rückseite des Altars sich durch das verborgene Räderwerk und die Feder, fest zusammen gefügt hatten, schritt er eilig durch die Kapelle, deren Hauptthür er auch hinter sich verschloß, hinaus in's Freie. Als er nun aber den Hofraum der Fabrik erreicht hatte, war sein erster Blick nach den Fenstern gerichtet, die zu Helenens Wohnung gehörten. Doch jetzt schimmerte kein Licht mehr hindurch, und er wußte selbst nicht, warum seine Füße plötzlich wie in den Boden gewurzelt waren?

„Ich muß sie sehen und sprechen, wenn sie auch schon schlafen sollte, ich muß sie wecken;“ sprach er endlich leise vor sich hin, als sei er zu einem Entschlusse gekommen. Und wirklich führte er diesen auch im näch-

sten Augenblicke schon aus. Leise stieg er die Treppe hinauf, und zog ziemlich heftig an der Klingel. Aber er mußte lange warten, ehe man das Zeichen, daß er Einlaß begehre, beachtete und erst nachdem mehrere Minuten verstrichen waren, vernahm er leise Schritte, und die Treppenthür wurde vorsichtig geöffnet. Es war Helene selbst, die schnell einige Kleider übergeworfen hatte, welche erschien, und auch in dem blendend weißen Nachthäubchen, das die reiche Fülle ihres schönen Haares barg, reizend aussah. Der Ausdruck ihres Gesichts war aber finster und verdrießlich und ihr ganzes Wesen schien anzudeuten, daß sie eben erst aus einem festen Schlafe erweckt worden sei.

„Aber Herr Medard;“ rief sie ihm mit ernster Verwunderung entgegen; „was wollen Sie so spät noch hier? Ich schlief schon längst und Sie haben mich nicht aufgeweckt, sondern aufgeschreckt, durch Ihr heftiges Läuten.“

„Ach, verzeihen Sie mir!“ erwiderte er mit schmerzbewegter Stimme. „Ich weiß ja kaum selbst noch was ich thue. Hören Sie! Es ist — doch davon später. Es war mir als müßte ich diese Nacht noch mit Ihnen reden; drum erlauben Sie mir nur eine einzige Frage: Hat er seine Denunciation bereits angebracht? Hat er dem Jägeroffiziere, welcher hier Haussuchung hielt, das Versteck der Flüchtigen verrathen?“

„Nein, das hat er nicht; Sie mißtrauischer Mensch, der meinem Worte wenig zu vertrauen scheint;“ erhielt er in sehr nachdrücklichem Tone zur Antwort. „Doch ich will nachsichtig mit Ihnen sein, und gebe Ihnen

deshalb die Versicherung, daß mein Vater noch keine Sylbe verrathen hat. Ich traf ihn, als ich von unsrer Unterredung zurückkehrte schon daheim, und er betheuerte mir, daß er keine Soldaten gesehen und daß er das Geheimniß streng bewahrt habe, ja, als ich ihm mittheilte, daß Sie ihn mit Arbeit versehen wollten, wurde er ganz versöhnlich und versprach mir heilig, überhaupt von der Sache zu schweigen. Vollkommen beruhigt deshalb, legte ich mich auch zur Ruhe nieder und schlief sogleich ein. Aber nun sagen Sie mir nur um's Himmels willen, was ist eigentlich geschehen? Weshalb befinden Sie sich in so großer Aufregung?"

Er theilte ihr nun ohne Weiteres das Vorgefallene mit und die Bestürzung und Theilnahme, die sie dabei äußerte, erschien ihm so ungekünstelt und wahr, daß er auch den leisesten Verdacht aufgab, sie könne irgend einen Verrath gegen ihn und die unglücklichen Seinigen ausgeübt haben.

„Ach, das ist ja entsetzlich!" rief sie aus, mit bewegter Stimme. „Aber ich betheure Ihnen nochmals bei Allem was mir heilig, daß mein Vater ganz unbetheiligt bei dem Ueberfalle geblieben und daß der Verrath des Versteckes, welches ihm und mir allerdings durch Zufall bekannt wurde, von ganz anderer Seite geschehen sein muß. Bedenken Sie wohl, daß derselbe Zufall, der uns davon unterrichtete, auch einer dritten Person Ihr Geheimniß verrathen konnte. Vielleicht gelingt es mir den wahren Thäter zu entdecken. Ueberlassen Sie dies mir allein und suchen Sie nur ohne

Zeitverlust an der Befreiung der Unglücklichen zu arbeiten.“

Medard vermochte diesen Worten nichts entgegen zu setzen und da er sich jetzt fest überzeugt hielt, daß auch nicht die geringste Schuld auf ihr laste, entschuldigte er sich wegen der Ruhestörung, die er ihr zu so später Stunde noch verursacht und entfernte sich.

Als er aber das Haus wieder betrat, stieg seine Unruhe mit jeder Minute nur noch höher. Das große, alterthümliche Gebäude erschien ihm wie ausgestorben. Es war ihm, als ob er überall höhnende Stimmen um sich flüstern hörte und dann wieder, als ob er die verzweiflungsvollen Klagelaute Sterbender aus jedem Winkel vernähme.

Retten! Retten! war der einzige Gedanke, der ihn beseelte. Aber wie sollte er die Unglücklichen retten, die in die Hände ihrer mächtigen Feinde gefallen waren? Sie mit Gewalt zu befreien, war unmöglich. Ob Bestechung etwas fruchten würde, war zweifelhaft, ja er wußte ja selbst nicht in welches Gefängniß man die Gefangenen gebracht hatte. Auch hatte er Niemandem, mit dem er sich hätte berathen können und doch war keine Zeit zu verlieren; denn der Belagerungszustand beherrschte Paris und er fürchtete mit Recht: daß die Vollstreckung der Verurtheilung ungesäumt folgen würde.

Da blieb er plötzlich mitten im Zimmer stehen, wo er wie verzweifelnd auf und abgegangen war und rief freudig, als ob ihm vom Himmel herab eine lichtvolle Idee gesendet worden wäre: „Ich will zu dem

Unsichtbaren gehen, ihm Alles berichten, und er wird sicher helfen, wenn es irgend in seiner Macht steht."

Er fühlte sich durch diesen Gedanken außerordentlich ermuthigt und verließ rasch das Haus. Die Straßen waren öde und leer. Sein Weg führte ihn nicht weit; denn er war kaum hundert Schritte auf dem Trottoir dahin geeilt, als er in eine kleine, enge Gasse einbog und dort vor einem unansehnlichen, nur zwei Stockwerke hohen Hause stehen blieb. Er klopfte aber nicht an die Hausthür, sondern tastete unten an dem, der Thür sich am Nächsten befindlichen Fensterladen herum, bis er einen etwas hervorstehenden Nagelknopf erfaßt hatte. Diesen drückte er kräftig mit dem Daumen nieder und sogleich wurde auch in dem Innern des Hauses eine sehr ferne Klingel, die einen durchdringenden Ton von sich gab, hörbar.

Sobald dies geschehen war, wartete er ruhig mehrere Minuten lang, ohne irgend ein anderes Zeichen zu geben, daß er Einlaß begehre. Nach dieser Zeit aber wurden leise Schritte auf der Hausflur hörbar, und eine kleine Luke, wie eine Hand groß, in der Hausthür wurde geöffnet. Die Flur blieb dunkel, man sah auch kein Gesicht durch die Oeffnung schimmern, hörte aber eine gedämpfte Stimme: „Wen suchst du?"

„Marie—" entgegnete Medard.

„Anne!" ergänzte die Stimme.

„Ich bitte um Einlaß."

„Dein Name?"

„Medard Gigant, Buchhalter in der Fabrik des Fabrikanten Maquet."

„Was willst Du?“

„Den Unsichtbaren sprechen, wenn er wach ist.“

„Der Unsichtbare wacht immer.“

„So laß mich ein, denn die Zeit drängt.“

„Ich will Dich einlassen, aber bedenke wohl, daß Marianne den geringsten Verrath mit dem Tode bestraft.“

„Ich habe es bedacht! Zögere nicht, es ist Gefahr im Verzuge.“

„So tritt ein!“

Wie auf einen Zauberschlag sprang die Thür auf und Medard trat rasch hinein, denn die Pforte schloß sich augenblicklich wieder hinter ihm, in derselben geheimnißvollen Weise.

Die Hausflur war noch immer in undurchdringliches Dunkel gehüllt und Medard versuchte es auch nicht vorwärts zu schreiten, sondern stand unbeweglich still.

Es war unmöglich eine menschliche Gestalt zu erkennen, doch die gedämpfte Stimme ertönte auf's Neue und sprach: „Folge dem Lichte, es führt Dich zum Löwengemache.“

Medard harrte wieder einige Augenblicke, als sich plötzlich ein magisch schimmerndes, weißes Licht entzündete. Er erblickte jetzt vor sich drei Treppen, über deren mittelste das Licht, wie eine durch einen Draht geleitete Leuchtkugel langsam aufwärts schwebte. Jetzt folgte er eilig dem leuchtenden Führer und stieg die mittelste Treppe hinauf. Das Licht führte ihn weiter, über einen kleinen Corridor, bis zu einer Thür, wo es stillstand. Als Medard dieselbe erreicht hatte, klopfte er mit dreimal drei Schlägen, zwischen welchen er kleine

Pausen machte, an, und beim letzten Schlage sprach er das Wort „Marianne" langsam und deutlich aus.

Die Thür sprang auf und er trat nun in ein Gemach, dessen Wände ganz mit schwarzem Tuche ausgeschlagen waren, ohne irgend eine Ausschmückung durch Embleme, oder Verzierungen. Auch befand sich kein einziges Geräth im Zimmer. Es war ganz leer und nur an der Wand rechts erhob sich ein zwei Fuß hohes steinernes Postament, auf welchem in Lebensgröße ein Löwe lag, aus Bronce kunstvoll gebildet. Sein Rachen war weit geöffnet und enthielt eine Sprachröhre, die mit einem andern entfernter liegenden Zimmer in Verbindung stand. Aus den Augen des Königs der Thiere aber funkelte ein phosphorartiges Licht hervor, welches eine magische Dämmerungshelle durch das ganze Gemach verbreitete.

Da Medard wohl nicht zum ersten Male hier war, schien er auch keine Ueberraschung zu empfinden. Er trat ohne Zögern zu dem Löwen hin, beugte sich zu ihm nieder und rief mit starker Stimme in seinen Rachen hinein: „Unsichtbarer! Höre mich!"

„Ich höre! Sprich!" erhielt er, dumpf aus dem Rachen hervortönend, zur Antwort.

„Maquet ist im Kerker, seine beiden Enkelinnen Marie und Anna, und deren Verlobten: Charles Valette und Etienne Lambert."

„Seit wann und wie? Berichte kurz."

Medard gehorchte dieser Aufforderung, und berichtete deutlich und in kurzen Redesätzen, den Ueberfall in der Kapellengruft und die Verhaftung der Unglücklichen.

„In welchen Kerker hat man sie gebracht?“ ertönte die Stimme wieder.

Medard mußte in wenigen Worten bekennen, daß ihm dies unbekannt sei, da er bei ihrer Wegführung besinnungslos gelegen.

„Von welcher Waffengattung und von welchem Regimente waren die Soldaten, die sie verhafteten?“ fragte die Löwenstimme auf's Neue.

Hierauf aber wußte er desto besseren Bescheid zu geben, denn er hatte während der Haussuchung genau auf die Abzeichen der Uniformen geachtet. Deshalb erwiderte er auch fest und bestimmt: „Vom dritten Corps der Jäger von Vincennes, Compagnie neun.“

Es erfolgte jetzt eine Pause von mehreren Minuten, welche endlich Medard mit der Frage unterbrach: „Unsichtbarer! Glaubst Du sie retten zu können?“

„Ich verspreche nichts, aber ich werde handeln. Marianne hilft ihren Brüdern und Schwestern, wenn sie kann. Hoffe und geh!“ lautete die Antwort.

Medard hätte gern noch einige dringende Bitten um Beschleunigung der Rettung hinzugefügt, doch er sah wohl ein, daß es überflüssig sei; denn nachdem er die Sache in die Hände der Unsichtbaren des mächtigen Bundes gelegt, durfte er sich auch fest überzeugt halten, daß kein Mittel unversucht gelassen werden würde, um die Verhafteten der sie bedrohenden Gefahr zu entreißen. Deshalb folgte er auch der Aufforderung sich zu entfernen, bereitwillig und die Leuchtkugel, die noch vor der Thür schwebte, führte ihn wieder über den Corridor und die Treppe hinab, wo die Hausthür ganz in der-

selben Weise wie vorhin, vor ihm aufsprang, und er sich rasch durch dieselbe entfernte. So verließ er das seltsame Haus, wo er keinen Menschen gesehen, und doch ein wichtiges Geschäft ausgerichtet hatte.

III

Auch am folgenden Tage herrschte noch eine dumpfe Stille in Paris. Fast alle Einwohner fühlten sich beklommen und niedergedrückt, wie von einer schwülen Gewitterluft. Die Verhaftungen wurden fortgesetzt und alle Gefängnisse waren mit Opfern überfüllt, die den Spruch des Gerichts der Gewaltherrschaft erwarteten.

Um schneller damit zu Stande zu kommen, hatte man drei verschiedene Kriegsgerichte niedergesetzt, welchen die Generäle Canrobert, Espinasse und Quentin Bauchart präsidirten. Diese drei Männer sprachen die Verurtheilung aus über 9135 Personen. Ihr Spruch lautete größtentheils auf Deportation nach den pestaushauchenden Sümpfen von Cayenne, was einem langsamen Martertode gleich kam. Hunderte aber, in welchen man Anführer des bewaffneten Widerstandes, oder besonders hervorragende Häupter der Revolution zu erkennen glaubte, wurden zu einem schnellen Tode durch geheime Hinrichtung in Massen verurtheilt.

Auch der alte Maquet und die Seinigen wurden gleich am andern Morgen vor das Kriegsgericht des Generals Canrobert gestellt. Doch bekamen sie ein=

ander nicht zu Gesicht, denn sie wurden getrennt vorgeführt. Man beschuldigte zuerst den Greis, daß er die Vertheidigung der Barricade am Thore St. Denis geleitet, daß er die Arbeiter seiner Fabrik aufgefordert am Kampfe Theil zu nehmen und daß er persönlich die Waffen gegen die Soldaten der Regierung geführt habe.

Maquet suchte die Anklage auch keineswegs durch Leugnen zu entkräften, er gestand offen alle Beschuldigungen ein, mit welchen man ihn belastete, aber erklärte auch zugleich, daß er sich verpflichtet gefühlt habe zu seiner Handlungsweise, weil er der Republik und der Verfassung seinen Eid geleistet, und den Akt des Staatsstreiches für die gröbste Verletzung desselben halte und immerdar halten werde.

Diese Erklärung schien den Richtern genügend, das Todesurtheil über ihn zu sprechen, was auch nach kurzer Verhandlung sogleich geschah. Mit Fassung und Würde hörte der alte Mann den Spruch der ihn seines Lebens beraubte, denn er hatte von dem Augenblicke seiner Verhaftung an, von den jetzigen Machthabern nichts Anderes erwartet. Nur die einzige Bitte brachte er vor, daß man ihm einen Abschied von den Seinigen gestatte; doch man war grausam genug ihm dies billige Verlangen abzuschlagen, unter dem Vorwande, daß sich die Seinigen selbst in Haft befänden und es unstatthaft sei, Gefangene mit Gefangenen zusammen kommen und sich unterreden zu lassen.

Maquet wiederholte hierauf auch seine Bitte nicht wieder und ohne überhaupt noch ein Wort zu entgegnen, ließ er sich ruhig in seinen Kerker zurückführen.

Der junge Offizier, welcher die Soldaten befehligte, die den Ueberfall in der verfallenen Kapelle ausübten, war menschenfreundlich genug gewesen, die beiden jungen Mädchen in ein Lazareth zu bringen, wo Anna, die nicht allein an ihrer Handwunde, sondern auch an dem dadurch hervorgerufenen Fieber litt, ärztlichen Beistand fand und Marie zu ihrer Verpflegung bei ihr bleiben durfte. Doch wurden sie freilich als Gefangene streng überwacht. Das Kriegsgericht nahm aber keine Rücksicht auf den Zustand der Verwundeten und ließ schon am andern Tage Beide in einem verschlossenen Wagen vor sich bringen. Ihre Anklage lautete auf persönliche Theilnahme am bewaffneten Widerstande und auf Aufreizung zur Revolution.

Man legte ihnen, vielleicht durch ihr achtunggebietendes Erscheinen zu einer unwillkürlichen Theilnahme bewegt, die Frage vor: ob sie durch ihren Großvater gezwungen worden, sich an dem Barricadenkampfe durch ihre Gegenwart und das Vortragen der dreifarbigen Fahne, so wie durch das Vorlesen des Manifestes, welches das Comité des Widerstandes erlassen hatte, zu betheiligen und würde in einer Bejahung dieser Frage vielleicht einen mildernden Umstand gefunden haben.

Aber zum Erstaunen aller Beisitzer des Gerichts, erklärten die jungen Mädchen offen und furchtlos, daß ihr Großvater im Gegentheil Alles aufgeboten habe, um sie zurückzuhalten, vom Kampfplatze; daß sie aber unerschütterlich darauf bestanden, alle Gefahren mit dem Greise und ihren Verlobten zu theilen, und nach allen ihren Kräften mitzuwirken gegen den Staatsstreich, den

sie für ungesetzlich, für verrätherisch an der Republik hielten.

Diese Erklärung war freilich nicht geeignet die Richter milde gegen sie zu stimmen und man verurtheilte sie zu einer sechsjährigen Deportation nach den Colonieen Algiers. Auch ihnen wurde eine Abschiedsunterredung mit ihrem Großvater und ihren Verlobten, um welche sie baten, abgeschlagen und man führte sie vorläufig in das Hospital zurück, wo sie auch bleiben sollten, bis zu ihrer Abführung nach Marseille, von wo aus man sie zu Schiffe nach Algier überführen wollte.

Charles Valette, Etienne Lambert und Hermann Roller endlich, welche man von Maquet abgesondert, zusammen in eine kleine Gefängnißzelle gesperrt hatte, wurden summarisch angeklagt, die Barricade am Thore St. Denis mit bewaffneter Hand vertheidigt zu haben, und da sie dies einmüthig und mit einem gewissen Stolze zugestanden, wurden sie auch eben so summarisch zu einer zehnjährigen Deportirung nach Cayenne verurtheilt.

Bei der großen Menge der Gefangenen, mit welchen die Gefängnisse förmlich vollgestopft waren, wurden überhaupt die Untersuchungen nur höchst oberflächlich und mit einer rasenden Eile betrieben, so daß immer schon nach wenigen Minuten das Urtheil der Anklage folgte.

Die Nacht, welche auf diesen Tag des Gerichts folgte, war bereits zur Hälfte verstrichen, als die drei jungen Männer, welche sich, wie erwähnt, in einer Zelle beisammen befanden, plötzlich erweckt wurden. Man hatte die Thür ihres Gefängnisses geräuschlos ge-

öffnet und als sie um sich blickten, sahen sie einen Mann mit einer Blendlaterne vor sich stehen. Sie hatten einen Schließer des Gefängnisses, der ihnen bisher Speise und Trank gebracht, und sie in Gegenwart seines Vorgesetzten, des Kerkermeisters, ziemlich rauh behandelt hatte, in ihm erkannt und wurden durch sein Erscheinen zu dieser Stunde beinahe erschreckt, denn sie glaubten, er sei gekommen sie unverzüglich dem Transporte zu übergeben, welcher sie nach dem traurigen Orte ihrer Bestimmung führen sollte.

Doch wurden sie in der freudigsten Weise überrascht, als er ihnen das Wort „Marianne" zuflüsterte und ihnen auch noch durch andere Erkennungszeichen, welche nur den Eingeweihten bekannt waren, die Ueberzeugung gab, daß er ein Mitglied des Bundes sei.

Mit leiser Stimme gebot er ihnen hierauf ihm zu folgen und nachdem er ihre Zelle sorgfältig wieder verschlossen hatte, führte er sie durch einige dunkle Gänge, über eine steinerne Treppe, in einen kleinen, abgelegenen Hof hinab, wo zwar eine Schildwache stand, die sich aber, auf einige ihr zugeflüsterte Worte in ihr Schilderhaus zurückzog, und nicht mehr sehen zu wollen schien, was um sie her vorging. Der Schließer öffnete nun eine kleine Pforte in der Mauer, ließ die Befreiten hinaustreten, verschloß die Thür wieder hinter sich und folgte ihnen dann.

Sie befanden sich jetzt schon außerhalb der Mauern des Gefängnisses, in einer engen dunkeln Straße, die sie rasch durchschritten und an deren Ende sie einen

Wagen fanden, in welchen sie mit ihrem Befreier einstiegen und rasch davon fuhren.

Nur wenige, abgebrochene Worte hatten sie mit einander gewechselt, während ihrer eiligen Flucht; jetzt aber sprachen die drei jungen Männer dem Schließer ihren wärmsten Dank aus und forschten zugleich mit der ängstlichsten Theilnahme, ob der Bund auch seinen mächtigen Einfluß zur Befreiung des alten Maquet und seiner Enkelinnen verwenden werde?

„Ich hoffe es;“ erhielten sie von dem Manne, der sich Landry nannte, zur Antwort; „denn mir ist aufgetragen —“ fuhr er fort — „Euch über das Schicksal der Eurigen zu beruhigen. Der alte Maquet ist eine Hauptstütze des Bundes und man wird Alles anwenden, was nur irgend möglich ist, um ihn und seine wackern Enkelinnen den Händen ihrer Feinde zu entreißen. Freilich, wenn der Teufel sein Spiel treibt, kann auch der klügste Plan mißglücken; doch wir wollen das Schlimmste nicht fürchten.

Etienne und Charles fühlten sich in der That durch diese Versicherung beruhigter, und begannen sich ihrer Freiheit um so mehr zu freuen, da sie nun auch auf die Befreiung der Ihrigen hoffen durften.

Nachdem der Wagen in großer Eile und ohne den geringsten Aufenthalt wohl eine Viertelstunde lang durch die Straßen und über öffentliche Plätze gefahren war, hielt er endlich in der Nähe des Pont-au-Change, vor einem kleinen unansehnlichen Wirthshause. Hier stiegen sie sogleich aus und wurden über die Hausflur nach dem Hofe geführt, welcher einen weit ausgedehnteren

Raum einnahm, als sich nach der unbedeutenden Außenseite des Hauses erwarten ließ. Auch auf diesem Hofe waren noch Gebäude aufgeführt, welche weit umfangreicher waren, als das kleine Vorderhaus selbst, und welche gleichfalls zur Aufnahme Fremder dienten; denn es kehrten hier, besonders an Markttagen, Bauern aus der näheren und ferneren Umgegend in großer Anzahl ein, welche gewöhnlich größtentheils in großen Kähnen auf der Seine ankamen.

Landry führte nun die Befreiten in eines dieser Gebäude, welches jetzt von Fremden ganz unbesetzt schien; da währond der blutigen Revolutionstage fast gar keine Bauern zur Stadt gekommen waren. Doch aus einem Zimmer, welches ziemlich versteckt lag, schimmerte Licht und als sie dort eintraten, fanden sie zu ihrem freudigen Erstaunen Marie und Anna bereits vor und zwar ganz umgewandelt; denn sie hatten von Kopf bis zu Füßen Bauernkleidung angelegt, die sie fast unkenntlich machte.

„Aber der Großvater?“ fragten dann Alle theilnehmend und wie aus einem Munde, nachdem der erste Freudenausbruch über die unverhoffte, glückliche Wiedervereinigung sich gelegt hatte.

„Seine Befreiung ist größeren Schwierigkeiten unterworfen;“ entgegnete Landry. „Man hat ihn gleich nach seiner Verurtheilung in ein anderes Gefängniß gebracht, wo die zum Tode Verurtheilten bis zu ihrer Hinrichtung aufbewahrt werden.

„So ist er zum Tode verurtheilt?“ riefen Alle mit

Entsetzen; denn sie hatten das traurige Schicksal des Greises noch nicht geahnet.

„Es ist so;“ versetzte ihr Befreier. „Deshalb ist er auch einer weit schärferen Bewachung unterworfen und seine Rettung wird mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein, obgleich der Bund Alles aufbieten wird, um ihm Leben und Freiheit zu erhalten. Wir müssen uns deshalb auch gedulden, wenigstens noch eine Stunde seiner Ankunft entgegen zu harren, bis die nächtlichen Executionen vorüber sind.

Dieses ängstliche Harren aber ließ freilich die Freude nicht ganz aufkommen, welcher sich die Befreiten gern so recht aus vollem Herzen überlassen hätten. Auch war ihre eigne Rettung noch lange nicht als gänzlich gesichert zu betrachten, da sie, so lange sie sich noch in dem Weichbilde von Paris befanden, auch immer noch fürchten mußten, erkannt und auf's Neue ergriffen zu werden.

Marie und Anna waren in ähnlicher Weise aus dem Hospitale entführt worden, als ihre beiden Verlobten aus dem Kerker. Nur daß ihnen dort eine Krankenwärterin, welche mit ihrer Bewachung beauftragt war, und sich ihnen als Mitglied des Bundes zu erkennen gegeben, als Befreierin gedient hatte.

Nachdem er den Verlobten wohl eine halbe Stunde zu ihren gegenseitigen Herzensergießungen vergönnt hatte, führte Landry die beiden Werkmeister und den Architekten in ein anderes Zimmer, wo sich eine ganze Auswahl von ländlichen Kleidungsstücken vorfand, aus welchen sie die passendsten auswählen mußten, um sich

damit, ebenso wie die beiden Mädchen in Landleute zu verwandeln, wobei ihnen Landry selbst, der sie auch noch weiter auf ihrer Flucht begleiten wollte, mit dem besten Beispiele voranging. Erst als sie sich vollständig in das Bauern-Costüm geworfen hatten, begaben sie sich zu Marie und Anna zurück.

Indessen hatte der alte Maquet sich darauf vorbereitet, ruhig und gefaßt sein Leben in die Hände seines Schöpfers zu empfehlen. Ueber seine Lippen strömten leise, aber herzinnige Segnungen für die geliebten Seinigen und für sein unglückliches Vaterland, welches, wie er voraussah einer neuen Periode entwürdigender Knechtschaft entgegenging. Mit mehr als achtzig Leidensgefährten, die ein gleiches Urtheil betroffen hatte, und welche größtentheils zu seinen politischen Glaubensgenossen gehörten, obgleich ihm die meisten persönlich unbekannt waren, hatte man ihn in einen großen Saal des Gefängnisses eingeschlossen. Sowohl im Innern desselben, als auch draußen auf dem Corridor und unter den Fenstern im Hofe, hatte man zahlreiche Militairposten mit geladenem Gewehr aufgestellt.

Eine Flucht war daher unmöglich. Dies mochten wohl auch die meisten der Verurtheilten fühlen; denn sie überließen sich mehr oder weniger der Verzweiflung, welche sich bei Einigen in einem dumpfen Hinbrüten, bei Andern wieder in lauten Ausbrüchen des Schmerzes vom Leben scheiden zu müssen, oder in Klagen und Verwünschungen äußerte. Nur Wenige besaßen Charakterstärke genug, dem nahen Tode mit Ruhe und Fassung in das Antlitz zu schauen, wie der alte Maquet.

Dieser hatte sich, entfernt von den Andern, in einen Winkel des Saales zurückgezogen. Dort saß er auf einer Bank, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, die Arme verschränkt und tief sinnend vor sich hinstarrend.

Es hatte ihm freilich ein ungemein bitteres und zugleich wehmüthiges Gefühl erweckt, daß er auf solche Weise schon so schnell vom Leben scheiden sollte; da er doch noch viel Gutes zum Wohle, nicht allein der Seinigen, sondern auch der ihm ferner stehenden Mitmenschen zu vollenden gewünscht hatte. Doch er betrachtete sich als einen jener Märtyrer, welche zu jeder Zeit, wie für den religiösen, so auch für den politischen Glauben gelitten haben. Seine Ueberzeugung, daß eine wahrhaft freie, republikanische Verfassung die angemessenste und wohlthätigste sei, für alle Nationen, besonders aber für Frankreich, stand noch eben so eisenfest in seinem Innern, jetzt wo er sich am Rande des Grabes befand, als wie er sie sein ganzes Leben hindurch in seinem Herzen gehegt und aufrecht erhalten hatte. Sein Gewissen war deshalb auch ruhig und auch nicht der leiseste Vorwurf quälte ihn, daß er sich der herrschenden Gewalt mit gewaffneter Hand widersetzt hatte, da diese offenbar nach einer Vernichtung der Republik und einer Wiederherstellung des Kaiserreichs strebte. Er konnte nimmermehr glauben, daß es Gottes Wille sei, das Kaiserreich, welches die Söhne Frankreichs zu Hunderttausenden seiner Ruhmsucht geopfert, welches unsägliches Unheil über das Reich gebracht, auf's Neue wieder aus seinem blutgedüngten Grabe hervorzurufen. Er vermochte es sich nicht zu denken, daß der Segen des all-

liebenden Vaters im Himmel, auf einem neuen Kaiserthume ruhen könne, welches durch den blutigen, grausamen Staatsstreich aus dem Moder der Vergangenheit hervorgerufen werden sollte. Deshalb fühlte er sich auch vollkommen beruhigt in seinem Herzen über seine Theilnahme an dem Widerstande, den er gegen die beabsichtigte Umwälzung geleistet hatte, und betrachtete das über ihn gefällte Urtheil als ungerecht; denn wenn die Machthaber den Eid, den sie der Republik und der bestehenden Verfassung geschworen, offenbar verletzt hatten, so meinte er, ihnen überhaupt das Recht gar nicht mehr zuerkennen zu dürfen, über ihn zu richten. Daher entsprang denn auch seine Ergebung in sein Schicksal, da er sich, mochte er nun darin irren oder nicht, für schuldlos, für ein Opfer der Gewalt hielt.

Wohl zuweilen gedachte er auch an die mächtige, geheime Verbindung, deren er nicht allein angehörte, sondern, die er auch, zu den Häuptern derselben gehörend, mit geleitet hatte. Nicht selten drängte sich ihm zwar die tröstende Hoffnung auf, daß der Bund, der ihm so viel verdankte, nichts zu seiner Rettung unversucht lassen würde; doch er verwarf sie auch sogleich wieder, denn er zweifelte nicht allein an dem Gelingen; sondern, ob es überhaupt möglich sein werde, bei der gegenwärtigen Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse, bis zu ihm zu dringen und den Einfluß des Bundes geltend zu machen?

Es war ungefähr eine halbe Stunde vor Mitternacht, als auf dem Hofe des Gefängnisses, dicht unter

den Fenstern des Saales, in welchem sich die Gefangenen befanden, ein dumpfer Trommelwirbel erschallte.

Dieser unheimliche Ton brachte eine große Aufregung unter den Unglücklichen hervor; denn Alle ahneten sogleich, daß es das Signal zu ihrer Abführung nach dem Richtplatze sei.

Sie hatten sich auch nicht getäuscht; denn wenige Minuten später wurde die große Eingangsthür geöffnet und noch mehr Militair drang herein. Ein Offizier, welcher ein Papier in der Hand hielt, las dasselbe mit lauter Stimme vor. Es war ein Befehl des Kriegsgerichts, in welchem er mit kurzen Worten beauftragt wurde, den Todesspruch über die Verurtheilten durch Pulver und Blei in Vollziehung zu setzen.

Die Gefangenen wurden hierauf abgezählt, und nachdem man ihre Anzahl richtig befunden, mußten sie paarweise den Saal verlassen. Auf dem Corridor und den Treppen waren überall Soldaten im Spalier aufgestellt, durch welches sie hindurch gehen mußten.

Auf dem Hofe war eine Reihe jener großen, verschlossenen Wagen, mit schwarzem Verdeck aufgestellt, deren man sich zu bedienen pflegte, um die zu den Galeeren Verurtheilten nach ihrem Straforte abzuführen. Sie waren wieder von einer zahlreichen Militairabtheilung umgeben und mehrere Soldaten trugen Fackeln, deren blutrother Schein die traurige Scene beleuchtete.

Jetzt wurden die Gefangenen auf's Neue abgezählt und getheilt, so daß immer zehn in einen Wagen einzusteigen genöthigt wurden, worauf man die schwarzen, ledernen Verdecke sorgfältig verschloß. Sobald dies ge-

schehen war, fuhr der ganze Wagenzug aus dem Gefängnißhofe hinaus, und wurde auf der Straße von einer ganzen Escadron Cavallerie in Empfang genommen, die sich zu beiden Seiten anschloß.

So fuhren die Unglücklichen, jetzt schon gleich Lebendigbegrabenen, eingeschlossen in einem Sarge, ziemlich rasch dahin, bis nach dem Marsfelde, welches man zum Schauplatze dieser nächtlichen Hinrichtungen ausersehen hatte.

Angekommen auf dieser Richtstätte hielten die Wagen, und Einer nach dem Andern mußte einfahren in einen Kreis, welchen ein ganzes Bataillon Scharfschützen geschlossen hatte. Man ließ die Gefangenen heraus und Mehrere derselben waren bereits so erschöpft von der kurzen Todesreise, daß man sie herausheben mußte. Bei Fackelschein wurden sie auch hier auf's Neue abgezählt, und als sich alle Wagen ihrer unglücklichen Opfer entledigt hatten, führte man sie noch ein paarhundert Schritte weiter bis zu einem Platze wo eine große, tiefe Grube gegraben worden war, vor welcher sie sich in Front aufstellen mußten, obgleich Einige sich kaum noch auf den Füßen zu erhalten vermochten.

Maquet stand fast am Ende der langen Reihe, und mit gefalteten Händen, seine Blicke zum nächtlichen Himmel emporgerichtet, schien er in einem brünstigen Gebete zum höchsten Richter der Welt, vor dessen Angesicht er in wenigen Minuten treten sollte, Abschied von dem Leben zu nehmen.

Da hörte er plötzlich, wie eine leise Stimme in sein Ohr flüsterte: „Sei bereit! Freunde sind nahe!“

Unwillkürlich schaute er sich um; aber hinter ihm war Alles in nächtliches Dunkel begraben, und nur das ungeheure Grab, in welchem er bald mit seinen Unglücksgenossen ruhen sollte, gähnte ihn an, und wie schwarze Schatten sah er einige Arbeiter, mit Schaufeln und Spaten am Rande herumgehen, in welchen er mit Recht die Todtengräber vermuthete, die auf die Leichen harrten.

Wenige Augenblicke später aber wurden dieselben Worte wiederholt und der Name: „Marianne“ hinzugefügt. Freudig bewegt zuckte der Greis zusammen, und bemerkte jetzt, daß sein Nebenmann zur Linken zu ihm gesprochen hatte. Er begnügte sich jedoch damit ihm eben so leise zuzuflüstern: „Ich bin bereit!“ wobei er einen forschenden Blick auf ihn warf. Allein die Dunkelheit verhinderte ihn irgend etwas weiter zu bemerken, als daß es ein sehr hochgewachsener Mann, mit ruhigem, edeln Anstande, war, der neben ihm stand. Von seiner Kleidung ließ sich nichts unterscheiden, als daß er einen Paletot trug und den gebildeteren Ständen anzugehören schien. Sein Gesicht war aber gar nicht zu erkennen, denn er hatte den breitgekrämpten, feinen Filzhut, den er trug, tief in die Stirn gedrückt und seinen Hals und den größten Theil seines Antlitzes mit einem Foulard umwunden, der fast Alles verdeckte.

Eben sollten die letzten Vorbereitungen zu der Execution getroffen werden. Die beiden zur Niederschießung der Gefangenen bestimmten Scharfschützen-Compagnieen,

sollten ihren Standpunkt einnehmen und die Pechkränze sollten angezündet werden, die man auf hohen Stangen in eisernen Körben hinter dem Rücken der unglücklichen Opfer angebracht hatte, damit die Schützen ihr Ziel desto besser in's Auge fassen konnten; da erschallte plötzlich ein dreimaliger Eulenruf, welcher schauerlich und schrillend die Luft durchtönte.

Gleich darauf wurde rascher Hufschlag von mehreren Pferden hörbar, der sich schnell näherte. Das ganze Marsfeld wurde von Cavallerie-Patrouillen umkreist und nach allen Richtungen durchkreuzt, um eine vielleicht versuchte Flucht der Gefangenen zu hindern. Eine dieser Patrouillen, aus sechs Mann und einem Unteroffizier bestehend, war gerade dicht in die Nähe der ungeheuren Grabeshöhle gelangt, im ruhigen Schritte reitend, als der gellende Eulenruf in geringer Entfernung erschallte. Plötzlich bäumten drei zu der Patrouille gehörende Pferde hoch auf, und ihre Reiter, welche außer Stand schienen, sie rasch wieder zu zügeln, sprengten im rasenden Galopp mit ihnen dahin, an drei verschiedenen Stellen gerade zwischen den Gefangenen hindurch, mitten unter die Scharfschützen hinein, und konnten erst in geraumer Entfernung wieder so viel Gewalt über die wildgewordenen Thiere gewinnen, um sie zum Stillstehen zu bewegen.

Die Verwirrung aber, welche durch diesen Vorfall hervorgerufen wurde, war groß. Der die Execution commandirende höhere Offizier schalt auf die ungeschickten Reiter, der Unteroffizier, welcher die Patrouille führte fluchte und wetterte, und wurde dabei durch die

auseinandergescheuchten, zum Theil umgerittenen Scharfschützen unterstützt, während sich auch die lange Reihe der Todesopfer aufgelöst hatte, und ganz in Verwirrung gerathen war. Mehrere derselben waren zu Boden niedergeworfen worden und man richtete sie zwar auf, kümmerte sich aber wenig darum, ob sie auch Verletzungen erhalten hatten, da sie ja doch schon in wenigen Minuten dem Tode verfallen sollten.

Doch verzögerte dieser Zwischenfall die Ausführung der Execution. Der commandirende Offizier ließ jetzt die Reiterpatrouille vor sich Halt machen und befragte den Unteroffizier streng um die Ursache: warum drei Pferde seiner Leute auf einmal scheu geworden? Dieser, ein noch ziemlich junger Mann, entgegnete, daß seiner Ansicht nach nur das plötzliche Eulengeschrei und das gleichzeitige Anzünden eines Pechkranzes gerade im Gesichtspunkte der Pferde, die Thiere erschreckt haben müßte. Die drei aus Reih' und Glied ausgebrochenen Cavalleristen, welche jetzt wieder herbeigeritten waren, bestätigten dies einstimmig und wurden darin auch von ihren Kameraden, deren Pferde ruhig geblieben waren, unterstützt; indem diese behaupteten, sie hätten nur mit großer Mühe ihre eignen Rosse zu bändigen vermocht.

Unter diesen Umständen sah' der Offizier wohl ein, daß er den Reitern, welche die Unordnung verursacht hatten, doch eigentlich keine Schuld beimessen konnte, und ließ sie mit einem ernsten Verweise abziehen.

Indessen hatten einige Unteroffiziere und Sergeanten der Scharfschützen auch die Gefangenen wieder zusammengetrieben, und wie vorher in einer langen Reihe

aufgestellt. Einer der Letzteren unternahm jetzt die Zählung wieder auf's Neue und obgleich statt achtzig nur noch fünfundsiebenzig Gefangene vorhanden waren, meldete er doch dem Commandirenden dreist: „Alles richtig!"

Da die scheugewordenen Pferde an drei verschiedenen Stellen nur das obere Ende der Reihe, nach rechts, durchbrochen hatten, so waren auch während des Vorganges die Blicke Aller nur nach dorthin gerichtet, und das untere Ende links blieb gänzlich unbeachtet. Gerade in diesem verhängnißvollen Momente fühlte sich der alte Maquet von seinem Nebenmanne rasch aus der Reihe gezogen, und eilig fortgeschleppt bis zu der ungefähr zehn Schritte hinter ihnen gelegenen, großen Grube. Am Rande derselben hörte er nur noch, wie ihm zugeflüstert wurde: „Hinabspringen!" und ohne zu zögern folgte er mit dem Unbekannten dieser Aufforderung auch sogleich. Die Grube war ungefähr zehn Fuß tief und da der Boden mit Stroh bedeckt war, so fielen sie nieder, ohne sich zu verletzen. Es befand sich schon ein Mann unten, der in einen weißleinenen Kittel gekleidet war, und um den linken Arm eine handbreite, schwarze Binde trug; wodurch er sich als ein von der Regierung bei den nächtlichen Executionen angestellter Todtengräber auswies. Er sprang sogleich hinzu und half ihnen sich aufrichten, indem er ihnen das Wort: „Marianne" zuflüsterte. Dann reichte er ihnen zwei weiße Kittel und schwarze Armbinden, welche er unter dem Strohe versteckt gehabt hatte und sprach zu ihnen: „Zieht dies schnell an und haltet Euch ruhig." Während sie aber

noch damit beschäftigt waren, sprangen noch drei andere Todesopfer, welche gleichfalls die allgemeine Verwirrung zur Flucht benutzt hatten, in die Riesengruft hinab und wurden auch sogleich in Todtengräber umgewandelt. Dann setzten sich Alle auf den Boden nieder und verhielten sich ruhig.

Auch oben war, nachdem man die Ordnung wieder hergestellt hatte, eine unheimliche, peinliche Stille eingetreten. Die Flüchtigen konnten aus der Grube deutlich bemerken, daß man die lange Reihe von Pechkränzen angezündet hatte, denn ein flackerndes röthliches Licht verbreitete sich bis in die Tiefe herab und spiegelte sich zugleich auch am Himmel wider, wie die Gluth einer Feuersbrunst. Dann wurde die Todtenstille oben plötzlich unterbrochen, durch einen dreimaligen kurzen Trommelwirbel, welcher schauerlich durch die Nacht schallte. Es war das Signal, welches die Stelle eines Commandowortes vertrat, und beim dritten Wirbel krachte das Pelotonfeuer von zwei Compagnieen und fegte die ganze Reihe der Gefangenen nieder, wie ein einziger Sensenhieb die schweren Kornähren zu Boden fegt.

Ein herzzerreißendes Geschrei, Stoßgebete, Verzweiflungsrufe und Todesröcheln zerrissen hierauf die Lüfte, wohl eine Viertelstunde lang. Dazwischen erschallten noch einzelne Schüsse, welche gleichsam als Gnadenstoß an Diejenigen gespendet wurden, die durch die allgemeine Salve nicht ganz zum Tode getroffen waren. Man setzte ihnen die Mündung des Gewehrlaufs an die Stirn und zerschmetterte ihnen die Hirnschale. O, es war eine barmherzige Hinrichtung!

Erst nach einer Viertelstunde trat wieder die vorige Stille ein und diesmal war es die wahre Stille des Todes. Wieder einige Minuten später hörte man die Commandorufe der Offiziere und die taktmäßigen Schritte der abziehenden Soldaten. Sie hatten ihr nächtliches Werk geendet und dem Tode eine reiche Beute geliefert. Auch die Cavallerie-Patrouillen zogen ab, denn von Allen, die sie hier überwacht hatten, war Keiner mehr im Stande sich erheben zu können, um zu entfliehen.

Mit Schaudern hatten die Gefangenen, welche sich in das große, offene Grab gerettet hatten, die Schreckenstöne mit angehört, die ihnen den ganzen Verlauf der Execution verriethen. Sie vergegenwärtigten sich im Geiste die entsetzliche Scene, die über ihren Häuptern vorging, und das Leben von fünfundsiebenzig Menschen in wenigen Minuten vernichtete. Von jenem starren Grauen gefesselt, welches das Herzblut stocken läßt und die Nerven auf das Empfindlichste spannt, saßen sie lautlos auf dem strohbedeckten Boden, mit dem Rücken gegen die steile Wand der Gruft gelehnt. Sie dachten nicht mehr an ihre eigne Rettung, denn alle ihre Gedanken waren wie betäubt und nur die Empfindung des Mitleids mit den übrigen Gefangenen, welche durch ein so schreckliches Loos hinweggerafft wurden, war in ihren Herzen wach geblieben.

Als nun aber Alles wieder still geworden war, erhob sich der Todtengräber, welchen sie schon in dem Riesengrabe gefunden und der sich ihnen als Mitglied der Marianne zu erkennen gegeben hatte, und flüsterte

ihnen zu: „Jetzt thut was Ihr mich selbst thun seh't. Steht auf und tretet zurück.“

Sie folgten seiner Weisung und erhoben sich obgleich der grauenhafte Eindruck, den die Hinrichtung auf sie gemacht, sie fast gänzlich gelähmt hatte, so, daß sie kaum im Stande waren sich auf den Füßen zu erhalten.

„Nun habt Acht!“ flüsterte ihnen der Todtengräber wieder zu; „es wird noch ein gräßliches Stück Arbeit geben; aber lange soll's nicht dauern, so wird man Euch ablösen.“

Er hatte kaum ausgesprochen, als sie einen dunklen Gegenstand in der Luft schweben sahen; der in geringer Entfernung von ihnen dumpf und schwer zu Boden fiel. Es war der noch blutende Körper eines der unglücklichen Hingerichteten. Wenige Minuten und es fiel eine zweite Leiche nieder und es folgte eine dritte — vierte — fünfte — und so immer fort.

Der Todtengräber wies nun die fünf Befreiten an, die herabgeworfenen Leichen beim Kopf und bei den Füßen zu fassen und sie dicht neben und übereinander aufzuschichten, aber sie zeigten sich Alle, besonders aber der alte Maquet, — gegen das grauenvolle Geschäft mit einem so unüberwindlichen Widerwillen erfüllt, daß die Arbeit nur wenig gefördert wurde.

Da rief plötzlich eine rauhe Stimme von Oben herab, ihnen zu: „Schlaft Ihr da unten? Oder sitzt Euch sonst etwas in den Gliedern, daß Ihr nicht zugreift? Das fördert ja nicht. Ihr laßt Euch die Lei-

chen über den Kopf wachsen; da liegt schon ein ganzer Berg hinter Euch."

Als sie aufblickten sahen sie oben am Rande der Grube einen großen, starken Mann, stehen, der mit einer Fackel in der Hand in die Tiefe hinableuchtete. Er war wie die andern Todtengräber in einen weißen Kittel gehüllt; doch als Auszeichnung trug er silberne Tressen auf der schwarzen Armbinde, wodurch er sich als Vorgesetzter der übrigen Arbeiter kund gab. Sein Gesicht, welches von einem schwarzen Kinn- und Backenbarte umsäumt war, zog er in grimmige Falten und als er auf seine zornige Anrede keine Antwort erhielt, donnerte er wieder hinab: „Na! Nun stehen sie gar wie die Salzsäulen und rühren keine Hand mehr. Zum Donnerwetter! Solche Maulaffen kann ich nicht brauchen. Herauf mit Euch und Andere hinunter, die besser anpacken können. Rasch, eine Leiter her! Heda! Laßt die Leiter hinab!"

Der Todtengräber in der Grube flüsterte seinen Gefährten zu: „Jetzt seid Ihr erlöst, und — so Gott will! könnt Ihr in einer halben Stunde in Sicherheit sein. Laßt Euch ausschelten, so viel er Lust hat. Er ist Einer der Unsrigen und meint es redlich; aber sprecht kein Wort und laßt mich allein reden; denn es sind auch Spione hier, und man möchte Euch an der Stimme erkennen. Folgt mir nur in Allem was Ihr mich thun seh't."

Der alte Maquet hatte hinauf geschaut zu dem groben Oberhaupte der Todtengräber und ein freudiges Gefühl durchbebte ihn, denn er hatte das schwarzbärtige,

grimmige Gesicht beim Fackelscheine wohl erkannt und er konnte nicht zweifeln, daß es einem seiner eifrigsten Bundesgenossen angehörte, der wirklich als Todtengräber auf einem der Kirchhöfe von Paris angestellt war, und die Oberaufsicht bei den nächtlichen Bestattungen auf dem Marsfelde angenommen hatte. Die Absicht, in welcher er sich dazu verstanden, einen solchen Posten zu übernehmen, konnte der Greis jetzt leicht errathen, und wirklich war es dem wackern Manne gelungen, auf verschiedene Weise eine nicht unbedeutende Anzahl Verurtheilter, welche dem Bunde der „Marianne" angehörten, vom Tode zu retten.

Indessen war eine Leiter in das Riesengrab hinunter gelassen worden und der wirkliche Todtengräber stieg voraus, während seine nur maskirten Gefährten ihm folgten. Als sie sämmtlich oben angekommen waren, empfing sie der grobe Aufseher wieder mit den härtesten Scheltreden, nannte sie faul und nichtsnutzig, und befahl ihnen nach Hause zu gehen und sich auf's Ohr zu legen, denn für seine Arbeit wären sie zu schläfrig. Sie brauchten auch gar nicht wieder zu kommen und er würde sie morgen ablohnen. Dann commandirte er Andere von seinen Leuten in die Grube hinab, welche die Zusammenschichtung der Leichen auch weit rascher förderten.

Der Todtengräber aber, welcher die Befreiten heraufgeführt hatte, nahm gegen seinen Vorgesetzten eine demüthige Miene an und bat: er möchte doch nicht so hart gegen sie sein und ihnen ihr Stückchen Brot nehmen, welches ja doch traurig genug wäre. Jener

aber schien dadurch in nur noch heftigern Zorn zu gerathen und befahl ihnen sich auf der Stelle fortzumachen.

Sein lautes Schelten aber hatte einige Soldaten herbeigezogen; denn es war noch eine kleine Abtheilung derselben zurückgeblieben und hatte einen Cordon um den Rand der Gruft gezogen, um die Bestattung zu überwachen. Ein alter Sergeant, welcher sie commandirte, hielt seine Blicke unverwandt auf Maquet gerichtet, obgleich dieser sein Gesicht, so gut er konnte zu verbergen suchte.

Endlich aber trat er auf den Scheltenden zu und indem er ihn bei Seite zog, sprach er zu ihm: „Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber es ist beinahe unmöglich! Der Eine Eurer Arbeiter da, der hochgewachsene Greis, hat eine frappante Aehnlichkeit mit einem der Gefangenen, die wir eben füselirt haben. Seid Ihr auch gewiß, daß er zu Euern Leuten gehört?“

„Ach, was Euch einfällt!“ entgegnete der Todtengräber lachend und indem er auf den alten Maquet deutete, fuhr er fort: „Meint Ihr den da? Ei, das ist ja der alte Blaise, der schon seit zwanzig Jahren auf meinem Kirchhofe arbeitet; ein guter, dummer, ehrlicher Kerl, der kein Wässerchen trübt. Der Henker aber mag wissen, was ihm heute in die alten Knochen gefahren ist? Wahrscheinlich der Schrecken. Drum mag er zu Hause gehen und ausschlafen; hab' noch genug rüstige Hände hier, mit denen ich schon fertig werden will. Ihr aber, mein Braver, habt wahrscheinlich Gespenster gesehen; kein Wunder, bei solcher Arbeit. Kommt her! Habe noch einen tüchtigen Schluck Cognac hier in der

Flasche, den will ich mit Euch theilen und ich geb' Euch mein Wort, der soll die Gespenster wohl vertreiben." Mit diesen Worten reichte er ihm eine noch ziemlich gefüllte Flasche dar, die er aus seinem Kittel hervorzog und der Sergeant, der bei der rauhen Nachtluft schon längst nach einem wärmenden Tranke gelechzt hatte, ließ sich wirklich dadurch beschwichtigen und wendete, in der Meinung, daß er sich doch wohl getäuscht haben könne, seine Aufmerksamkeit von Maquet ab; der sich hierauf ungehindert, mit seinen gleichfalls geretteten Gefährten und dem Todtengräber, den sie in der Grube gefunden hatten, entfernte.

Die Befreiten eilten nun, so schnell sie konnten, ihrem Führer, der sich Mathieu nannte, nach, bis sie eine offene Straße erreichten, wo ein großer Wagen hielt, in welchen sie ohne Säumen einstiegen. So gelangten sie in vollem Carriere bis nach dem Ponte au Change, wo sie vor dem kleinen Wirthshause, in welchem sich auch die übrigen Geretteten schon befanden, ausstiegen.

Die Freude aber, welche Anna, Marie, Charles und Etienne empfanden, als sie den wackern Greis nach glücklich überstandener Todesgefahr in ihre Arme schlossen, versuchen wir nicht zu schildern. Sie schlangen Alle auf einmal ihre Arme um ihn und wären in lauten Jubel ausgebrochen, hätten Mathieu und Landry sie nicht zur Vorsicht ermahnt und die eben erst Angelangten in ein anderes Zimmer gezogen, um dort augenblicklich ihre Kleider zu wechseln und sich gleichfalls in Landleute umzuwandeln.

Der befreite Gefangene, welcher auf dem Marsfelde neben Maquet gestanden, und ihm die tröstlichen Worte, daß ihrer Rettung harre, zugeflüstert hatte, zog jetzt den Greis bei Seite und sprach zu ihm: „Leben Sie wohl! Sie werden Paris verlassen, wie ich aus allen diesen Anordnungen ersehe; ich aber bleibe hier; denn ich bin nur sehr Wenigen bekannt und habe noch sehr dringende Geschäfte zu besorgen; auch denke ich: der Schutz, den mir die „Marianne“ verleiht, mit welcher ich, obgleich ich selbst noch nicht Bundesbruder bin, in engster Verbindung stehe, wird mich vor neuen Gefahren bewahren, und ich will deshalb auch dieses Bauerncostüm vorläufig beibehalten. Ich kann aber nicht von Ihnen scheiden, ohne Ihnen meine Bewunderung auszudrücken, über die würdige, männliche Haltung, mit welcher sie dem Tode in's Angesicht schauten und da ich Ihre politischen Gesinnungen, die mir durch einige Ihrer Freunde bekannt geworden sind, vollkommen theile, so wünschte ich nichts herzlicher, als recht bald wieder mit Ihnen zusammen zu treffen. Doch, da nur der Himmel weiß, ob dies jemals wird geschehen können, so will ich Ihnen wenigstens meinen Namen sagen und Sie bitten, ihn in freundlicher Erinnerung zu behalten — ich bin der Marchese de Saluzzi aus Rom und befinde mich hier als politischer Flüchtling.“

Nicht ohne Erstaunen hatte der Greis diesen Namen vernommen; denn er wußte bereits, daß der Marchese für eine einige, untheilbare, italienische Republik schwärmte, daß er Einer der eifrigsten Anhänger Mazzini's war; ja, für dessen vertrautesten Agenten galt. Er dankte

ihm herzlich für seine verbindlichen Worte und drückte ihm gleichfalls den aufrichtigen Wunsch aus: ihm auf seinem Lebenswege einmal wieder zu begegnen. Dann drückten Beide einander die Hände, wie alte Freunde und bald darauf war der Marchese nicht allein aus dem Zimmer, in welchem sie sich befanden, sondern auch aus dem Wirthshause verschwunden.

Der Greis aber schrieb hierauf eiligst einen Brief an Medard Gigant, in welchem er ihm seine Verurtheilung und seine gleich darauf erfolgte Befreiung mittheilte, ihn aber zugleich ernstlich ermahnte, dies Geheimniß keinem menschlichen Wesen mitzutheilen, sondern ihn für todt gelten zu lassen. Zugleich fügte er aber auch einen kurzen Bericht über die gleichzeitige Errettung seiner Enkelinnen und deren Verlobten bei, die sich aber, wie er selbst, vielleicht Jahre lang würden fern von Paris verborgen halten müssen. Deshalb rieth er ihm einen tüchtigen Rechtsgelehrten anzunehmen, sich den Gerichten als nächsten Erben, des Verurtheilten und Hingerichteten vorzustellen, und Alles anzuwenden, daß ihm das gesammte, hinterlassene Vermögen der Firma Maquet zugesprochen werde. Er vertraue ihm sein ganzes Eigenthum an und überlasse es mit der größten Zuversicht seiner Verwaltung. Auch werde er ihm, sobald er nur irgendwo wieder ein Asyl gefunden habe, Nachricht geben lassen von seinem und der Seinigen Aufenthalte. Damit schloß er seinen Brief und gab ihn dem Todtengräber Mathieu, zur Bestellung an seinen Verwandten Medard.

Indessen war die Morgendämmerung bereits bei-

nahe angebrochen und der Gefängniß-Schließer Landry, welcher die Geretteten ferner begleiten wollte, da er sich auch nicht länger in Paris sehen lassen durfte, trieb zur Fortsetzung der Flucht, welche auf dem Seinestrome, in einem jener großen Boote geschehen sollte, in welchen die längs des Flusses wohnenden Landleute, meilenweit her, tagtäglich mit ihren Producten nach der Residenz zu kommen pflegen.

Eben aber, als die Flüchtlinge im Begriffe waren das Wirthshaus zu verlassen, drang eine wohl zwanzig Mann starke Patrouille Municipalbeamter, welche den Polizeidienst versahen, mit einem Anführer, der Sergeant titulirt wurde, an ihrer Spitze, herein und versperrte ihnen den Ausweg.

„Halt da;" rief ihnen der Sergeant gebieterisch entgegen. „So viele Bauern hier? Wo kommt Ihr her? Wann seid Ihr gekommen? Wie lange seid Ihr hier? Was habt Ihr hier getrieben? Antwort will ich, auf der Stelle!"

Landry drängte sich sogleich hervor und stellte sich etwas trotzig vor seine Gefährten hin, sie auf der dunkeln Hausdiele mit seiner untersetzten, breiten Gestalt, so viel als möglich verdeckend. Dann sprach er, in der bäurischen Mundart, wie sie die Landleute, ungefähr zehn Lieue's von Paris, zu sprechen pflegen und in einem muntern, aufgeweckten Tone, zu dem Beamten: „Hoho! Ihr fragt viel auf einmal! Sollen wir nun auch Alle auf einmal antworten, oder seid Ihr zufrieden wenn Einer spricht; oder wollt Ihr uns verhören

Einen nach dem Andern? Ihr könnt's haben, wie Ihr wollt; denn wir sind Alle nicht auf den Mund gefallen."

Der Sergeant, der mit seinen Leuten sehr erschöpft zu sein schien, von dem nächtlichen Dienste, entgegnete brummig: „Glaub's Bursche; denn Dein Maul geht wie ein Mühlwerk. Du hast wahrscheinlich die ganze Nacht ruhig auf dem Ohr gelegen, aber das Reden würde Dir wohl vergehen, hättest Du wie ich müssen die ganze Nacht auf den Straßen herum patrouilliren. Kannst denken, daß ich mich auch nach Ruhe sehne, und es fällt mir deshalb auch nicht ein, mit Euch ein langweiliges Verhör anzustellen. Meinetwegen magst Du allein sprechen für die Andern mit; aber nimm Dich in Acht, daß Du mir keine Winkelzüge machst; denn beim geringsten Verdachte laß' ich Euch Alle arretiren. Nun sprich rasch!"

Landry ließ auch nicht lange auf die Antwort warten, sondern berichtete: sie wären sämmtlich in einem Dorfe an der Seine zu Hause und erst gestern zur Residenz gekommen, mit Gemüse, Federvieh, Eiern u. s. w. und hätten Alles an ihre gewöhnlichen Abnehmer, von welchen er Einige nannte, verkauft. Nun wollten sie aber mit Tagesanbruch wieder zurückfahren nach ihrem Orte, und das sei Alles, was er zu berichten wisse. Dann aber zog er den Sergeanten bei Seite und flüsterte ihm zu: „Sapperment! Was haben wir uns gefreut, daß Ihr die Republikaner, die nur immer wohlfeile Zeiten haben wollen, so zusammen gepfeffert habt. Wir, in unserm Orte, sind Alle gute Bonapartisten und wünschen weiter nichts, als ein neues Kaiserreich, dann

sollt Ihr uns einmal schreien hören: **Vive l'empereur!** daß alle Wände wackeln."

Durch diesen Ausdruck einer politischen Gesinnung, die er aber durchaus nicht hegte, war es Landry sehr schnell gelungen, den Sergeanten für sich gewinnen und jeden Argwohn, der in ihm aufgetaucht sein mochte, rasch zu unterdrücken. Er strich sich behaglich den Bart und entgegnete dann: „Also seid Ihr wirklich in Euerm Dorfe für das Kaiserthum? Nun, vielleicht wird's bald fertig!"

„Ich sage Euch—" betheuerte Landry — „in uns Orte ist nur e i n e Stimme dafür, und ich wollte gleich ein Dutzend Flaschen Wein ausgeben, dürft' ich nur erst rufen: **Vive l'empereur!**"

„Na dann gieb sie nur gleich aus;" versetzte der Sergeant mit Laune; „denn ich will Dir schon jetzt erlauben, den Kaiser so hoch leben zu lassen, als Du willst; und gieb nur Acht, es vergehen kaum ein paar Monate und er sitzt auf dem Throne."

Landry war auch sogleich bereit, den versprochenen Wein auszugeben, den er ohne Säumen beim Wirthe bestellte, der indessen herbeigekommen war und es dem Municipalbeamten bestätigte, daß die Landleute bei ihm übernachtet hätten, und ihm Alle wohl bekannt, da sie schon oft bei ihm eingekehrt wären. Dadurch wurde unter der ganzen Polizei-Patrouille auch die letzte Spur eines Verdachtes verscheucht und Alle traten mit ihrem Anführer in die Schenkstube, wo ihnen Landry zutrank, und dann Abschied von ihnen nehmend sich entfernte, nachdem er mehrmals **vive l'empereur!** gebrüllt hatte,

daß die Fenster zitterten. Dann eilte er auf die Hausdiele, wo er seine Gefährten seiner harrend fand, und sie nach der Seine hinab führte, wo an einem Landungsplatze das große Boot bereit lag. Rasch stiegen Alle ein und Landry, der sich bald als geschickter Flußschiffer zeigte, stieß vom Ufer ab und steuerte in die Mitte des Stromes, dann stellte er die beiden Werkmeister an, ihm beizustehen und bald schoß das Fahrzeug, den Rudern gehorchend, die Seine hinab, so leicht und flüchtig, daß sie, als die Sonne aufging, das Weichbild von Paris schon hinter sich ließen, und sich eigentlich jetzt erst als gerettet betrachten konnten. Auch hielten sie sich immer vorsichtig in der Mitte des Stromes, um sich den etwaigen Späherblicken der am Ufer hier und dort aufgestellten Gensd'armerie nur in größtmöglichster Entfernung auszusetzen. Die stille Freude aber, welche sich ihrer bemächtigte, als das Gefühl der Sicherheit sich immer mehr in ihrer Brust befestigte, wurde durch das seltsame Verschwinden des jungen Deutschen, Hermann Roller, einigermaßen getrübt, der sich, als ihr Kampf- und Leidensgefährte, in jeder Gefahr, die sie zusammen überstanden, so muthig und brav gezeigt hatte. Schon ehe die Polizei-Patrouille in das Haus drang, war er aus demselben spurlos verschwunden. Man hatte vergeblich nach ihm gesucht; aber die Zeit drängte und als er sich bei dem Einsteigen in das Boot noch nicht wieder eingefunden hatte, erklärte Landry: man könne nicht auf ihn warten, da sie, noch ehe die Morgenhelle angebrochen, Paris verlassen haben müßten.

Der Greis, welcher dem jungen Manne schnell

sein ganzes Wohlwollen zugewendet hatte, würde gern seine eigne Sicherheit auf's Spiel gesetzt haben, um ihn zu erwarten; doch er wollte nicht zugleich die Sicherheit der Seinigen opfern, da es ja sehr zweifelhaft war, ob der Architekt überhaupt zurückkehren würde. Doch fühlte er sich einigermaßen beruhigt, denn er hatte ihn einige heimliche Worte mit dem Marchese wechseln sehen und vermuthete deshalb, daß er mit diesem bekannt sei, ja, daß Jener vielleicht derselbe Marchese de Saluzzi sei, von dem er ihm erzählt, daß er in Rom sein Gönner und Wohlthäter geworden. Deshalb lag auch allerdings die Vermuthung nahe, daß er mit ihm in Paris zurückbleiben wolle, und daß der italienische Edelmann auch ihn demselben Schutze, dessen er sich selbst durch den Bund erfreute, empfehlen werde.

Ueber die nächtlichen Hinrichtungen auf dem Marsfelde, nach beendigtem Staatsstreiche, wurde nur sehr wenig im Publikum bekannt; denn die Cavallerie-Patrouillen, welche das ungeheure Feld umreiten mußten, hatten nicht allein die Ordre, die Flucht der Todesopfer zu verhindern, sondern auch etwaige Neugierige zurückzuhalten. Victor Hugo aber behauptet, daß Einer der Soldaten, welche zu der Execution commandirt waren, einem Freunde vertraut, daß in einer einzigen Nacht die Zahl der Erschossenen Fünfhundert betragen habe. Wir vermögen jedoch nicht dafür zu bürgen, ob diese Angabe wahr, oder übertrieben ist, und vielleicht dürfte es erst späteren Geschichtsschreibern gelingen, die volle Wahrheit an das Licht zu ziehen. Doch wollen wir nur flüchtig darauf hindeuten, daß es auch unter dem

Militair nicht wenige Republikaner gab, welche mit den Gewaltmaßregeln der Regierung keineswegs einverstanden waren, und die zum Theil wenigstens einer geheimen, militairischen Verbindung, welche „Militante“ genannt wurde, angehörten, die mit der „Marianne“ gewissermaßen verschwistert war und zum Theil auch gleiche Zwecke mit ihr verfolgte. Hierdurch erklären sich auch einige Umstände bei der Rettung der zum Tode verurtheilten Gefangenen.

IV.

Acht Tage waren vergangen, seit jenem Schreckenstage, welcher dem Staatsstreiche den Sieg verlieh und Paris hatte sich wenigstens einigermaßen wieder beruhigt. War auch noch eine gewisse Lähmung und bange Beklommenheit fast unter allen Mitgliedern der höheren, wie der niedern Gesellschaft bemerkbar, so wurde doch der Geschäftsgang wieder aufgenommen und auch der Arbeiter griff wieder zum Handwerkszeug, denn er mußte ja die täglichen Bedürfnisse verdienen, wenn er leben wollte. Auch lag es überhaupt nicht im Charakter der Franzosen lange müßig zu bleiben und dem starren Schrecken eine längere Herrschaft über sich zu gönnen. Eine große Umwälzung war geschehen und als man das Geschehene erst als vollendete Thatsache vor sich sah, begann man auch sich in das Unvermeidliche zu fügen, wenn auch von vielen Seiten ein stiller Protest dagegen eingelegt wurde.

Indessen war auch in das Palais des Marquis von Chereville, wo in den ersten Tagen nach dem verhängnißvollen 4. December tiefe Trauer und bange Befürchtungen geherrscht hatten, mit der wieder erwachten Hoffnung auch ein regeres Leben zurückgekehrt.

Der Zustand Edmonds, des Sohnes des Marquis, hatte sich merklich gebessert und der wackere Doctor Vergier, welcher ihn behandelte, hatte bereits erklärt, daß jetzt, bei der sorgsamen Pflege, die er genoß, keine Gefahr mehr für sein Leben zu befürchten sei. Seine Mutter und seine Schwester Pauline, hatten sich aber auch wahrhaft aufgeopfert, um ihn so liebreich zu verpflegen, wie sie es für ihre Pflicht hielten. Sein Vater aber hatte ihn, seit dem Abende, als man ihn unter den Todten gefunden und heimgebracht, noch nicht wieder gesehen. Er hatte es absichtlich vermieden, sich seinem Krankenlager zu nähern und die Berichte über sein Befinden stets nur durch seinen Kammerdiener einholen lassen, oder durch Gattin und Tochter erfahren. So ernstlich wie jetzt hatte er ihm noch nie gezürnt, obgleich er schon oft mit ihm über seine freisinnigen politischen Ansichten und Grundsätze in den heftigsten Zwist gerathen war. Der Gedanke, daß sich sein Sohn dem Pöbel, wie er die Volkskämpfer nannte, mit gewaffneter Hand beigesellt hatte, war ihm unerträglich. Er selbst war einer bonapartistischen Regierung durchaus feindselig gesinnt und würde, trotz seines vorgerückten Alters muthig gegen dieselbe gefochten haben, hätte er dies, umgeben von seinen Standesgenossen und an der Spitze einer Militaircolonne thun können, nie aber würde er

sich mit dem Volke zum Sturze einer ihm verhaßten Regierung verbunden haben. Deshalb sollte es auch die Welt nicht erfahren, daß dies sein Sohn gethan hatte und so viel Ueberwindung es ihn auch kostete, so fuhr er doch zu einem der Machthaber, und meldete ihm, daß sein einziger Sohn, am 4. December, als ruhiger Zuschauer auf den Boulevards, von zwei Kugeln getroffen und gefährlich verwundet worden sei. Er brachte aber diese Mittheilung im Tone einer Beschwerde vor, um den Verdacht, daß Edmond am Kampfe Theil genommen, schon im Voraus von ihm abzuwenden; und es schien beinahe, als ob er sogar eine Genugthuung, oder doch wenigstens eine Entschuldigung für die Verwundung seines Sohnes verlange. Der Minister aber, dem er seinen Vortrag machte, hörte ihn ruhig lächelnd an und entgegnete dann: „Sie scheinen sich in einem Irrthume zu befinden, Herr Marquis. Ihr Sohn ist nicht als ruhiger Zuschauer, sondern auf einer Barricade, mitten unter den Rebellen verwundet worden. Mehrere glaubwürdige Zeugen haben uns dies bestätigt. Doch wir haben bis jetzt noch keine Notiz davon genommen, aus Achtung vor Ihrem Namen, und um die Trauer und Besorgniß, welche wahrscheinlich in Ihrer Familie herrscht, nicht noch zu vermehren. Es war uns längst bekannt, daß Ihr Sohn, ganz uneingedenk seines Ranges, den er in der Gesellschaft einnimmt, sehr viel mit den niedern Klassen verkehrte, mit den wüthendsten Republikanern und Socialisten vertrauten Umgang hatte, wodurch auch seine persönliche, thätige Theilnahme am Kampfe sehr erklärlich wird. Wir könn-

ten ihn verurtheilen lassen und nach Cayenne schicken, wie so viele seiner Genossen; aber danken Sie es Ihrem achtungswerthen Namen, und seiner Stellung die er einnimmt, wenn es nicht geschieht. Indessen gebe ich Ihnen doch den wohlgemeinten Rath, den jungen Mann, sobald es sein Zustand nur erlaubt, für einige Zeit von Paris zu entfernen. Sie besitzen ja Güter in der Provinz; schicken Sie ihn dorthin und es wird ihm gewiß sehr heilsam sein, wenn er sich wenigstens ein Jahr dort aufhält."

Obgleich der Marquis seine Bestürzung darüber nicht verbergen konnte, daß Edmonds Theilnahme am Kampfe bereits im Ministerium bekannt war, so verstand er doch den Wink vollkommen. Es war eine gelinde Verbannung seines Sohnes aus Paris damit ausgesprochen, und da er nichts dagegen vorzubringen wußte, weil er es unter seiner Würde hielt Edmond zu vertheidigen, oder gar für ihn zu bitten, so entfernte er sich schweigend.

Es war gegen Mittag desselben Tages, als Edmond sein Schmerzenslager mit Erlaubniß des Arztes zum ersten Male verlassen hatte. Er saß, in einer halbliegenden Stellung in einem weichgepolsterten Lehnstuhle, in wattirte Decken gehüllt. Aber er war noch sehr schwach, mehr in Folge des bedeutenden Blutverlustes, den er erlitten, als der Gefährlichkeit seiner Wunden selbst, die bereits zu heilen begannen, da kein edleres Organ durch sie verletzt worden war.

An seiner Seite saß seine Schwester Pauline, freundlich bemüht ihn zu unterhalten, und ihm allerlei

Handreichungen zu leisten, welche sein Zustand erforderte. Auch ihr sonst so jugendlich blühendes Antlitz war gebleicht worden, durch Nachtwachen, Trauer, Angst und Sorgen um den geliebten Bruder. Die Züge der beiden Geschwister waren einander außerordentlich ähnlich, zart und fein und von edelm, aristokratischen Gepräge. Auch die Färbung ihrer tiefblauen Augen und ihres reichgelockten, nußbraunen Haars war ganz gleich; nur in dem Ausdrucke, welcher gewissermaßen den Charakter verräth, waren ihre Mienen verschieden. Aus Edmonds Blicken strahlte, trotz seiner Schwäche, doch das Feuer eines wilden Muthes hervor; während sich zuweilen seine Oberlippe trotzig aufwarf, als hätte er die ganze Welt zum Kampfe herausfordern wollen. Ueber Paulinens Antlitz hingegen war eine wahrhaft himmlische Sanftmuth ausgegossen, und ihr seelenvoller Blick verrieth nur die mildesten Empfindungen.

„Du glaubst nicht, wie es mich beunruhigt;“ begann Edmond nach einer Pause, „daß mein wackerer Hermann Roller nichts von sich hören läßt. Ich fürchte, er liegt unter den Todten, oder was vielleicht noch schlimmer wäre — er ist den Tyrannenknechten in die Hände gefallen, und wurde — der Himmel mag wissen — zu welcher entsetzlichen Strafe verurtheilt. Sein Verlust würde mich bitter schmerzen; denn ich hatte in ihm einen Freund gefunden, so recht nach meinem Herzen —“

„Du darfst nicht so viel sprechen;“ unterbrach ihn seine Schwester, die, sobald er den Namen des jungen Deutschen nannte, ihr Antlitz von ihm abwendete, damit er nicht bemerken sollte, wie tief sie erröthete. „Der

Arzt hat es ja verboten. Höre mir ruhig zu; ich will Dir vorlesen.“

„Nein, liebe Schwester;“ erwiderte Edmond. „Meine Gedanken würden doch nur bei Hermann weilen. Sprich mir von ihm. Weißt Du gar nichts von ihm? Hat er sich nicht hier im Hause gezeigt, seit ich krank lag?“

„Ich habe ihn nicht gesehen;“ antwortete sie traurig und zugleich verlegen vor sich niederblickend. „Habe auch nicht gehört, daß er hier im Hause gewesen sei.“

„Dann ist er todt, oder in den Händen unserer Feinde;“ bemerkte Edmond mit einem schweren Seufzer.

Hierauf trat wieder eine Pause ein, welche durch das Oeffnen der Thür unterbrochen wurde, durch welche jetzt der Kammerdiener eintrat und meldete: „Der Herr Marquis!“

Der Herr von Chereville folgte auch zur großen Ueberraschung der beiden Geschwister, dieser Anmeldung auf dem Fuße. Es war das erste Mal, daß er das Krankenzimmer seines Sohnes betrat, und als er jetzt in dessen abgefallenes, bleiches Antlitz blickte, schien eine väterliche Regung in ihm aufzuwallen, die er jedoch sogleich unterdrückte und seine strenge, finstre Miene wieder annahm.

Pauline hatte sich sogleich erhoben und ihm einen Stuhl Edmond gegenüber gestellt, während dieser, mit einer düstern, unruhigen Miene sich in die Kissen seines Armstuhls zurücklehnte, als ob er eine unangenehme Scene erwarte. Nur durch eine schwache Neigung seines

Hauptes war er im Stande den Vater zu begrüßen, was dieser aber kaum zu bemerken schien.

„Ich freue mich —“ begann der Marquis, ohne jedoch diese Freude durch Ausdruck oder Geberde zu äußern — „daß Du Dein Lager hast wieder verlassen können und Deine Genesung im Fortschreiten begriffen ist. Die Vorwürfe, welche ich Dir zu machen habe, will ich für spätere Zeit auffsparen, und ich hoffe Du wirst Dir die Schmerzenszeit, die Du überstanden hast, als eine heilsame Lehre zu Herzen nehmen.“

Eine trotzige Antwort schwebte auf Edmonds Lippen; doch ein bittender Blick seiner Schwester veranlaßte ihn sie zurückzuhalten und so kamen nur einige unverständliche Laute hervor, die sein Vater als ein reuiges Eingeständniß seiner Schuld deutete.

Deshalb fuhr er auch in einem etwas herabgestimmten Tone fort: „Ich komme so eben von einem Minister der gegenwärtigen Regierung, aber meine Hoffnung, Dein thörichtes Beginnen mit einem Schleier bedecken und Deine Verwundung als eine zufällige erscheinen lassen zu können, ist gescheitert. Man scheint Dich und Dein unbesonnes Treiben schon längst im Ministerium beobachtet zu haben, und war bereits von Deiner Theilnahme am Kampfe unterrichtet. Nur Deiner Stellung, die Du in der Gesellschaft einnimmst und meinem Namen — bedenke dies wohl! — hast Du es zu danken, daß Du der schweren Ahndung nicht verfallen sollst, welche so viele Andere betroffen hat. Aber Du wirst Paris verlassen müssen, sobald Du so weit wieder hergestellt bist, um eine Reise antreten zu können,

wo ich Dir dann auf einem meiner Güter in der Provinz Deinen Aufenthalt anweisen werde. Das ist Alles, was ich Dir vorläufig zu sagen habe." Hierauf erhob er sich und verließ das Zimmer wieder in derselben steifen Haltung, mit welcher er eingetreten war, ohne auch nur ein einziges Wort der Theilnahme hinzuzufügen.

Die beiden Geschwister stießen einen schweren Seufzer aus, sobald er sich entfernt hatte. Sie fühlten gleichzeitig die Herzlosigkeit des Mannes, den sie Vater nennen mußten, aber sie empfanden auch zugleich eine Beruhigung in dem tröstenden Gedanken, daß sie eine Mutter besaßen, welche sie Beide mit der innigsten Zärtlichkeit liebte.

Es dauerte auch nicht lange so erschien die Marquisin und zwar mit einer heitern Miene, obgleich auch sie gar sehr angegriffen war, von ihrem Krankenwärteramte, dessen pflichtgetreuer Ausübung sie gern die schwersten Opfer gebracht hatte. Sie äußerte lebhaft ihre Freude, ihren geliebten Sohn außerhalb des Bettes zu finden und zwar, wie es schien, so recht behaglich, und dabei drückte sie die zuversichtliche Hoffnung aus, ihn recht bald vollkommen wieder hergestellt zu sehen.

Schon ihr Erscheinen schien auch auf die beiden Geschwister wohlthuend und erheiternd einzuwirken und das Gespräch, an dem jedoch Edmond nur wenig Theil nehmen durfte, nahm bald eine lebhaftere und fröhlichere Wendung; bis die Mutter die Frage aufwarf: ob der Besuch des Marquis aus Theilnahme für seinen Sohn geschehen sei, oder vielleicht einen andern Zweck gehabt habe?

Da berichtete Pauline das Wenige, was ihr Vater gesprochen hatte und die Marquisin entgegnete nach kurzem Bedenken: „Also in die Provinz will man Dich verbannen, mein armer Sohn? Doch sei deshalb nicht traurig. Das Landleben wird zu der vollkommenen Wiederherstellung Deiner Gesundheit vielleicht sogar recht wohlthätig auf Dich wirken. Auch sollst Du nicht allein gehen, ich werde Dich begleiten; denn durch die neue Gestaltung der politischen Ereignisse, würde mir doch der Aufenthalt in Paris verleidet werden.'

Tief gerührt streckte Edmond seine Arme nach ihr aus und sie neigte sich, ihn zärtlich umschlingend, über ihn und küßte ihn herzlich. Pauline aber verlangte auch mit in diese Umarmung gezogen zu werden und bat ihre Mutter dringend, sie doch nicht allein zurückzulassen in der Residenz, wo sie sich sehr unglücklich fühlen würde. Die Marquisin zweifelte zwar an der Einwilligung ihres Gatten, doch betheuerte sie, daß sie Alles aufbieten würde, um ihn zu bewegen ihre Wünsche zu erfüllen. Dann wartete sie den Mittagsbesuch des Arztes ab, der die besten Verheißungen für die baldige Wiederherstellung seines Patienten gab, worauf sie sich hoffnungsfreudig entfernte. Doctor Vergier blieb aber noch zurück, um einige Verordnungen niederzuschreiben, und als dies geschehen war, näherte er sich Edmond und steckte ihm einen Brief zu, den er, wie er bemerkte, übernommen habe, um ihn nur in seine eigne Hand niederzulegen.

Sein Patient aber erbebte schon freudig, als er nur die Handschrift der Adresse erblickte und sprach dem

Arzte, der sich bald darauf empfahl, seinen lebhaftesten Dank aus.

Als er sich nun aber wieder allein mit seiner Schwester befand, hielt er den Brief hoch empor und rief frohbewegt: „Freue Dich mit mir, theure Pauline! Ein Lebenszeichen von Hermann Roller! Ja, er lebt! und das ist schon viel in einer Zeit, die so zahlreiche Todesopfer gefordert hat. Doch jetzt laß uns auch sehen, wie er lebt, der wackere Freund!"

Wieder hatte sich ein dunkles Roth über Paulinens Antlitz ergossen, als sie den Namen des jungen Deutschen aussprechen hörte, und ein freudiges Erbeben wurde an ihr sichtbar, als sie sich zu ihrem Bruder niederbeugte, der jetzt den Brief rasch öffnete und las. Sie wagte es zwar nicht auf die Zeilen niederzublicken, aber als ob sie den Inhalt aus seinen Mienen hätte herausdeuten wollen, so fest hielt sie ihre Blicke auf sein Gesicht geheftet.

„Er wird kommen und wird mich besuchen!" rief Edmond freudig aus, nachdem er das Schreiben gelesen hatte. „Er wird sich aber unter dem Namen Lorand melden lassen und in einer Verkleidung hier erscheinen, die er jedoch noch nicht näher anzugeben im Stande ist. Suche den Portier darauf vorzubereiten, damit er ihn nicht abweist, wenn er sich einstellt. Er schreibt mir, daß er nur mit der größten Vorsicht sich auf offener Straße zeigen darf; denn er ist mit vielen Andern zur Deportation verurtheilt worden; doch mit Hülfe unbekannter Freunde aus dem Gefängnisse entflohen. Meine Errettung durch unsere gute Mutter und durch Dich,

hat er gleich am andern Tage erfahren; denn er hat sich hier in's Haus gewagt, um Erkundigungen nach mir einzuziehen, die treue Seele. Doch hier, lies den Brief selbst; ich weiß ja, Du nimmst den innigsten Antheil an meinem Freunde."

Ohne auf seine letzten Worte zu hören, nahm Pauline den Brief hastig aus seiner Hand und als ob sie den Inhalt mit ihren Blicken hätte verschlingen wollen, überflog sie die Zeilen. Mit einem unbeschreiblichen, herzinnigen Ausdrucke, rief sie, als sie damit zu Ende gekommen war: „Gott sei gedankt! Er ist gerettet!" Dann wurden ihre schönen Augen wie von einem Schleier verdunkelt, und sie wendete sich ab, um den Thränenstrom nicht blicken zu lassen, den die freudige Rührung ihres Herzens ihr erpreßt hatte.

Edmond aber, der sie scharf beobachtet hatte, rief sie mit sanfter Stimme zu sich und schnell ihre Zähren von den Wangen trocknend, folgte sie auch seinem Rufe.

Der Bruder aber schlang zärtlich seinen Arm um den Nacken der Schwester und flüsterte ihr zu: „Hast Du mir etwas zu vertrauen, theure Pauline? Ich habe es längst geahnt, daß Du ein höheres Gefühl für meinen Freund empfindest, als einfache Theilnahme. Laß mich doch die Hälfte Deines Geheimnisses tragen, da es doch gewiß Dein Herzchen bedrückt. Auch darfst Du Dich Deiner Liebe nicht schämen, da Du sie einem würdigen Gegenstande zugewendet hast; denn Hermann Roller ist ein so wackrer, edler Mensch, wie es wenige giebt, wenn er sich auch weder durch Rang noch durch Titel auszeichnet. Nun? Mein Bruderherz ist offen;

lege Dein Geständniß nur hinein, es soll treu bewahrt werden."

Sie vermochte dieser herzlichen Sprache nicht zu widerstehen und im Ueberwallen ihres Gefühls bekannte sie ihm, daß sie dem jungen Deutschen wahrhaft zu lieben glaube.

„Und habt Ihr Euch Eure Empfindungen bereits gegenseitig erklärt?" fragte der Bruder wieder; doch beinahe erschrocken entgegnete sie: „Um Gotteswillen! Wie kannst Du so etwas nur denken? Ich habe ihn ja nur so selten gesehen, wenn er zu Dir kam, oder wenn Du ihn an unsern Empfangstagen mit in unsern Salon brachtest. Er näherte sich mir stets mit der größten Bescheidenheit und hat es nie gewagt ein Wort von Liebe zu mir zu sprechen."

„Das sieht ihm ähnlich; edel und bescheiden, in Allem was er thut;" versetzte Edmond. „Hätte er es gewagt sich Dir zu erklären, so würde er auch sicher mir schon in der nächsten Minute Alles vertraut haben; denn er hat kein Geheimniß vor mir und jede Falte seines Herzens liegt offen vor meinen Blicken. Aber eben deshalb bin ich auch fest überzeugt, daß er ein wahrhaft reines, heiliges Gefühl für Dich nährt, daß er Dich im Stillen anbetet, wie einen Engel des Himmels —"

„O, schweig' doch Bruder, schweig!" unterbrach ihn Pauline. „Wenn das wahr wäre, dürfte ich ihn ja nie wiedersehen und müßte ihn fliehen, sobald er sich mir nahete. Denn Du wirst doch selbst fühlen, daß unübersteigliche Hindernisse einer Verbindung zwischen

uns entgegenstehen und daß unsere Eltern es nimmer zugeben würden, daß ich mich mit einem Bürgerlichen vermählte."

„Du hast Recht!" erwiderte Edmond. „So lange die Welt noch von so kleinlichen Vorurtheilen befangen ist, wie sie jetzt noch die menschliche Gesellschaft zerklüften und einem der ersten Grundgesetze des Christenthums, der Bruderliebe, Hohn sprechen, wäre wohl allerdings an eine Einwilligung nicht zu denken, und selbst unsere gute Mutter, so sehr sie Dich auch liebt, würde einer solchen Verbindung ernstlich widerstreben. Aber wir haben erst kürzlich wieder die Erfahrung gemacht, daß wenige Tage im Stande sind eine große politische und sociale Umwälzung hervorzurufen und mir scheint, daß der Staatsstreich nur das Signal gegeben hat zu einer Reihe der hartnäckigsten Kämpfe, welche doch endlich wieder zu einem Siege der Republik führen müssen, die wie ein Phönix aus ihrer Asche, glorreich wieder auferstehen wird. Dann müssen aber auch endlich alle die alten Krebsschäden, alle die Pestbeulen der menschlichen Gesellschaft ausgerottet und die Losung: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit muß zur Wahrheit werden."

„Ach, ich fürchte, daß wir diesen Sieg nie erleben;" sprach Pauline wehmüthig; „und obgleich ich Deine freisinnigen, menschenfreundlichen Ansichten von Herzen theile, möchte ich doch meine Liebe nicht durch so schwärmerische Hoffnungen nähren, die sich nicht eher verwirklichen könnten, als bis auf's Neue Stürme Blutes geflossen wären. Nein, ich will meine Leidenschaft tief

in meiner Brust verschließen; kein Mensch soll sie ahnen und am allerwenigsten der Mann, dem sie gewidmet ist. Ich will nichts hoffen, aber ich will mich bemühen, daß ich Kraft gewinne zum Entsagen."

Edmond blickte sie lange mild und freundlich an und nach einer Pause ergriff er ihre Hand und versetzte tief gerührt: „Du denkst edel und schon deshalb verdientest Du glücklich zu sein, ganz nach Deines Herzens Wünschen. Doch ich bin weit entfernt, Dir mit Hoffnungen schmeicheln zu wollen, deren Erfüllung ich Dir mit Gewißheit nicht versprechen kann. Sei deshalb auch überzeugt, daß ich das Geheimniß Deiner Liebe treu bewahren, und es meinem Freunde, so werth er mir auch ist, auch nicht durch die leiseste Andeutung verrathen werde. Doch jetzt setze Dich zu mir her, ganz nahe, denn was ich Dir jetzt vertrauen will, darf nur leise geschehen und ist nur für das Ohr der geliebten Schwester bestimmt. Es ist ein ähnliches Geständniß, wie das Deinige. Auch ich liebe, liebe hoffnungslos wie Du, wenn ich nicht alle Bande, die mich an die Meinigen knüpfen zerreißen, und aus dem Kreise der Gesellschaft, in welchem ich erzogen bin, heraustreten will. Ich liebe ein junges Mädchen bürgerlichen Standes, Hortense Tonnier. Sie ist die Tochter eines tapfern, aber armen Offiziers, der als Capitain eines Linienregiments vor einigen Jahren in Algier fiel. Er konnte ihr nichts hinterlassen, als seinen ehrlichen Namen, seinen Degen und seine Epaulets. Ihre Mutter hatte sie schon in ihrer Kindheit verloren, und eine bejahrte Tante hatte sich ihrer angenommen und den größten

Theil ihres kleinen Vermögens auf ihre Erziehung verwendet. Als ihnen aber kaum so viel geblieben war, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu bestreiten, begann Hortense für sich und ihre Wohlthäterin zu arbeiten, mit einem bewundernswerthen Eifer. Sie hatte die Anfertigung künstlicher Blumen erlernt und es darin zu einer seltenen Geschicklichkeit gebracht, so daß sie mit Aufträgen aus den ersten Blumen- und Modemagazinen überhäuft wurde. Ihr Fleiß belohnte sich bald und setzte sie in den Stand ihrer Tante, die Alles für sie geopfert, eine behagliche Existenz zu gewähren, wenn sie auch oft, bis in die Nächte hinein, arbeiten mußte, um die zahlreichen Bestellungen pünktlich ausführen zu können. Ein Zufall, den ich heute noch segne, ließ mich mit ihr bekannt werden. Es war im vergangenen Sommer, und die Abenddämmerung bereits eingebrochen. Ich kam aus dem Salon Frascati, verließ den Boulevard und bog in die Straße Richelieu ein, um mich in unser Palais zu begeben. Ungefähr in der Mitte der Straße, die fast ganz menschenleer war, angekommen, hörte ich den Hülferuf einer weiblichen Stimme, kaum funfzig Schritte von mir entfernt. Augenblicklich setze ich mich in raschen Lauf und sehe nach wenigen Augenblicken einen mir bekannten Wüstling, Namens de Moulin, der mit einem jungen Mädchen ringt und sie mit Gewalt in ein Haus zu schleppen sucht, in welchem er wohnt. Das Mädchen vertheidigte sich mit der ganzen Kraft der Verzweiflung und ihr schönes, liebliches Antlitz war von der furchtbarsten Angst gebleicht. Sobald sie mich erblickte, bat sie in abgebrochenen, aber herzzer-

reißenden Worten ihr beizustehen, und sie aus der Gewalt des Elenden zu befreien. Ohne auch nur eine Frage an sie zu richten, folgte ich ihrer Aufforderung, faßte den Buben am Kragen und riß ihn so heftig zurück, daß er seine Beute loslassen mußte und auf das Trottoir niederstürzte. Wüthend erhob er sich, stieß beleidigende Reden gegen mich aus, und nannte es einen albernen Ritterdienst, sich einer Blumenmacherin anzunehmen. Ich gab ihm eine heftige Antwort zurück und wir wechselten hierauf nur noch wenige Worte, die mit einer Ausforderung endeten, worauf sich Jener eilig entfernte. Das arme Mädchen war indessen athemlos und erschöpft auf die Stufen einer steinernen Vortreppe niedergesunken, erholte sich jedoch bald wieder und sprach mir ihren Dank in den rührendsten Worten aus. Es war Hortense Tonnier. Da sich ihre Tante unpäßlich befand, hatte sie sich genöthigt gesehen noch in später Abendstunde einige fertige Blumenbouquets, die eilig geliefert werden sollten, selbst in einem Carton, nach dem Magazin auf dem Boulevard zu tragen, und auf dem Heimwege war sie von jenem Roué, der sie schon mehrmals verfolgt hatte, in der einsamen Straße überfallen worden. Ich sprach tröstende Worte zu ihr, hob den leeren Carton auf, der ihr entfallen war, bot ihr den Arm, den sie auch vertrauensvoll annahm und führte sie nach ihrer Wohnung, die sich am Ende der Straße im vierten Stockwerke eines unscheinbaren Hauses befand. Ich begleitete sie bis in ihr Wohnzimmer, wo uns ihre Tante entgegentrat, welche ganz empört den

Bericht ihrer Nichte über den Vorfall mit anhörte und mir herzlich für ihre Befreiung dankte. Aber Hortense war es nicht entgangen, daß, ehe sich ihr Beleidiger entfernte, ein Rendezvous für den nächsten Morgen zwischen uns verabredet worden war, und beschwor mich jetzt mit so flehendlichen Bitten, welchen ich in keinem andern Falle widerstanden haben würde, ein Duell zu vermeiden; denn sie wolle nicht, daß um ihretwillen auch nur ein Blutstropfen vergossen werden solle. Auch ihre Tante stimmte in ihr Flehen mit ein; doch ich konnte nichts versprechen, als daß ich, im Fall mir mein Gegner eine Versöhnung bieten lasse, durch welche meine Ehre nicht verletzt werde, nicht widerstreben wolle, und entfernte mich hierauf bald. Kaum war ich zu Hause angekommen so erschien auch schon ein Freund de Moulins, um das Nähere über den beabsichtigten Zweikampf zu verabreden, was auch in wenigen Minuten geschehen war. Da er keine Sylbe von einer Versöhnung fallen ließ, so würde man mir es für Feigheit ausgelegt haben, hätte ich auch nur mit einem einzigen Worte darauf hindeuten wollen. So spät es auch war, forderte ich einige meiner Freunde auf mir als Secundanten und Zeugen zu dienen, und am nächsten Morgen traf ich im Gehölz von Boulogne mit meinem Gegner zusammen. Da kein Versuch gemacht wurde, die Sache beizulegen, so begann das Duell ohne Weiteres mit Stoßdegen, wie verabredet worden war. Schon im zweiten Gange gelang es mir, de Moulins, obgleich er die Waffe sehr gut führte, eine nicht unbedeutende Wunde in die Schulter beizubringen, welche ihn unfähig machte

den Kampf fortzusetzen, und da ich mich mit dieser Genugthuung begnügte, war die Sache beendigt.

Ich hatte nur eine leichte Hautverletzung davon getragen und beeilte mich, in meinem Cabriolet nach Paris zurückzukehren. Mein erster Gang war zu Hortense und mit einem wahren Jubelrufe wurde ich von ihr und ihrer Tante empfangen, welche Beide versicherten, daß die Folgen des unseligen Vorfalls sie so beunruhigt, daß sie fast die ganze Nacht kein Auge geschlossen hätten. Seit diesem Tage war ich der erklärte Beschützer Hortensens und sah sie fast täglich in ihrer Wohnung in Gegenwart ihrer Tante. Wie soll ich Dir aber das Entzücken schildern, als ich die heiße Liebe in mir erwachen fühlte, für das reine, schuldlose, engelgleiche Mädchen, das mit ihrer reizenden Natürlichkeit doch eine nicht gewöhnliche Bildung verband. Ihr elegantes Aeußere, ihr ungekünsteltes und doch immer tactvolles, feines Benehmen, scheint sie für die höhere Gesellschaft bestimmt zu haben und ich bin überzeugt, daß sie sich in jedem unsrer vornehmen Salons mit dem Anstande einer Fürstin bewegen würde. Und doch ist sie von gewöhnlicher, bürgerlicher Geburt und so arm, daß sie sich von ihrer Hände Arbeit ernähren muß. Wie soll ich Dir beschreiben, wie unsere Herzen sich näherten, wie wir gegenseitig darin lesen lernten, wie in einem offenen Buche, und wie sich jenes himmlische Gefühl in uns entzündete, welches uns hoch beseligte, selbst ohne Hoffnung. Auch wir haben uns unsere Liebe nicht gestanden, aber wir fühlen es tief, daß wir sie hegen und jeder Blick, jeder Gedanke sagt es uns, daß

unsere Seelen auf das Innigste verbunden sind. Seit dem blutigen Straßenkampfe habe ich sie nicht wieder gesehen, und gefesselt an mein Krankenlager, war ich nicht im Stande ihr ein Lebenszeichen von mir zukommen zu lassen. Ich weiß, daß sie sich ängstigen wird um mich, daß sie vielleicht das Schlimmste fürchten wird, denn so lange bin ich nie fern von ihr geblieben, seit ich sie kenne. Deshalb befinde ich mich auch, seitdem ich meine Besinnung wieder erlangt habe, in der größten Unruhe, und es drängte mich schon seit mehreren Tagen Dir mein ganzes Herz zu öffnen; denn ich habe ja auf der weiten Welt Niemand als Dich, liebes Schwesterchen, dem ich mein volles Vertrauen schenken könnte, selbst in der geheimsten Angelegenheit."

„Und ich danke Dir herzlich dafür;" entgegnete Pauline, seine Hand drückend, während sie mit wahrer Rührung fortfuhr: „Nachdem ich mein eignes Geständniß in Deinen Busen ausgeschüttet habe, wirst Du um so mehr überzeugt sein, daß ich den innigsten Antheil nehme an dem Gefühle, welches Dich beseelt. Gleicht es doch dem meinigen und wir lieben ja Beide hoffnungslos. So hat auch die Schilderung, die Du mir von Hortense gegeben, schon eine weit wärmere Empfindung für sie in mir erregt, als das nur auf Neugierde gegründete Verlangen sie kennen zu lernen. Mir ist, als müßte ich sie jetzt schon, ohne sie auch nur gesehen zu haben, wie eine Schwester lieben, und wenn es Dich beruhigen kann, werde ich mich noch heute zu ihr begeben und Dir Nachricht von ihr bringen."

„Wolltest Du das, liebe, theure Pauline?" rief

ihr Bruder ganz entzückt, ihre Hand an seine Lippen drückend. „Es würde mich nicht allein beruhigen, sondern sicher auch meine Wiedergenesung beschleunigen, wenn ich die Gewißheit hätte, daß sie sich wohl befindet und meiner gedenkt.“

„Dann ist es ja meine Pflicht Dir noch heute diese Gewißheit zu bringen;“ versetzte Pauline lächelnd. „Sorge nicht, ich werde schon einen Vorwand finden zu einem Ausgange und nehme den alten Bernard mit. Du weißt, wie er an uns hängt und wie er verschwiegen ist, wie das Grab. Auch fällt mir ein, daß ich gerade einige künstliche Blumen nothwendig brauche für die prachtvolle Vase, welche Du mir kürzlich an meinem Namenstage schenktest; die ich aber gern nach meiner eigenen Angabe bestellen möchte. So ist also der Vorwand schon gefunden und wenn Du willst, kann ich gleich gehen.“

„Ach, Du bist so himmlisch gut!“ versetzte Edmond ganz entzückt. „Ja, bitte, bitte, gehe gleich. Ich weiß, daß sich die arme Hortense wegen meines Ausbleibens grämen wird. Bringe ihr tausend herzliche Grüße von mir; schildere ihr meinen Zustand ja nicht als gefährlich; sage ihr, daß ich auf dem besten Wege zur Genesung bin, und daß ich nichts sehnlicher wünsche, als bald, recht bald wieder hergestellt zu sein, um jene himmlischen Abende am Kamin, die ich in ihrem Zimmer verlebte, wieder genießen zu können. Ach, ich habe ja noch so Vieles auf dem Herzen, was ich ihr möchte sagen lassen, aber —“

„Vergiß nicht, daß Du ihr nicht Alles sagen darfst,

was Dir Dein Herz dictirt;" unterbrach ihn Pauline ernst und wehmüthig. „Vergiß auch nicht, daß Du Dich nicht aufregen darfst, wenn Du bald wieder gesund werden willst. Ich fange schon an, mir Vorwürfe zu machen, weil ich es geduldet habe, daß Du Dich in eine so sichtbare Gemüthsbewegung versetzt hast. Ehe ich gehe mußt Du erst noch einen niederschlagenden Trank zu Dir nehmen, und mir fest versprechen, daß Du Dich ganz ruhig verhalten, und wo möglich versuchen willst einzuschlummern."

Edmond versprach der besorgten Schwester Alles, obgleich er fühlte, daß ihm der Versuch einzuschlummern, wohl schwerlich glücken würde, und nachdem sie ihm den Trank bereitet und gegeben hatte, entfernte sie sich rasch.

Sie war gewohnt ihre Mutter von jedem Ausgange, den sie unternahm zu unterrichten, und diese fand auch heute in ihrem Verlangen sich einige künstliche Blumen besorgen zu wollen, durchaus nichts Bedenkliches; ja, sie sah es sogar gern, daß sie nach ihrem langwierigen Krankendienste, der sie an das Zimmer gefesselt, sich eine kleine Bewegung in freier Luft machen wollte. Deshalb ließ sie sie auch ohne alle Einwendung in Begleitung des alten Bernard gehen.

Ihr Bruder hatte ihr das Haus in der Straße Richelieu, in welchem Hortense wohnte, so genau beschrieben, daß sie es leicht fand, und nachdem sie dem alten Bernard befohlen hatte in der Loge des Portiers ihre Rückkehr zu erwarten, stieg sie in die Wohnung der Blumenmacherin, die sich im vierten Stockwerke

befand, hinauf. Obgleich sie sich einer gewissen Befangenheit, welche der eigenthümliche Zweck ihres Besuches in ihr hervorrief, nicht zu erwehren vermochte, so zog sie doch ziemlich dreist am Klingelzuge. Aber Niemand schien darauf zu achten und im Innern der kleinen Wohnung herrschte Todtenstille, als ob dort Alles ausgestorben wäre. Schon glaubte Pauline, daß sich die beiden Bewohnerinnen nicht zu Hause befänden, doch als sie an dem Griffe der Thür drückte, fand sie, daß diese unverschlossen war. Deshalb trat sie ein und gelangte in einen kleinen Vorsaal, wo sich rechts eine Küche zeigte, in welcher aber kein Feuer brannte. Links erblickte sie wieder eine Thür, die wahrscheinlich in das Wohnzimmer führte und dort klopfte sie leise an.

Nachdem sie aber dies Zeichen mehrmals wiederholt hatte, ohne darauf die übliche Aufforderung sich zu nähern, zu erhalten, trat sie auch in dies Zimmer ein, und fand es zu ihrem Erstaunen nicht leer, wie sie erwartet hatte. Am Fenster erblickte sie ein junges Mädchen, welches nach der Beschreibung ihres Bruders, die Blumenmacherin Hortense sein mußte, sie war aber in tiefe Trauer gekleidet und ihr Gesicht bleich und abgehärmt. In der linken Hand hielt sie eine halb vollendete, künstliche Blume in ihrem Schooße, mit der Rechten aber hatte sie ihr Haupt gestützt und ihre in Thränen schwimmenden Augen starrten unverwandt zum Himmel hinauf. Sie schien sich in einem Zustande der Geistesabwesenheit zu befinden, welchen der tiefe Seelenschmerz zuweilen herbeiführt und wo dann die Gedanken weit

umherschweifen, um Trost und Beistand außerhalb der irdischen Gränzen zu suchen.

Pauline wurde, gleich bei ihrem ersten Anblicke, durch ihre wahrhaft rührende Schönheit und durch den Ausdruck des tiefen Leidens, welcher über ihre ganze Gestalt ausgebreitet lag, heftig bewegt. Zugleich fühlte sie sich aber auch still erfreut, daß sie ihr, obwohl sie die ganze Ursache ihres Schmerzes noch nicht kannte, doch wenigstens einen Trost zu bringen vermochte.

Sie gab daher ihre Gegenwart durch ein leises Räuspern zu erkennen, und Hortense, denn sie war es wirklich, wurde dadurch aufgeschreckt, wie aus einem Traume. Sie fuhr sich rasch mit der Hand über ihre Augen, erhob sich von ihrem Sitze und trat der Besucherin entgegen, mit einem fragenden Blicke; denn noch schien sie nicht fähig, auch nur ein Wort hervorzubringen.

Pauline bat in freundlichen Worten um Entschuldigung, daß sie, nachdem sie mehrmals vergeblich angeklopft, eingetreten sei, ohne eine Einladung dazu erhalten zu haben, und um für den Auftrag, den sie von ihrem Bruder erhalten hatte, eine Einleitung zu finden, begann sie ihr mitzutheilen, daß sie ihr als eine außerordentlich geschickte Blumenmacherin empfohlen worden, und daß sie gekommen sei, um sich mit ihr über die Lieferung von zwei künstlichen Blumenbouquets, welche in Vasen aufbewahrt werden sollten, zu verständigen.

Hortense schien indessen Fassung errungen zu haben und ersuchte jetzt die Tochter des Marquis, mit einem

ungezwungenen und doch feinen Anstande, Platz auf dem kleinen Sopha zu nehmen und indem sie sich selbst auf einem Stuhle, in einiger Entfernung, niederließ, entgegnete sie: „Ich danke Ihnen für Ihr gütiges Vertrauen, welches Sie mir schenken; aber es thut mir leid, beifügen zu müssen, daß ich mich gegenwärtig ganz unfähig fühle noch mehr Aufträge anzunehmen, als ich für das Magazin, für welches ich fortwährend arbeite, zu liefern versprochen habe. Es wird mir dies schon sehr schwer, da ich mich in einem leidenden Zustande befinde, in welchem nur zu oft meine Gedanken von meinen Arbeiten abweichen."

„So sind Sie krank, oder haben Sie sonst einen Unfall erlitten, der Sie niederbeugt?" fragte Pauline mit einem so sanften, theilnehmenden Tone, der ihr tief zu Herzen zu dringen schien.

Sie blickte das außerordentlich elegant gekleidete, junge Mädchen, in dem sie sogleich eine Tochter der höheren Stände erkannt hatte, ganz verwundert an; denn es hatte ihr noch Niemand eine so herzinnige Theilnahme erzeigt, als in dem Gesichtsausdrucke und in dem Tone ihrer Besucherin lag. Dann erwiderte sie: „Ja, ich mag wohl krank sein; denn ich habe schreckliche Tage verlebt und wandele noch immer herum, wie in dunkler Nacht. Ich habe meine Tante verloren — meine zweite Mutter — und stehe nun ganz allein und verlassen auf der Welt."

„O, mein Himmel! Sie haben Ihre gute Tante verloren? Und wie konnte das so schnell geschehen, da sie doch vor kurzer Zeit noch wohlauf war?" rief Pauline.

„Es geschah am vierten December;" sprach Hortense, in dumpfem, bebendem Tone, welcher verrieth, wie sehr sie sich durch die Erinnerung ergriffen fühlte. „An jenem Schreckenstage, welcher so viele Familien in Paris in die tiefste Trauer stürzte. Meine gute Tante war am Nachmittage ausgegangen, um einen Carton, welcher fertige Arbeiten enthielt, nach dem Blumenmagazine auf dem Boulevard zu bringen. Man trug sie tödtlich verwundet in unsere Wohnung zurück. Eine Kugel hatte ihre treue, liebevolle Brust durchbohrt. Menschenhülfe war vergeblich. Noch ehe der Morgen graute, starb sie in meinen Armen. Aber entschuldigen Sie, daß ich Ihnen das so ausführlich erzähle; doch wenn Sie selbst auch noch nie einen ähnlichen Verlust erlebten, so werden Sie doch gehört haben, daß Leidende gern von ihrem Unglück sprechen. Auch vermuthe ich, daß Sie die so grausam Hingemordete gekannt haben, da Sie bemerkten, sie habe sich vor kurzer Zeit noch im besten Wohlsein befunden?"

„Nein;" versetzte Pauline, mit einer gewissen Verlegenheit; „ich habe sie nicht selbst gekannt. Doch Jemand, der mich an Sie empfohlen — sprach mit der größten Achtung von ihr, und es wird ihn tief erschüttern, wenn ich ihm ihr schreckliches Ende mittheile, weshalb ich dies auch noch verzögern muß, da er sich selbst in einem sehr leidenden Zustande befindet."

„Und von wem sprechen Sie? Wer ist es, der mich an Sie empfohlen und meiner Tante erwähnte?" fragte Hortense hastig, von einer plötzlich auftauchenden Ahnung bewegt.

„Mein geliebter, theurer Bruder;" entgegnete Pauline, ihr gütig in's Auge blickend; „der junge Marquis von Chereville."

Anfangs schien Hortense erstaunt über diese Mittheilung; doch nach einer kurzen Pause rückte sie mit ihrem Stuhle näher zu ihr hin, als ob sich durch jene wenigen Worte ein innigeres Band zwischen Beiden gebildet hätte, und sagte mit angstvoller Theilnahme: „Ihr Bruder? Und Sie sagten: er befände sich selbst in einem leidenden Zustande? Um Gotteswillen! Was ist ihm geschehen?"

Pauline zögerte jetzt nicht mehr ihr Alles mitzutheilen. Sie schilderte ihr die Schreckensnacht, in welcher sie auf dem blutigen Schauplatze des Staatsstreichs mit ihrer Mutter umhergewandelt, um den vermißten Edmond aufzusuchen, den sie endlich auch gefunden und für todt unter Leichen hervorgezogen. Sie schilderte ihr die qualvolle Angst, die sie mehrere Tage und Nächte an seinem Krankenlager ausgestanden, während er zwischen Leben und Tod schwebte, und wie er erst nach Verlauf mehrerer Tage seine Besinnung wieder erlangt und erst kürzlich außer Todesgefahr erklärt worden sei.

In Hortense's Herzen schienen indessen die bittersten Vorwürfe erwacht zu sein und wie sich selbst vergessend, rief sie: „Ach und ich habe ihn in meinem Schmerz so ungerechter Weise angeklagt, daß er mich Arme ganz vergessen und mich gerade in der schwersten Prüfungszeit meiner Leiden verlassen habe. O, das herbe Unglück, das mich traf, hatte mich so selbstsüchtig gemacht und ließ mich vergessen, daß ich gar keinen

Anspruch auf seinen Beistand hatte.“ Dann unterbrach sie sich und fuhr in sichtbarer Verlegenheit fort: „Entschuldigen Sie, daß ich so offen zu Ihnen spreche. Aber Ihr Herr Bruder hat mir einen so wichtigen Dienst geleistet, daß ich ihm lebenslänglich mich zur Dankbarkeit verpflichtet fühlen werde. Er fand Gefallen an unserer stillen Häuslichkeit und brachte oft — warum sollte ich es leugnen? seine Abende hier zu, im traulichen Gespräche mit meiner Tante und mir. So entspann sich ein Band zwischen uns, welches ich wohl ein Band der Freundschaft nennen darf, welchem ich aber nie, ich betheure es Ihnen — eine höhere Bedeutung beilegte, oder Hoffnungen daran knüpfte, die mir in meinem untergeordneten Stande und bei meiner Armuth nicht ziemen. Sie werden deshalb auch meiner Theilnahme für Ihren Bruder, so lebhaft sie Ihnen auch erscheinen mag, keinen andern Grund beilegen, als den der dankbaren Freundschaft. Und nun bitte ich Sie dringend, sprechen Sie mir recht viel von ihm, wiederholen Sie mir die Versicherung: daß er ganz außer Gefahr ist, es wird mich beruhigen.“

Pauline entgegnete ihr hierauf, daß ihr Bruder ihr Alles vertraut, daß er ihrer in der freundlichsten Weise gedacht, und ihr nicht verhehlt habe wie es ihn beängstige, daß sein langes Ausbleiben, ohne die geringste Nachricht von sich zu geben, eine Mißdeutung erleiden möchte. Deshalb habe sie sich auch erboten, Hortense selbst aufzusuchen und sie von dem Zustande, in welchem sich Edmond befände, und von dem Unglücke,

welches ihn betroffen und an sein Zimmer gefesselt habe, in Kenntniß zu setzen.

Die bleichen Wangen der armen Blumenmacherin rötheten sich immer lebhafter, je mehr sie von Edmond mit dessen Schwester sprach, und ungemein schnell schien sie eine recht innige Zuneigung zu derselben gefaßt zu haben. So plauderten Beide noch lange recht vertraut zusammen und da auch Hortense einen außerordentlich wohlgefälligen Eindruck auf Pauline gemacht hatte, so fragte diese endlich mit einer wahrhaft freundschaftlichen Theilnahme: „Aber haben Sie auch schon über Ihre Zukunft nachgedacht? Ich denke mir es für ein junges Mädchen sehr traurig, ja sogar gefährlich, so ganz allein in der Welt zu stehen. Halten Sie mich nicht für grausam, daß ich durch die Frage die schmerzliche Wunde die Sie erlitten, vielleicht empfindlich berühre, aber ich möchte gern gleich einem Arzte, zur Heilung derselben beitragen, sonst würde ich eine solche Berührung gerne vermieden haben.“

Tiefgerührt und dankbar drückte Hortense die Hand ihrer neuen Freundin und ihre Thränen, die wieder unaufhaltsam hervorbrachen, trocknend, erwiderte sie: „Noch bin ich nicht zum Nachdenken gekommen. In den letzten Tagen bin ich herumgewandelt, wie in einem ängstlichen Traume, und nur finstere Gedanken nahmen alle meine Sinne gefangen. Wie konnte ich an die Zukunft denken, da die Vergangenheit so schmerzlich auf mir lastete? Aber Sie haben ganz Recht! Ich fühle es jetzt selbst wenn die schwere Wunde heilen soll, die mir das Schicksal geschlagen hat, so muß ich an die Zukunft denken

und mit dem Schmerze kämpfen, um ihn zu besiegen. Ich werde mich zwingen müssen, alle die finstern Gedanken, die meine ganze Seele erfüllen, zu verscheuchen, und mein ganzes Sinnen nur auf das Nächste, Nothwendigste zu richten. Aber es wird mir recht schwer werden; denn ich habe ja Niemand, der ein tröstendes Wort zu mir spricht, mit dem ich mich berathen könnte und wenn ich allein hier sitze, in meiner kleinen, dürftigen Wohnung, wo ich aber mit meiner verewigten Wohlthäterin oft recht glückliche Stunden verlebte, da scheint mir Alles so todt, alle Freude, Glück und Hoffnung für immer erstorben."

„Sie sollen nicht allein an die Zukunft denken, sondern Sie sollen auch Vertrauen zu ihr fassen;" versetzte Pauline sanft, indem sie sich erhob. „Auch ich will für Sie denken und morgen will ich wieder kommen, und wir wollen dann unsere Gedanken gegenseitig austauschen. Ich hoffe Sie dann gefaßter und ruhiger zu finden und wir werden mit einander überlegen, was für Sie zu thun ist? Jetzt leben Sie wohl und sein Sie versichert, daß Sie sich mein ganzes Herz erworben haben."

Hortense wollte die Hand, die sie ihr freundlich bot, an ihre Lippen drücken, aber Pauline duldete es nicht, sie umarmte sie herzlich und hierauf schieden Beide. Tiefbewegt blickte die arme Blumenmacherin der Tochter des Marquis nach und als sie ihren Blicken ganz entschwunden war, trat sie an das Fenster, richtete ihre Augen gen Himmel und rief freudig, die gefalteten Hände empor hebend: „Ich danke Dir, mein Herr

und Gott! Du hast mir einen Engel gesendet, in meiner Leidensnacht!“

V

In der Fabrik des alten Maquet herrschte zwar wieder die gewohnte Thätigkeit, aber unter den Arbeitern gab sich noch immer eine sehr trübe finstere Stimmung kund. Es hatte sich unter ihnen das Gerücht verbreitet, daß der redliche Greis, den sie Alle so hoch verehrt hatten, verurtheilt und als Märtyrer seines politischen Glaubens gefallen sei. Deshalb hatte sich auch ihrer eine tiefe Trauer bemächtigt, welche nicht frei von Erbitterung war, und die nur noch höher gesteigert wurde durch das gleichzeitige Verschwinden der beiden Enkelinnen Maquets, die überall milde und hülfreich, wie die guten Engel des Hauses gewaltet hatten. Auch die Entfernung der beiden Werkmeister Charles Valette und Etienne Lambert wurde schmerzlich empfunden, denn sie hatten die Arbeiter stets als ihre Kameraden betrachtet und waren so brüderlich mit ihnen umgegangen, daß sie sich die Achtung und Liebe Aller erworben hatten. Wohin sie aber mit ihren Bräuten gekommen? das wußte Niemand zu sagen, und selbst Medard beobachtete darüber das strengste Stillschweigen, und ließ von ihrer nächtlichen Wegführung aus der verfallenen Kapelle, welche von allen Arbeitern unbemerkt geblieben war, kein Wort verlauten. Aber freilich hegte man den Verdacht, daß

sie den Gewalthabern in die Hände gefallen, und gleich so vielen andern unglücklichen Opfern zur Deportation verurtheilt worden wären.

Die Oberleitung der ganzen Fabrik, wie des damit verbundenen Handelsgeschäfts hatte indessen Medard übernommen und obgleich man ihn auch, als Verwandten Maquets, und wegen seiner Kenntnisse und seiner Humanität auch wohl schätzte, war er doch nicht im Stande, den Leuten, ihren biedern, alten Großvater, wie sie ihren geliebten Principal nannten, zu ersetzen. Er hatte zwei andere Werkmeister eingesetzt und dazu die beiden tüchtigsten und redlichsten Arbeiter der Fabrik gewählt, und diese Wahl hatte auch eine allgemeine Billigung erhalten. Aber er sah wohl ein, daß er kaum im Stande sein würde, die Oberaufsicht über die ganze Fabrik, und zugleich die bei dem ausgebreiteten Handel mit den fertigen Producten sehr bedeutenden und zeitraubenden Comptoirarbeiten zu versehen. Wenn er auch, wie er dies gegenwärtig that, einen Theil der Nächte opferte, so war er doch nicht im Stande, alle Arbeit zu bewältigen.

Den Brief des alten Maquet, welchen dieser in dem kleinen Wirthshause, kurz vor seiner Flucht an ihn geschrieben, hatte er richtig noch an demselben Tage durch den Todtengräbergehülfen Mathieu erhalten, und sein Inhalt hatte ihm eine große Beruhigung bereitet, wenn er dieselbe auch gegen Jedermann verbergen mußte. Er sah' wohl ein, wie nothwendig es für die Sicherheit der Flüchtigen war, daß er die Miene der tiefsten Trauer annahm und sich stellte, als ob er wirklich an den Tod

seines alten Verwandten glaube; deshalb beobachtete er auch ein finsteres, wehmüthiges Stillschweigen, wie es alle die Andern auch thaten, die ein Mitglied ihrer Familie während des letzten Schreckenstages der Revolution, oder durch Verurtheilung verloren hatten. Denn laute Klagen, oder gar bittere Aeußerungen über die Gewalthaber auszusprechen, hielt man für gefährlich. Es schien auch Niemand zu zweifeln an der Wahrheit seiner Empfindungen; denn man fand sich nur zu geneigt an den Grund derselben zu glauben; da man ja von so vielen, ähnlichen Beispielen hörte.

Eine fernere Sorge aber fand Medard darin, daß der alte Maquet ihn in seinem Briefe zugleich aufgefordert hatte, sich dem Gerichte als nächster Erbe des Verschwundenen vorzustellen, und die Uebergabe von dessen gesammter Hinterlassenschaft, als sein Eigenthum, zu beanspruchen. Er hielt seine Befürchtungen, daß man das Vermögen des Verurtheilten mit Beschlag belegen und zum Besten des Staats administriren lassen würde, nicht für unbegründet, und selbst der geschickte Anwalt des Hauses, den er darüber zu Rathe zog, erklärte sich außer Stand zu sein, ihm eine tröstliche Auskunft zu geben. Er hatte es deshalb auch noch nicht gewagt, entscheidende Schritte in dieser Angelegenheit zu thun und so saß er eines Tages, in tiefes Sinnen verloren, in seinem Comptoir, wo er sich allein befand, als er durch ein leises Klopfen gestört wurde. Er rief herein und war nicht wenig überrascht Helene Sonneur erscheinen zu sehen, und zwar in Trauerkleidung, welche ihre verführerischen Reize nur noch mehr hervorhob.

Er hatte sie, seit jener Nacht, in welcher er sie noch so spät in ihrer Wohnung aufsuchte, nur einige Male flüchtig gesehen; denn die traurige Veränderung, welche im Hause, wie in der Fabrik vorgegangen, hatte alle seine Gedanken in Anspruch genommen und selbst seine heiße Liebe in den Hintergrund seines Herzens verdrängt.

Doch war ihm die Ueberraschung, die er bei ihrem Erscheinen empfand, durchaus nicht unangenehm. Er fühlte sich auf's Neue geblendet durch den Anblick ihrer frischen Schönheit und mit Verwunderung und Theilnahme fragte er: „Aber warum trauern Sie, Helene?"

„Das fragen Sie, der Sie selbst trauern um Ihre Lieben?" entgegnete sie ernst, beinahe feierlich. „Halten Sie mich nicht für fähig, denselben Schmerz zu empfinden, der die Herzen aller Ihrer Arbeiter bewegt, um den Verlust des edeln, biedern Greises, den wir unsern Wohlthäter, unsern Großvater nannten?"

Diese Worte verfehlten auch nicht, eine lebhafte Rührung in Medards Busen zu erwecken, und ihr einen dankbaren Blick zuwerfend, erwiderte er: „Also auch für ihn haben Sie Trauer angelegt? Wieder ein Beweis Ihrer edeln Gesinnung; denn ich glaubte, Sie hätten dem unglücklichen Greise gegrollt?"

„Ich grolle nur den Lebenden, nicht den Todten;" erhielt er zur Antwort; „und dem guten, biedern Maquet habe ich auch so lange er lebte, nie ernstlich böse sein können; denn zu seinem Verfahren gegen meinen Vater mochte er wohl gegründete Ursache haben. Auch seinen Enkelinnen, obgleich sie stets ein Vorurtheil gegen mich

hegten, und mich ihre Mißgunst empfinden ließen, habe ich doch niemals Böses gewünscht und beklage jetzt ihr Unglück aufrichtig. Auch würde ich vor keinem Opfer zurückbeben, wäre es auch noch so schwer, vermöchte ich sie dadurch aus ihrer traurigen Lage zu befreien; denn ich befürchte, sie sind gleich so vielen Andern deportirt worden und sehen unser schönes Vaterland vielleicht nimmer wieder."

Medard war ganz entzückt von ihrer Rede, bat sie Platz zu nehmen, indem er ihr einen Lehnstuhl bot und fragte sie dann: was ihm das Vergnügen ihres Besuchs verschaffe?

„Ich bin gekommen, um Ihnen meinen Beistand anzubieten und Sie aus einer Verlegenheit zu befreien, in der Sie sich, wie ich vermuthe, gegenwärtig befinden;" begann sie wieder. „Entschuldigen Sie mich aber, wenn ich mich zugleich in Ihre Privatverhältnisse eindrängen muß; aber es geschieht ja nur eben aus dem Grunde, um Ihnen zu dienen. Lassen Sie mich gleich zur Sache kommen. Da der Tod Ihres würdigen, alten Verwandten, des Herrn Maquet leider als gewiß anzunehmen ist und vielleicht von der Regierung selbst, sogar bestätigt werden kann; da ferner die Rückkehr seiner beiden Enkelinnen wenigstens bezweifelt werden darf, so scheint mir, daß Sie jetzt als sein nächster Erbe gerechte Ansprüche auf sein gesammtes Vermögen erheben können. Sie bedürfen dabei, um einen günstigen Erfolg herbeizuführen, nur einer gewichtigen Fürsprache, zu welcher ich Ihnen vielleicht verhelfen kann."

„Sie Helene?" fiel ihr Medard mit immer stei=

gender Verwunderung in's Wort. „Wenn Sie das könnten! Das ist ja gerade die schwere Sorge, die mir auf dem Herzen liegt. Doch selbst mein Anwalt wußte mir keinen Weg anzugeben, um unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu einer solchen Fürsprache zu gelangen und ich begreife nicht —"

„Sie werden begreifen —" fuhr das junge Mädchen lächelnd fort — „daß ein schlichter Frauenverstand oft mehr in solchen Fällen auszurichten vermag, als ein hochstudirter Advokat; wenn Sie mich nur weiter anhören wollen. Meine verstorbene Mutter stand vor ihrer Verheirathung als Kammerzofe in Diensten der Madame Demoulin und hatte sich in ihre ganz besondere Gunst zu setzen gewußt, so daß sie ihr auch noch während ihrer Ehe gewogen blieb und Pathenstelle bei mir vertrat. Deshalb hat sie mir auch bis auf die gegenwärtige Zeit Beweise ihres Wohlwollens gegeben, und da Sie doch jetzt der Brodherr meines Vaters sind, so wird sie mir es gewiß nicht verweigern, wenn ich sie bitte, in Ihrer Angelegenheit, ihren ganzen Einfluß, der nicht gering ist, bei ihrem Gatten geltend zu machen. Herr Demoulin ist nämlich Präsident des Gerichtshofes, welcher in Erbschaftssachen endgültig zu entscheiden hat, und wenn er Ihr Gesuch mit günstigen Augen betrachtet, so dürfen Sie sich auch einer Bewilligung desselben, vielleicht schon in kurzer Zeit, versichert halten. Wollen Sie mir also nur gestatten für Sie in der angegebenen Weise handeln und eine Einleitung für Ihre persönlichen Bemühungen in dieser Sache treffen zu dürfen,

so glaube ich Ihnen auch einen günstigen Erfolg versprechen zu können.

Medard zeigte sich hocherfreut über diese vertrauliche Mittheilung und gab nicht allein ohne Bedenken seine Einwilligung dazu, den bezeichneten Weg einzuschlagen; sondern er bat sie sogar darum in der dringendsten Weise.

„Gut;“ sagte sie. „Es freut mich, daß Sie mir Ihr Vertrauen schenken und ich werde es zu rechtfertigen wissen. Noch heute werde ich mich zu meiner Pathe begeben, ihr mein Anliegen vortragen und die nöthige Rücksprache mit ihr nehmen. Jetzt erlauben Sie mir Ihnen meinen Dank auszusprechen, daß Sie meinem Vater die Wiederaufnahme in Ihr Fabrikgeschäft gewährten. Sie haben ihm Arbeit in seine Wohnung gesendet und er hat dieselbe, stets pünktlich — und so viel ich davon zu beurtheilen verstehe — auch fleißig und geschickt zu Ende gebracht.“

„Es freut mich, es Ihnen versichern zu können; versetzte Medard; „daß ich vollkommen zufrieden damit war und die neuangestellten Werkmeister auch ein durchaus günstiges Urtheil darüber abgaben. Aber es thut mir zugleich auch leid, daß ich ihn doch noch eine Zeit lang von den übrigen Arbeitern werde entfernt halten müssen, bis ich ganz versichert bin, daß er keinen Anlaß mehr zu Störungen und Zwistigkeiten giebt.“

„Wollen Sie mich zur Bürgin für ihn annehmen?“ fragte Helene, indem sie ihm die Hand reichte. „Er hat mir versprochen sich ganz ändern zu wollen und hat bis jetzt auch redlich Wort gehalten. Es ist mir ge-

lungen ihn zu überzeugen, daß er sich und mich durch sein ungeregeltes Leben und sein früheres Benehmen nur unglücklich machen würde, und so hat er denn auch jetzt den festen Entschluß gefaßt, seinen unglücklichen Gewohnheiten gänzlich zu entsagen, und sich mäßig, fleißig, freundlich und verträglich gegen Jedermann zu zeigen. Es liegt aber in seinem Charakter, einen Vorsatz, den er mit solcher Energie gleich Anfangs gefaßt, auch durchzuführen, und deshalb baue ich fest darauf, daß er Ihnen nie wieder Anlaß zur Unzufriedenheit geben wird, wenn Sie ihn sobald als möglich aus seiner isolirten Stellung befreien, und ihm Ihr Vertrauen wieder schenken. —"

„O, wie gern möchte ich das; aber Sie sehen selbst ein, daß es nicht ganz in meinem freien Willen steht, sondern daß er sich auch erst mit den andern Arbeitern wieder wird befreunden müssen;" bemerkte Medard.

„Es steht in Ihrem freien Willen;" fiel Helene ein, in einem sehr nachdrücklichen Tone; „wenn Sie nur Ihre Macht gebrauchen wollen. Sind Sie doch jetzt der Chef des ganzen Unternehmens und wie ich sicher hoffe, in wenigen Tagen schon, auch der Eigenthümer desselben, mit allem Grundbesitz. Wer sollte es jetzt wohl wagen, seine Stimme zu erheben gegen Ihren fest ausgesprochenen Willen? Ja, ich darf es wohl behaupten, daß mein Vater sehr gediegene, technische Kenntnisse gerade in Ihrem Fabrikzweige besitzt und vielleicht mehr praktische Erfahrungen darin gemacht hat, als die beiden jungen, übrigens recht braven Leute, die Sie zu Werkmeistern befördert haben. Mein Vater

hat selbst früher in mehreren Fabriken die Stelle eines Werkmeisters versehen, zur größten Zufriedenheit der Unternehmer; aber leider wurde er durch eine langwierige Krankheit, die er sich durch übergroßen Eifer zugezogen, gezwungen, seinen Posten niederzulegen. Wir geriethen dadurch in die bitterste Armuth und als er vollkommen wieder hergestellt war, bot sich ihm keine Gelegenheit eine ähnliche Stellung, wie er sie früher bekleidet hatte, einzunehmen und er sah' sich genöthigt, als einfacher Arbeiter in die Fabrik des Herrn Maquet einzutreten. Dies war es, was seine Stimmung gleich Anfangs verbitterte, so daß er mürrisch und verdrossen, ja trunk- und streitsüchtig wurde. Ich will dies keineswegs entschuldigen, denn es war jedenfalls Unrecht; aber hat man doch täglich Beispiele, daß ein reizbares, gekränktes Ehrgefühl sich gar leicht zu Excessen verleiten läßt. Deshalb wollte ich Sie auch bitten, ihn sobald als möglich aus seiner gegenwärtigen, drückenden Lage zu befreien, und ihm einen Posten anzuweisen, der seinen Ansprüchen mehr zusagt, und in welchem er sich Ihnen auch gewiß weit nützlicher zeigen würde, als jetzt. Versuchen Sie es wenigstens und ich bürge Ihnen für den Erfolg."

Mit immer steigender Verlegenheit hatte ihr Medard zugehört, denn er mußte sich im Stillen bekennen, daß er von dem Vater Helenens eine zu ungünstige Meinung hegte, um ihm so plötzlich sein Vertrauen schenken zu können. Indessen hatte ihn die Liebe zu dem jungen Mädchen so verblendet, daß er ihr die Vertheidigung ihres Vaters nicht allein gar hoch, als

einen edeln Charakterzug anrechnete, sondern auch ihren Worten ein unbedingtes Vertrauen schenkte. Er beschloß daher auch seinen Widerwillen, den er gegen Sonneur hegte, bekämpfen und ihn mit günstigeren Blicken betrachten zu wollen, weshalb er ihr auch nach einer Pause des Nachsinnens die Frage vorlegte: „Aber welche Stellung meinen Sie wohl, die ich ihm anbieten könnte, da doch die Posten der beiden Werkmeister nun einmal besetzt sind?"

Sie näherte ihr schönes Gesicht dem seinigen, und indem sie ihm mit einem ihrer feurigsten Blicke in's Auge schaute, drückte sie seine Hand und sprach in einschmeichelndem Tone: „Es ist nicht allein die Sorge um meinen Vater, sondern auch die Sorge um Sie selbst, die mich veranlaßt hat, Sie mit dieser Bitte zu behelligen. Sie haben die Last des ganzen Geschäfts ganz allein auf sich genommen, und ich fürchte, Sie werden ihrem Gewichte erliegen. Schon die Leitung des eigentlichen Handelsgeschäfts und die Comptoirarbeiten allein, nehmen fast Ihre ganze Zeit in Anspruch und dabei sollen Sie nun auch noch die Oberaufsicht über die Fabrikation führen. Das wird Ihnen auf die Länge der Zeit fast unmöglich werden, und Sie werden sich doch nach einem Beistande umsehen müssen. Wenn Sie nun meinem Vater diese Oberaufsicht übertragen wollten, so bin ich fest überzeugt, daß dieser sich Ihres Vertrauens ganz würdig zeigen und mit einem Eifer für Ihr Geschäft arbeiten würde, als ob es sein eignes wäre. Sie würden ihn dann kennen lernen, als einen ganz Andern und würden sich bald überzeugen,

daß er weit mehr Kenntnisse und Bildung besitzt, als man sonst in der Regel bei einem gewöhnlichen Arbeiter zu finden pflegt, und daß er deshalb auch wohl befähigt ist, eine höhere Stellung zu bekleiden."

Medard konnte sich eines leisen Schreckens nicht erwehren, als er diesen Vorschlag vernahm, der ihm im ersten Augenblicke kaum ausführbar erschien und in welchen er in der That wenig geneigt war sogleich einzugehen. Doch wagte er es nicht ihr einen offenen Widerstand entgegen zu setzen, denn es erschien ihm undankbar, sie in demselben Momente, wo sie sich erboten hatte ihm einen so wichtigen Dienst in seiner Erbschaftsangelegenheit zu leisten, durch eine entschiedene, abschlägliche Antwort in Betreff ihres Vaters zu kränken. Er entließ sie deshalb auch in der freundlichsten Weise, indem er ihr die Versicherung gab, daß er ihren Antrag prüfen und ihr schon in wenigen Tagen seine Ansicht und Entscheidung darüber mittheilen werde.

Sobald er sich ganz allein befand, versank er zuerst in ein stilles Entzücken; denn er hatte ihr ganzes Benehmen ungemein liebenswürdig gefunden. Die Theilnahme, die sie ihm selbst bezeigte und das Mitgefühl, welches sie seinen unglücklichen Verwandten widmete, rührte ihn eben so sehr, als die kindliche Liebe, mit welcher sie ihren Vater zu vertheidigen und aus seiner Versunkenheit wieder zu erheben suchte. Und warum sollte sich ein Mensch nicht bessern können, wenn es nur sein ernster Wille ist? sprach er zu sich selbst. Es wäre ja ungerecht und grausam ihm alle Fähigkeiten zur Besserung absprechen und ihn zu den Verlorenen werfen

zu wollen Wie mancher brave Mann ist durch Verarmung und andere Unglücksfälle zu der unseligen Trunksucht verleitet und in seinem ganzen Wesen verbittert worden, und wurde gänzlich geheilt und der Gesellschaft als ein nützliches und tüchtiges Mitglied zurückgegeben, nachdem er Freunde gefunden, die ihm Vertrauen schenkten und ihn wieder emporrichteten. Wie könnte ich nun Helenen wohl besser danken, für ihre so warme Theilnahme, die sie meinen Angelegenheiten widmet, als wenn ich mich dafür ihres Vaters annähme, ihn dabei aus seiner niedern Stellung erhöbe und mit einem Posten betraute, durch den ich ihn mir nähern könnte. Eine solche Annäherung und Erhebung wäre aber schon deshalb nothwendig, weil es mir eine Werbung um seiner Tochter Hand nur erleichtern würde, und ich traue ihr ein so wahres, kindliches Gefühl zu, daß sie mich lieben würde, schon um der Fürsorge willen, die ich ihrem armen Vater erwiese.

So suchte er sich nach und nach mit dem Gedanken vertraut zu machen, in ihren Vorschlag einzuwilligen; den er vielleicht noch vor wenigen Tagen, trotz seiner Liebe zu Helenen, unbedingt verworfen haben würde. Er erblickte freilich auch jetzt noch manche bedeutende Hindernisse und verhehlte es sich nicht, daß eine solche Erhebung des verachteten und gehaßten Mannes einen wahren Sturm des Mißfallens unter seinen Arbeitern erregen werde, aber zugleich erhob sich auch sein Stolz in ihm und flüsterte ihm zu: daß er gerade jetzt, als alleiniger Chef der Fabrik seinen Arbeitern zeigen müsse, daß er seinen Willen durchzusetzen wisse und eine Oppo-

sition seiner Arbeiter durchaus nicht fürchte. Daß aber Helene aus eigennützigen Beweggründen handeln, und einen schlau angelegten Plan verfolgen könne, der ihn gänzlich zu ihrem Sclaven machen solle, kam ihm gar nicht einmal in den Sinn.

Schon am andern Tage wiederholte Helene ihren Besuch und zwar in der freudigsten Stimmung. Sie brachte sehr günstige Nachrichten mit, denn ihre Pathe hatte, wie sie sagte, es ohne das geringste Widerstreben übernommen, ihren Gatten, den Gerichts-Präsidenten Demoulin, zu einem Urtheile in seiner Erbschaftsangelegenheit zu bewegen, welches alle seine Wünsche erfüllen sollte, und zugleich versprochen, daß er binnen drei Tagen bestimmten Bescheid erhalten solle, wenn es Zeit sei mit seinem Gesuch hervorzutreten.

Dieser Bescheid erfolgte auch wirklich schon am zweiten Tage wieder durch Helenen, und es wurde ihm zugleich von ihr angedeutet, daß er sich am nächsten Morgen mit allen nothwendigen Legitimationspapieren bei dem Präsidenten einfinden sollte. Von ihrem Vater hatte sie während dieser Zeit kein Wort mehrgesprochen, und auch Medard hatte es vermieden sein Gespräch auf ihn zu leiten, obgleich er bereits ziemlich fest entschlossen war, sie durch seine Einwilligung in ihren Vorschlag zu überraschen.

Zu der bestimmten Stunde begab er sich am nächsten Morgen in das Haus Demoulins und wurde, sobald er seinen Namen genannt hatte, auch sogleich vorgelassen.

Der Präsident war ein sehr feiner Mann, der wohl

mehr als vierzig Jahre zählen mochte, sich aber noch in seiner besten Kraft befand. Die ihn näher kannten, wollten an ihm noch eine leidenschaftliche Vorliebe für das schöne Geschlecht bemerkt haben, die auch in den Zügen seines Gesichts, wie in seinen feurigen Blicken, deutlich genug ausgeprägt war. Medard wußte jedoch nichts davon, wagte es auch nicht, in den Zügen des Mannes, der sein Schicksal in Händen hatte, Nachforschungen nach seinem Charakter anzustellen. Es war ihm nur bekannt, daß Jener einer der eifrigsten Anhänger der jetzt herrschenden Parthei, und deshalb auch mit Leib und Seele ein treuer Bonapartist war. Helene hatte ihn besonders darauf aufmerksam gemacht, und ihm angerathen, seine politische Meinung gänzlich zu verhehlen, weil ihm sonst der erwartete Erfolg leicht verloren gehen könne. Medard war auch klug genug diesen Rath wohl zu beherzigen, und obgleich er ein entschiedener Republikaner war, entschloß er sich doch, wenigstens für kurze Zeit eine Maske vorzunehmen.

Demoulin empfing ihn noch weit freundlicher, als er gehofft, und ging auch gleich, nachdem er sein Anliegen vorgetragen, an die Prüfung seiner Papiere. Er fand sie auch ganz in Ordnung und befragte ihn dann nach dem vollen Namen des Verwandten, den er zu beerben beanspruche, und der ihm vorangehenden noch lebenden Erben.

Medard gab ihm die gewünschte Auskunft, und der Präsident sah' hierauf einige Listen nach, welche die Namen sämmtlicher nach der Revolution Verurtheilten und die Art ihrer Bestrafung enthielten. „Ja, ja, es

trifft zu;“ murmelte er dann leise vor sich hin. „Maquet ist zum Tode verurtheilt und das Urtheil auch an ihm vollzogen worden. Seine beiden Enkelinnen Anna und Marie aber, sollten nach Algier deportirt werden, haben sich aber dieser Bestrafung durch die Flucht aus dem Hospitale, in welchem sie bis zu ihrer Transportirung detinirt waren, zu entziehen gewußt. Dies allein schon macht den Fall vollkommen klar; denn durch diese Flucht haben sie eine Rückkehr in ihr Vaterland für immer verscherzt und sich ihres Erbrechts auf die Hinterlassenschaft ihres Großvaters gänzlich beraubt. Da Sie ihnen nun aber, wie ich aus Ihren Papieren ersehe, in der Erbfolge am nächsten stehen, so wird es wohl keine Schwierigkeiten haben Ihren Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Die Regierung hätte allerdings ein Recht eine Confiscation zu verfügen, über alle hinterlassene Güter der Verurtheilten, ja dieselben wohl gar dem Staate anheimfallen zu lassen. Aber sie will großmüthig sein, und die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen leiden lassen. Deshalb sollen auch allen Denjenigen, welche sich nicht selbst an dem bewaffneten Widerstande betheiligt, und die sich unbedingt dem gegenwärtigen Regime unterwerfen, durchaus keine Hindernisse in den Weg gelegt werden, die Hinterlassenschaften ihrer verurtheilten Anverwandten in Besitz zu nehmen.“

Er warf dabei einen fragenden Blick auf Medard und dieser betheuerte, was er auch wirklich mit gutem Gewissen zu thun vermochte, daß er während des dreitägigen Kampfes das Haus seines alten Verwandten nicht verlassen, auch nicht daran gedacht habe, bewaff-

neten Widerstand zu leisten, was ihm auch der Präsident um so mehr glaubte, nachdem er einen Blick an seiner verwachsenen Figur, die sich keineswegs zum Kampfe zu eignen schien, hatte vorüberstreifen lassen. Auch war der kleine Mann klug genug, die Versicherung auszusprechen, daß er sich unbedingt der gegenwärtigen Herrschaft unterwerfen und sich stets als loyaler Bürger zeigen werde.

„Das ist gut!“ versetzte der Präsident mit sichtbarer Zufriedenheit und fuhr nach kurzem Nachsinnen fort: „Sie haben ein bedeutendes Fabrikgeschäft und beschäftigen wahrscheinlich viele Arbeiter?“

„Mehrere Hunderte, Herr Präsident!“

„Dann muß um so mehr darauf Rücksicht genommen werden, daß das ganze Geschäft in Ihren Händen bleibt. Sie waren ja wohl schon unter Ihrem Verwandten mit der Leitung desselben betraut?“

„Wenigstens mit dem kaufmännischen Theile des Geschäfts, denn der Einkauf der Rohstoffe, und der Verkauf unserer Fabrikprodukte, wurden größtentheils von mir allein besorgt, und auch die Buchführung darüber lag in meinen Händen, während sich Herr Maquet die Oberaufsicht über die Fabrikation selbst vorbehalten hatte. Jetzt freilich sehe ich mich genöthigt beide Zweige des Geschäfts zu verwalten.“

„Das wird Ihnen aber sehr schwer werden, und es gelingt selten zwei Aemter mit gleichem Fleiße und gleicher Pünktlichkeit zu verwalten, und ich möchte Ihnen wohl rathen, sich nach einem tüchtigen Beistande umzusehen. Auch kann ich nicht umhin Sie darauf auf-

merksam zu machen, daß Sie wohl thun würden, unter Ihren Arbeitern eine sorgfältige Auswahl zu treffen und Diejenigen lieber ganz auszuscheiden, die an dem unseligen Kampfe gegen die Regierung Theil genommen, und an ihren radicalen, republikanischen Ideen festhalten. Solche große Fabriken sind in der Regel die Feuerheerde, wo die Revolutionen vorbereitet und entzündet werden. Die Regierung wird deshalb auch ein ganz besonderes Augenmerk auf sie richten müssen, und sollten neue Unruhen vorfallen, an welchen Ihre Leute sich betheiligen, dann könnte leicht auch Ihnen ein Theil der Schuld zugeschoben werden. Ich kann es deshalb auch nicht unterlassen, Ihnen den freundlichen Wink zu geben, daß es ganz in Ihrem Interesse liegt, die Beamtenposten in Ihrer Fabrik, z. B. die Stelle des Oberaufsehers oder Inspectors, so wie der Werkmeister, nur solchen Männern anzuvertrauen, von welchen Sie sich versichert halten können, daß sie den jetzigen Machthabern treu ergeben sind."

Da Medard die politischen Gesinnungen des Präsidenten kannte, so glaubte er diese Bemerkungen seiner eigenen Eingebung zuschreiben zu müssen und nicht der geringste Verdacht regte sich in ihm, daß er dazu von irgend Jemand veranlaßt worden sein könnte. Obgleich er nun aber selbst seinem politischen Glauben, der ganz für eine republikanische Verfassung stimmte, keineswegs zu entsagen Willens war, so hielt er es doch jetzt den Umständen für angemessen, eine Maske vorzunehmen und sich wenigstens scheinbar der herrschenden Gewalt zu fügen. Denn er hielt sich fest überzeugt, daß er

nicht in den Besitz der Hinterlassenschaft Maquets gelangen werde, wenn er der Regierung ein offenes Widerstreben zeige, und daß er dann auch alle Mittel verlieren werde, seinen unglücklichen, flüchtigen Verwandten den nothwendigen Beistand zu leisten. Deshalb gab er auch seine Bereitwilligkeit zu erkennen, den ihm ertheilten Rath beherzigen zu wollen, und empfahl sich mit dem wärmsten Danke für den wohlwollenden Empfang, nachdem er seine Papiere zurückgelassen hatte.

Kaum waren acht Tage verflossen, so erhielt er ein Decret, in welchem ihm die ungehinderte Besitznahme der gesammten Hinterlassenschaft des alten Maquet zugesprochen und er durch gerichtlichen Spruch als Universalerbe des bedeutenden Vermögens anerkannt wurde. Selbst sein Anwalt war erstaunt, als er ihm Mittheilung davon machte und konnte sich der Bemerkung nicht enthalten: daß er diese rasche und über alle Erwartung günstige Entscheidung nur einem ganz besondern, mächtigen Einflusse zu verdanken haben müsse. Medard fand sich aber keineswegs geneigt ihm Aufklärung darüber zu geben, daß er nur durch Frauengunst so schnell zum Ziele gelangt sei, denn er hielt sich selbst fest überzeugt, daß er den glücklichen Erfolg nur allein der Fürsprache Helenens und ihrer Pathe zu danken habe.

Unter seinen Arbeitern hatte indessen die düstre Stimmung nicht allein fortgedauert, sondern sie hatte sich sogar noch gesteigert. Es war nicht unbemerkt geblieben, daß Medard die Wohnung des gewissermaßen ausgestoßenen Arbeiters Sonneur sehr häufig besuchte und dort lange Unterredungen mit ihm und seiner Toch-

ter hielt, von der man wußte, daß sie schon längst ihre Netze nach ihm ausgeworfen hatte. Es hatte schon allgemeine Mißbilligung in den Werkstätten erregt, daß der verhaßte Sonneur überhaupt in der Fabrik behalten worden war; aber der Unmuth darüber stieg nur noch höher, als als man sich überzeugte, daß sich zwischen dem Chef des Geschäftes und dem Arbeiter und seiner Tochter, ein sehr vertrauliches Verhältniß gebildet hatte, von welchem man besorgte, daß es zu einer noch näheren Verbindung führen würde. Dabei aber sah man voraus, daß die schöne, hochmüthige Helene, als Medards Gattin, sich weniger der Haushaltung widmen, als mit ihrem Vater einen mächtigen Einfluß auf das Geschäft selbst zu gewinnen suchen würde, und es gab mehrere unter den Arbeitern, welche offen erklärten: sie würden lieber die Fabrik verlassen, als sich einem solchen Einflusse beugen.

Sie hatten sich auch in ihren Befürchtungen nicht getäuscht; denn an demselben Tage, an welchem er das Decret erhalten hatte, ließ er sämmtliche Arbeiter in einem großen Werksaale zusammen kommen, und theilte ihnen mit, daß ihm das Erbe des Großvaters Maquet gerichtlich zugesprochen sei, und daß er dadurch alleiniger Besitzer der ganzen Fabrik geworden. Zugleich erklärte er, daß er sich mit Helene so eben verlobt, und ihren Vater Sonneur zum Oberaufseher über die Fabrik eingesetzt habe.

Schon der erste Theil seiner Mittheilung wurde mit finsterm Stillschweigen aufgenommen; denn man vermochte sich des Verdachtes nicht zu erwehren, daß er

eine so schnelle und günstige Entscheidung des Gerichts sich nur durch eine Verleugnung seines politischen Glaubens und durch einen Uebergang zur Parthei der Machthaber erkauft haben könne. Der letzte Theil seiner Erklärung aber erregte ein heftiges Murren, an welchem über die Hälfte der Versammelten Theil nahm.

Medard aber, der wahrscheinlich von seiner Braut zum Widerstande gegen jede Opposition aufgestachelt worden war, nahm eine Miene der Entrüstung an, und während er seine kleine Gestalt so hoch auszudehnen suchte, als es ihm nur irgend möglich war, stemmte er den linken Arm in die Seite und indem er die rechte Hand gebieterisch empor hob, rief er in zürnendem Tone: „Ruhe! Wer wagt es zu murren? Ich will Euch zeigen, daß ich jetzt hier der Herr bin, und daß ich meinen Willen durchzusetzen wissen werde. Ich leide es nicht, daß irgend Einer sich eine Einrede erlaubt in meine Einrichtungen, die ich immer treffen werde nach meinem besten Ermessen. Sonneur ist ein Mann von schätzenswerthen Kenntnissen — —"

„Ein Bonapartist! Ein Bonapartist!" unterbrachen ihn laute, drohende Stimmen.

„Und wenn er es ist?" rief Medard drohend dazwischen. „Müssen wir uns nicht Alle fügen in das Unvermeidliche? Wer nicht unter einem Bonapartisten in der Fabrik bleiben will, der mag es sagen, der Austritt steht ihm frei. Es wird mir leid thun auch nur einen Einzigen von Euch zu verlieren, denn Ihr seid Alle wackere Arbeiter. Aber ich kann's nicht ändern, ich selbst muß mich fügen, also müßt Ihr es auch."

Nach kurzer Berathung traten mehr als funfzig Arbeiter, mit den beiden erst kürzlich eingesetzten Werkmeistern an der Spitze, hervor, und verlangten stürmisch ihre Ablohnung und Entlassung. Es waren lauter junge, kräftige Leute, die noch immer mit wahrer Begeisterung an der Republik hingen, und bereit waren, lieber ihr Brot aufzugeben, als ihrem politischen Glauben untreu zu werden, oder ihn auch nur scheinbar zu verleugnen. Medard stutzte; denn er verlor diese braven Bursche sehr ungern und es that ihm weh, daß er ihnen nicht sagen durfte, wie sehr er selbst ihre Gesinnungen ehrte und theilte. Aber er wußte auch, daß nicht allein seine ganze Existenz, sondern auch das gesammte Vermögen, welches er nicht allein sich selbst, sondern auch den Seinigen erhalten mußte, auf dem Spiele stehe. Auch erinnerte er sich, daß er Helenen sein Wort verpfändet, sich unbeugsam zu zeigen, und so gab er denn, auf die Gefahr hin, durch die Verminderung der Arbeitskräfte eine bedeutende Stockung in seinem Geschäfte eintreten zu sehen, wenn auch mit schwerem Herzen, seine Einwilligung, die wackern Leute zu entlassen.

Die übrige, bedeutende Mehrzahl bestand aus schon bejahrten, größtentheils verheiratheten Männern, welche schon um ihrer Familie willen ihr Brot zu erhalten suchen mußten. Auch war unter ihnen schon eine Reaction eingetreten. Die Machtentfaltung der siegreichen Parthei hatte sie eingeschüchtert, und ihr kälterer Verstand hatte ihre politische Begeisterung für die Republik, deren Untergang sie klar vor Augen sahen, in den Hinter-

grund gedrängt. Sie beschlossen also auch im Stillen, gleich ihrem neuen Chef, sich in das Unvermeidliche zu fügen, wenn sie auch der Gedanke, den verhaßten Sonneur als ihren Vorgesetzten betrachten zu müssen, mit Mißmuth erfüllte.

Helene und ihr Vater hatten der Versammlung nicht beigewohnt; aber in einem Nebenzimmer verborgen, die ganze Verhandlung mit angehört. Als nun Medard wieder mit ihnen zusammentraf, ertheilten ihm Beide die schmeichelhaftesten Lobsprüche über seine feste Haltung, und seine Braut bot ihm jetzt freiwillig den ersten Kuß, was ihn in ein unbeschreibliches Entzücken versetzte.

Sonneur war ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, aber noch sehr rüstig, obgleich sein Haar schon ergraut war. Sein Gesicht war tief gefurcht, und trug die Spuren überstandener Leiden, aber auch heftiger Leidenschaften, während sein listiger Blick und einige feine Züge um den Mund eine gewisse Schlauheit verriethen, welche auch seine Tochter von ihm geerbt zu haben schien. In der That schien er jetzt seine Neigung zum Trunke gänzlich abgelegt zu haben, und zeigte auch wirklich einen Bildungsgrad, der ihn über seinen Stand erhob. Zugleich verdienten seine nicht gewöhnlichen technischen Kenntnisse und seine praktische Fertigkeit in der Zubereitung des Leders und der Lederwaaren Anerkennung. Medard glaubte dadurch auch seine Erhebung auf den ihm anvertrauten Posten rechtfertigen zu können, und um ihn noch mehr in der Achtung seiner Arbeiter zu heben, begegnete er ihm

selbst in ihrer Gegenwart stets in der achtungsvollsten Weise und räumte ihm dieselbe Wohnung in seinem Hause ein, welche der alte Maquet mit seinen Töchtern inne gehabt hatte. So gestaltete sich zwischen ihnen ein mit jedem Tage traulicheres Verhältniß, und Sonneur war klug genug gegen Medard stets eine gewisse Untergebenheit zu zeigen und ihn bei allen wichtigen Schritten, zu welchen ihn sein Posten veranlaßte, um seine Meinung und Einwilligung zu befragen. Auch Helene, welche jetzt schon die Leitung des Haushaltes übernahm, obgleich sie wenig davon verstand, und wenig Lust dazu zu haben schien, zeigte bei jeder Gelegenheit, daß sie nur die Wünsche ihres Bräutigams berücksichtige, und dieser träumte sich bereits die glücklichste Zukunft. Seine Verheirathung glaubte er jedoch noch für eine entferntere Zeit hinausschieben zu müssen, theils weil er durch die Uebernahme der Fabrik und des gesammten Erbes allzusehr mit Geschäften überhäuft war, die alle seine Gedanken in Anspruch nahmen, theils weil er auch die allgemeine Meinung, daß der alte Maquet wirklich todt sei, durch die übliche Trauerzeit aufrecht erhalten wollte, während welcher eine Hochzeitsfeier, gewiß von vielen Seiten Mißbilligung gefunden haben würde.

Indessen fühlte er sich ganz glücklich in der Ueberzeugung, daß das Ziel seines Strebens, welches er früher fast für unerreichbar gehalten, ihm jetzt nicht allein gesichert war, sondern auch nahe genug vor ihm lag. An Helenens wahrer Liebe zu zweifeln kam ihm gar nicht in den Sinn; denn ihre beinahe strenge Zurückhaltung, die sie jedoch in einer keineswegs verletzenden

Weise aufrecht erhielt, glaubte er nur als einen Beweis ihrer Unschuld und ihrer edeln Gesinnungen betrachten und hochschätzen zu müssen. Ihr Vater aber suchte das ihm bewiesene Vertrauen dadurch zu rechtfertigen, daß er den ihm übertragenen Posten mit rastlosem Eifer verwaltete. Für die entlassenen Arbeiter gelang es ihm in wenigen Tagen Andere herbeizuschaffen, deren politische Gesinnungen theils weit gemäßigter, theils entschieden bonapartistisch waren und die sich ohne alle Weigerung seiner Leitung unterwarfen. Auch gelang es ihm einige technische Verbesserungen bei der Fabrikation einzuführen, die sich bald bewährten, und da sie den Arbeitern auch zugleich eine gewisse Erleichterung verschafften, so begannen diese auch schon den Erfinder mit günstigeren Blicken zu betrachten, und sich williger in seine Oberaufsicht zu fügen; um so mehr, da er es geflissentlich vermied, in seinen Gesprächen mit den Leuten seine politischen Ansichten geltend zu machen, oder irgend Jemand zu seinem Glauben bekehren zu wollen.

Die einzige Beunruhigung die Medard empfand, in seinen neuen Verhältnissen, die sich für ihn so glücklich gestaltet hatten, entsproßte nur aus der Ungewißheit über das Schicksal seiner Angehörigen, die er jedoch, sowohl Helenen als ihrem Vater, streng zu verbergen wußte. Seit dem Briefe, welchen er von Maquet erhalten, war ihm auch nicht die geringste Nachricht über die Seinigen wieder zugekommen. In jenem Schreiben aber war der unglückliche Greis nicht im Stande gewesen, ihm auch nur die leiseste Andeutung zu geben, wohin sein Schicksal ihn auf seiner ferneren Flucht mit

seinen Enkelinnen führen werde, und so konnte er es sich auch allerdings nicht verhehlen, wie es leicht möglich sei, daß sie den, von allen Seiten sie umringenden, Gefahren würden erliegen müssen.

Doch bald sollte auch noch eine zweite Besorgniß in ihm erwachen. Wenn er sich auch nie bei einem offenen Kampfe für die Republik betheiligt, so hatte er sich doch dem Geheimbunde der „Marianne" mit dem lebhaftesten Eifer angeschlossen, und war zu den treuesten und thätigsten Mitgliedern gezählt worden. Jetzt aber mußte er bemerken, daß seine Bundesfreunde ihm mit der auffallendsten Kälte begegneten, so oft sie mit ihm zusammen trafen; ja mehrere derselben ihn nicht einmal mehr eines Grußes würdigten.

Seine Besorgniß aber stieg noch höher, als er eine geheime Aufforderung erhielt, vor den Unsichtbaren des Bundes zu erscheinen, und mit zagendem Herzen begab er sich, noch an demselben Abende, nach jener kleinen, engen Gasse, wo er vor dem unansehnlichen, finstern Hause, durch die ihm bekannten, geheimnißvollen Zeichen Einlaß begehrte und auch fand. Wie gewöhnlich sah er, als er auf der wieder verschlossenen Hausthür im Dunkeln stand, keinen Menschen und die wandelnde Leuchtkugel führte ihn wieder über die mittelste Treppe hinauf, bis nach dem Löwengemache. Auch dort fand er Einlaß, nachdem er alle Ceremonieen beobachtet hatte, und rief mit einer etwas zitternden Stimme in den Löwenrachen hinein: „Unsichtbarer! Höre mich!"

Wie Donnerrollen folgte auch sogleich darauf die

Antwort: „Ich will Dich fragen. Aber gieb mir Wahrheit! Bei Deinem Leben!"

Medard wußte, daß er sich ganz in der Gewalt der Unsichtbaren befand; denn sobald er nur den Fuß in dieses Haus gesetzt hatte, konnten sie ihn auch spurlos verschwinden lassen. Er suchte daher, so viel als möglich Fassung zu gewinnen, und rief in einem weniger bewegten Tone in den Löwenrachen hinein: „Ich will Dir Wahrheit geben! Frage!"

Die Stimme richtete hierauf einige kurze Fragen an ihn über die Art und Weise, durch welche er so schnell in den Besitz der Erbschaft seines alten Anverwandten gelangt sei?

Er antwortete auch so ziemlich der Wahrheit gemäß und verhehlte es sogar keineswegs, daß er sich des Beistandes Helenens bedient, welche durch ihre Pathe, die Gattin des Gerichtspräsidenten, für ihn gewirkt habe.

„Liebst Du das Mädchen?" fragte die Stimme wieder.

„Ich liebe sie und gedenke mich mit ihr zu verheirathen;" entgegnete er offen.

„Wird aber Dein Verwandter Maquet diese Ehe billigen?" tönte es wieder aus dem Löwenrachen hervor. „Denn wir wissen, daß er lebt; daß er durch die starke Hand des Bundes vom Tode errettet wurde, und daß Du Dich nur als den Verwalter seines Vermögens betrachten darfst, wenn das Gericht auch Dich allein zum Erben eingesetzt hat."

Diese Worte kamen Medard nicht unerwartet; denn er hatte gar nicht daran gezweifelt, daß die Seinigen

nur durch die mächtige Hülfe des Bundes gerettet worden waren. Er betheuerte deshalb auch, daß er seine Stellung richtig erkannt und sich keineswegs für den Besitzer der großen Hinterlassenschaft halte; sondern nur dahin streben werde, das schon vorhandene, so wie das noch zu erwerbende Vermögen treu und redlich für die unglücklichen Flüchtlinge zu verwalten. Um dies aber zu können und zu verhindern, daß es nicht in die Hände der Regierung falle, habe er sich selbst erst in den Besitz desselben setzen müssen, wozu er sich allerdings einiger Mittel bedient, die den Schein auf ihn werfen könnten, als sei er seinem politischen Glauben untreu geworden, was aber durchaus nicht der Fall sei.

„Nimm Dich in Acht, daß Du nicht weiter geh'st!" donnerte die Löwenstimme. „Hüte Dich, daß Du Dich nicht tiefer in die Netze Sonneurs und seiner Tochter verstrickst! Was Du gethan hast, können wir nicht billigen, aber noch wollen wir auch nicht darüber richten. Bedenke aber wohl, daß wir jeden Deiner Schritte überwachen und daß wir jeden Gedanken errathen, der in Deiner Seele aufwacht, um Dich zum Verräther an uns zu machen. Dann wehe Dir! Dreimal Wehe! Denn Du würdest dann den Freirichtern zum Opfer fallen. Ich hab's gesagt! Geh'!"

Medard schauderte unwillkürlich zusammen, als ob ein Fieberfrost ihn geschüttelt hätte, sobald er diese Drohung vernahm.

Die Freirichter bildeten einen eignen Bund und waren gefürchtet von allen Mitgliedern der „Marianne." Man wußte nur, daß sie aus einer Anzahl der ver-

wegensten Männer bestanden, die Gericht hielten über Leben und Tod, gleich dem heimlichen Gerichte der heiligen Vehme im grauen Alterthume. Besonders waren es die Ueberläufer von der republikanischen zur monarchischen Parthei und die Verräther an der „Marianne,“ die sie mit der grausamsten Strenge verfolgten, und wenn ihnen ihre Schuld erwiesen schien, fast immer mit dem Tode bestraften, den sie auf verschiedene Weise sicher über sie zu verhängen wußten. So waren solche Opfer theils spurlos verschwunden, theils im nächtlichen Dunkel auf offener Straße erdolcht oder erschlagen worden; oder man hatte sie im Seinestrom ertränkt, oder an irgend einem Baume, ja selbst in ihren eignen Häusern aufgehängt gefunden; weshalb auch Manchem noch die Schmach des Selbstmordes in's Grab folgte. Man wußte keinen einzigen Namen dieser gefürchteten Freirichter zu nennen; Niemand kannte sie, Niemand hatte sie gesehen, Niemand wußte wo sie ihr schreckliches Gericht hielten. Aber gerade der Schleier des Geheimnisses, mit dem sie sich umgaben, vergrößerte die Furcht nur noch mehr vor ihren Urtheilssprüchen.

Es war deshalb auch natürlich, daß Medard schon bei Nennung dieser Freirichter erbebte und seine Schritte wankten beinahe, als er sich dem Löwenrachen nochmals näherte und mit bewegter Stimme hinabrief: man möge ihm doch Vertrauen schenken; denn er werde dem Eide, den er dem Bunde geleistet habe, niemalsuntreu werden.

Es folgte jedoch nur die kurze, gebieterische Antwort: „Geh!“

Dies galt ihm als Zeichen, daß man sich in kein

Gespräch weiter mit ihm einlassen wollte, und er entfernte sich deshalb aus dem Gemache und verließ das Haus in der gewöhnlichen Weise, ohne einen Menschen gesehen zu haben. In finstre Gedanken verloren schritt er die öde Straße hinab, und vermochte sich einer qualvollen Besorgniß für seine Zukunft nicht zu erwehren. Er mußte sich eingestehen, daß der Schein, als sei er der republikanischen Parthei untreu geworden und habe sich der Regierung zugewendet, allerdings schon laut genug gegen ihn sprach. Er konnte es auch nicht leugnen, daß er dem Bonapartisten Sonneur, sowie dessen Tochter, schon eine große Gewalt über sich und sein ganzes Geschäft eingeräumt, obgleich Beide stets die Miene annahmen, als ob sie sich seiner Oberherrschaft beugten und sich keinen Schritt erlaubten, ohne seine Einwilligung. Allein er fühlte auch, daß er zu schwach sein werde, Helenens Liebreize zu widerstehen, wenn sie erst ganz die Seinige geworden, und er wäre gern zufrieden damit gewesen, hätte er nur ein Sclave ihrer Wünsche sein dürfen. Doch wie sollte er dies in Uebereinstimmung bringen mit den schweren Pflichten, die er jetzt übernommen hatte. Er wußte, wie sehr seine Braut den Glanz des Reichthums liebte und er durfte mit Sicherheit darauf zählen, daß sie als seine Gattin würde ein großes Haus machen und auf vornehmem Fuße leben wollen. Wie sollte er es aber verantworten, wenn sie dann vielleicht große Summen vergeudete, die das Eigenthum seiner Verwandten waren und deren Verwaltung er nur übernommen? Wie sollte er ausweichen, wenn ihr Vater, bei Vollziehung des Ehe-

contractes einen Theil des Vermögens als Wittwengut für seine Tochter beanspruchte, im Falle Medard kinderlos sterben sollte, oder wenn sie das ganze Vermögen für sich und ihre Kinder in Anspruch nahm, wenn ihre Ehe mit Nachkommen gesegnet würde? Mußten ihr die Gerichte nicht darin beistehen und war dann nicht Alles für die Seinigen verloren?

Mit Entsetzen erkannte er jetzt erst, wie sehr er sich durch seine Verlobung übereilt hatte, und in welche schrecklichen Versuchungen und Verlegenheiten ihn seine Ehe stürzen mußte. Aber die Flamme der Leidenschaft, die in seinem Herzen brannte, war unverlöschlich, und er hielt es für ganz unmöglich jetzt noch zurückzutreten. Hatte er es ihr doch allein zu danken, daß er in den Besitz des Vermögens gelangt war, und sollte er, nachdem er dies Ziel erreicht hatte, so undankbar handeln, sich von ihr zurückzuziehen? Nein; dies erschien ihm als ein schändlicher Verrath an ihrer Liebe, an der er nicht zu zweifeln vermochte.

Zu allen diesen Beunruhigungen kam nun aber auch noch die Furcht vor den Freirichtern und er suchte sich wenigstens vorläufig damit zu trösten, daß er noch keine Warnung empfangen habe; denn sie verfehlten nie, ihren Opfern, ehe sie ein Urtheil an ihnen vollstreckten, eine dreimalige Warnung insgeheim zugehen zu lassen, um ihnen Zeit zu gewähren, vom Pfade des Verrathes zurückzuweichen, oder etwaige verdächtige Schritte zu rechtfertigen.

So war er, mit seinen düstern Gedanken beschäftigt, mehrere Straßen durchwandert, ohne auf den Weg

zu achten, welchen er genommen hatte. Um nach seinem Hause zu gelangen, mußte er jetzt eine menschenleere und ziemlich dunkle Allee durchschreiten, und er beschleunigte seine Schritte; denn es beschlich ihn ein unheimliches Gefühl. Kaum aber hatte er die Hälfte der Allee zurückgelegt, so hörte er plötzlich seinen Namen rufen, mit dumpfer Stimme.

Erschrocken stand er still, hielt den Athem an und fragte in einem Tone, welcher schwere Beklommenheit verrieth: „Wer ruft mich!"

Etwas leiser, aber doch so deutlich, daß er jede Sylbe vernahm, antwortete dieselbe Stimme: „Medard Gigant! Im Namen der Freirichter warne ich Dich zum ersten Male! Hüte Dich!"

Als ob ein Blitzstrahl vor ihm niedergeschlagen wäre, fühlte er sich von Entsetzen ergriffen. Er taumelte zurück und mußte sich an einen Baumstamm anlehnen, um nicht nieder zu sinken. Er hatte keinen Menschen gesehen, und als er wieder etwas Fassung gewonnen und um sich blickte, bemerkte er in geraumer Entfernung eine dunkle Gestalt, welche wie ein Schatten dahin schlüpfte und dann plötzlich verschwand.

Es dauerte noch mehrere Minuten lang, ehe er im Stande war, den Ort zu verlassen, und seine Kniee zitterten noch lange, als er weiter ging. Immer mehr aber beschleunigte er seine Schritte, als ob er verfolgt würde, und erst als er die Allee ganz zurückgelegt hatte und wieder in eine belebtere Gegend gelangte, wo mehrere Menschen an ihm vorüber gingen, schöpfte er freier Athem und begann langsamer zu gehen.

Das Gefürchtete war also geschehen! Die Freirichter hatten ihn gewarnt und er wußte, daß sein Leben von diesem Augenblicke an in Gefahr schwebte, und daß es für ihn fast keinen Ort mehr gab in ganz Paris, wo er sich hätte dem Racheurtheile der schrecklichen Richter entziehen können. Aber je mehr er sich wieder von Menschen umgeben sah, desto mehr fühlte er auch nach und nach seinen Muth zurückkehren und so wie er sich noch kürzlich damit getröstet hatte, daß überhaupt noch keine Warnung an ihn ergangen sei, so suchte er sich jetzt wieder mit dem Gedanken zu trösten: daß er ja eben erst zum ersten Male gewarnt worden sei, und daß man ihm doch noch eine Frist vergönnen werde sich zu rechtfertigen. Er wollte den Unsichtbaren die erhaltene Warnung mittheilen und sie bitten nochmals seine Vertheidigung anzuhören, und dieselbe mit einem kräftigen Fürworte an die Freirichter gelangen zu lassen.

Obgleich er aber darin einige Beruhigung zu finden glaubte, gelangte er doch noch immer in großer Aufregung nach seiner Wohnung zurück. Ohne Jemand von seinen Hausgenossen zu sehen, begab er sich in sein Zimmer, wo er ganz erschöpft in einen Lehnstuhl niedersank. Noch immer tauchten neue Schreckbilder der Zukunft vor ihm auf, und um die Niedergeschlagenheit, die ihn noch immer peinigte, von sich abzuschütteln, oder sich wenigstens zu betäuben, holte er aus einem Büffetschranke eine Flasche Champagner hervor, welchen er eigentlich nur für Geschäftsfreunde, wenn sie ihn besuchten, um eine Handelsangelegenheit mit ihm abzuschließen, dort aufbewahrte. Denn er selbst lebte sehr

mäßig und trank gewöhnlich nur dann Wein, wenn er ihn in Gesellschaft genießen konnte. Jetzt aber genoß er den Feuerwein mit großer Hast, und ohne davon berauscht zu werden, fühlte er doch, daß er eine wohlthätige belebende Wirkung auf ihn ausübte. Schon nach Verlauf einer halben Stunde ging er wieder mit frischem Muthe im Zimmer auf und ab, und um sich aller trüben Besorgnisse zu entschlagen, wendete er alle seine Gedanken Helenen zu. Seitdem sie in das Haus gezogen war, speiste er mit ihr und ihrem Vater zusammen, und er hatte sie seit Mittag nicht gesehen. Jetzt aber war die Stunde des Abendessens bereits vorüber, und da er sich sehnte den Abend in ihrer Gesellschaft zuzubringen, beeilte er sich auch sich zu ihr zu begeben.

Als er den Corridor hinabging, schien es ihm, als ob sich die Thür ihres Wohnzimmers leise bewegt und dann geschlossen hätte, aber er achtete nicht darauf, sondern ging weiter. Als er eintrat, fand er das Zimmer leer, aber den Tisch bereits zum Abendessen servirt. Es war dasselbe Gemach, aus welchem an jenem Schreckensabende der alte Maquet mit seinen Enkelinnen entflohen war, und wo dann die Soldaten ihre vergebliche Haussuchung gehalten hatten. Nur war es jetzt elegant tapezirt und mit einem modernen, ganz neuen Meublement ausgestattet worden.

Da er weder seinen Fabrikaufseher Sonneur noch dessen Tochter fand, so ging er einige Minuten lang, schweigend und mit leisen Schritten auf und nieder, in der Hoffnung, daß Jemand kommen würde. Aber er

harrte vergebens und ließ seine Blicke bald ungeduldig umherschweifen. Sie blieben endlich an der Seitenthür haften, die nach dem Gemache führte, welches den beiden Schwestern Anna und Marie zum Schlafcabinet gedient hatte; jetzt aber zu einem reizenden Boudoir für Helene eingerichtet worden war. Er vermuthete, daß sie sich vielleicht dorthin zurückgezogen hatte, und um sich davon zu überzeugen, öffnete er die Thür leise. Aber wie bezaubert blieb er stehen, denn der Anblick der sich ihm bot, war in der That reizend.

Helene lag auf den schwellenden Polstern der Ottomane ausgestreckt in einer ungezwungenen Stellung und in einer Toilette, welche ihre Reize noch mehr hervorhob. Sie war eingeschlafen, oder schien wenigstens zu schlummern, denn ihre Augen waren geschlossen und ihr schöner, halbgeöffneter Mund ließ zwei Perlenreihen kleiner blendend weißer Zähne sehen. Ihre duftenden reichen Locken fielen über ihre vollen zartgefärbten Schultern herab und um ihre Lippen spielte ein Lächeln, als ob ihr Geist von einem lieblichen Traume gefesselt würde.

Medard war außer sich. So schön hatte er sie nie gesehen. Seine aufgeregte Stimmung war durch den hastig genossenen Wein nur noch erhöht worden, und er fühlte es wie Feuer durch alle seine Adern rollen. Doch es war nicht mehr Angst und Besorgniß was er empfand, sondern nur die wilde Gluth der Liebe. Alle Befürchtungen, welche in den letzten Stunden wie drohende Gespenster vor ihm aufgestiegen, waren plötzlich verschwunden. Seine Anverwandten, den Bund der Marianne, die schrecklichen Freirichter, ja, die ganze

Welt um sich her vergessend, schienen sich alle seine Sinne nur in den einzigen glühenden Blick concentrirt zu haben, mit welchem er das schöne Mädchen verschlingen zu wollen schien, und alle seine Gedanken drängten sich nur in den einzigen brennenden Wunsch zusammen: Helene sein zu nennen — ganz sein.

Sein guter Engel schien ihn gänzlich verlassen zu haben. Keine mahnende Stimme wurde in ihm laut und er war eben im Begriffe auf sie zuzustürzen, sie in seine Arme zu schließen und durch seine glühenden Küsse zu erwecken, als sie eine Bewegung machte, als wolle sie beide Arme ausbreiten nach einem Traumbilde, wobei sie flüsternd ausrief, im sanftesten Flötentone: „O, Medard! Mein Medard!"

Ihre Augen blieben dabei geschlossen, und er zweifelte nicht mehr, daß sie von einem Traume gefesselt werde, welcher ihr sein Bild vorgeführt habe. Jetzt schwand ihm auch der letzte Rest seiner Besinnung; sein Entzücken war auf's Höchste gestiegen, und rasch schloß er hinter sich die Thür, stürzte dann auf sie zu und umschlang sie mit dem Feuer seiner rasenden Leidenschaft. Sie erwachte, stieß einen Schrei aus, der einen entsetzlichen Schrecken ausdrücken sollte, versuchte es ihn von sich zu stoßen, sank aber gleich darauf, wie von einer Ohnmacht befallen, wieder in die Kissen zurück. —

Wohl eine halbe Stunde später trat Sonneur in das Wohnzimmer und, wie es schien, in ziemlich aufgeregter Stimmung.

Er ging auf das Boudoir seiner Tochter zu und rief diese laut beim Namen, worauf Helene wieder einen

gellenden Schreckensschrei vernehmen ließ. Jetzt faßte er an den Drücker der Thür, um sie zu öffnen, doch als er sie verschlossen fand, rüttelte er heftig daran und rief zornig: „Was soll das heißen, daß Du Dich hier einschließest? Oeffne sogleich und komm' heraus. Ich will's!"

Statt aller Antwort aber brach Helene in lautes Weinen aus, mit Klagen untermischt, unter welchen auch Medards Name hörbar wurde.

Dies schien aber ihren Vater nur noch heftiger zu erzürnen, und indem er gegen die Thür donnerte, rief er wüthend: „So bist Du nicht allein? Ein Mann ist bei Dir und bei verschlossener Thür? O, daß ich das von Dir erleben muß! Ich will den Schändlichen sehen, der es gewagt hat, Deinen tadellosen Ruf zu beflecken. Mach' auf, oder ich zertrümmere die Thür!"

Da wurde geöffnet und Medard trat aus dem Boudoir heraus, blaß, mit gesenktem Haupte, ein Bild der Zerknirschung. Er wagte es nicht seine Augen zu dem Zürnenden aufzuschlagen, und stammelte in sichtbarer Verlegenheit: „Zürnen Sie nicht, Herr Sonneur! Mag der Schein auch gegen mich sein — es war nur ein Zufall — der die Thür in's Schloß fallen ließ."

Allein Sonneur schien gar nicht geneigt seinen Zorn aufzugeben. Er hatte seinen Kopf mit beiden Händen gefaßt, tobte wie ein Verzweifelnder und rief dazwischen: „O, daß ich diese Schmach erfahren muß! Betrogen, schändlich betrogen und von Ihnen, dem ich mein unschuldiges Kind anvertraut, als ob Sie ihr Bruder wären. Ach, das bricht mein Vaterherz! Aber

glauben Sie nicht mich zu täuschen! Sie wollen leugnen, Sie wollen die schmachvolle That bemänteln, vielleicht, um sich zurückziehen zu können, nachdem Sie meine Tochter entehrt haben? Sprechen Sie nicht von Schein; Wahrheit, Wahrheit will ich haben, und sollte ich auch das Schrecklichste erfahren, was jemals das Ohr eines Vaters verletzen konnte."

Medard war in einen Stuhl gesunken und nicht mehr im Stande auch nur noch ein einziges Wort hervorzubringen. Scham, Reue und die qualvollste Verlegenheit spiegelte sich in seinen Mienen.

Sonneur aber fuhr noch immer fort zu toben. „Sie verstummen?" rief er ihm zu. „Sie thun wohl daran; denn Ihr Leugnen würde Ihnen doch zu nichts helfen, da ich deutlich genug die Schuld auf Ihrem Gesichte lese. Auch brauche ich Ihr Geständniß nicht! Meine Tochter soll beichten, und wehe ihr, wenn sie mir etwas verhehlen wollte, denn ich würde sie verstoßen — verfluchen —"

Da drang wieder ein durchdringender Schrei aus dem Boudoir hervor und Helene stürzte heraus, mit fliegenden Locken, die wild um ihr Haupt weheten; ihre Kleider in Unordnung und mit allen Zeichen der Verzweiflung. Sie warf sich ihrem Vater zu Füßen und ihr Gesicht verhüllend, rief sie unter Schluchzen: „Verstoße mich nicht, Vater! Fluche mir nicht! Er hat mich im Schlaf überfallen und der Schrecken stürzte mich in Ohnmacht. O, ich möchte ihn hassen, für die Schmach, die er mir angethan, wenn ich ihn nicht so sehr liebte. Er hat mir meine Ehre, meine Unschuld geraubt, aber

ich bin überzeugt, er wird edel handeln und sein Unrecht schleunigst wieder gut zu machen suchen!"

„Das sei meine Sorge, ihn dazu zu bewegen!" donnerte ihr Vater. „Geh' in Dein Zimmer zurück, mein armes, entehrtes Kind! Ich will jetzt allein mit ihm reden!"

Helene ließ das Tuch sinken, mit welchem sie ihr Gesicht verhüllt hatte, warf einen verzweiflungsvollen Blick auf Medard und entfernte sich dann wieder mit einer theatralischen Geberde in das Nebenzimmer.

Sonneur aber legte seinem Principal, der noch ganz in sich zusammen gesunken im Lehnstuhle lag, seine gewichtige Hand schwer auf die Schulter, und indem er die Miene eines beleidigten Vaters annahm, sprach er zu ihm mit Nachdruck: „Noch will ich hoffen, daß Sie sich als Ehrenmann zeigen, und mich nicht zwingen werden gewaltsame Schritte gegen Sie zu thun, um Sie zu bewegen Ihr Vergehen schleunigst wieder gut zu machen. Ich fordere Sie jetzt auf, Ihre Verbindung mit meiner Tochter zu beschleunigen. Binnen acht Tagen muß sie Ihr Weib sein und Sie werden gleich morgen die nöthigen Maßregeln dazu treffen."

Durch diese Forderung wurde Medard wie aus einem schrecklichen Traume erweckt. „Morgen schon! In acht Tagen!" rief er auffahrend. „O, wenn Sie wüßten, wie meine eignen Wünsche so ganz damit übereinstimmen, mein Glück zu beschleunigen. Aber bedenken Sie doch: es kann ja nicht sein! Was würde die Welt sagen, wenn ich so kurze Zeit nach dem Tode

meines Anverwandten das Freudenfest einer Hochzeit in seinem Hause feiern wollte?“

Sonneur aber rief wieder zornig aufflammend: „So! Also die Meinung der Welt glauben Sie berücksichtigen zu müssen, aber die gemordete Ehre meiner Tochter gilt Ihnen nichts — gar nichts? Warum dachten Sie nicht an den Tod Ihres Verwandten, als Sie das unschuldige Kind zum Opfer Ihrer schändlichen Verführung machten? Hüten Sie sich, daß Sie mich nicht auf das Aeußerste reizen! Bedenken Sie wohl: Ihre ganze Erbschaft steht auf dem Spiele, wenn Sie sich nur im geringsten weigern, meine gerechte Forderung zu erfüllen. Wollen Sie, daß ich hingehe zu Helenens Pathe, der Sie den Besitz Ihres Vermögens ganz allein verdanken und ihr die Schmach enthülle, die Sie auf Helenen gehäuft, welche sie als ihren Schützling betrachtet? Die Präsidentin wird dann sicher nicht säumen ihren Gemahl in einer Weise gegen Sie zu stimmen, daß er schon einen triftigen Vorwand finden wird, das Decret des Gerichts zu widerrufen und das reiche Erbe Ihren Händen wieder zu entreißen.“

Diese Drohung verfehlte nicht den armen Medard gänzlich niederzuschlagen. Er erkannte sogleich, daß die Gefahr, das kaum in Besitz genommene Vermögen wieder zu verlieren, in der That nicht fern lag, wenn er Helenen und ihren Vater gegen sich erzürnte. Auch war er verblendet genug an die Schuldlosigkeit seiner Braut zu glauben und auch nicht die leiseste Ahnung tauchte in ihm auf, daß er selbst der Verführte sein könne, und daß man ihn in die Netze eines schlau an-

gelegten Planes gelockt habe, um die Heirath zu beschleunigen. Der Schmerz der Geliebten, den sie mit einem bewundernswerthen Schauspielertalente zu erheucheln wußte, hatte die bitterste Reue in ihm erweckt und diese, so wie die Verwirrung, in der er sich überhaupt befand, ließen ihn alle seine übrigen Pflichten vergessen. Er wagte deshalb auch kaum noch den schwachen Versuch zu widerstreben und nach wenigen Minuten hatte er schon eingewilligt binnen acht Tagen den Bund der Ehe mit Helenen zu schließen. Doch Sonneur begnügte sich nicht einmal mit seinem Worte; sondern ließ sich das Eheversprechen schriftlich von ihm geben. Hierauf ging er zu seiner Tochter, um diese, wie er vorgab, zu beruhigen, damit sie sich in ihrer Verzweiflung kein Leid anthun solle.

Medard aber schlich beschämt und in einer noch immer sehr niedergedrückten Stimmung in sein Zimmer zurück, wo bald ein Heer von beängstigenden Gedanken auf ihn einstürmte, und das zuweilen in ihm aufflammende, freudige Gefühl: dem Ziele seiner heißen Herzenswünsche so nahe zu sein, verscheuchte.

Schon am andern Tage that er die nöthigen Schritte zur Vorbereitung seiner schleunigen Verbindung, aber als sein Vorhaben bekannt wurde, mußte er, nicht allein von seinen Arbeitern, sondern auch von mehreren Geschäftsfreunden des Hauses offene Mißbilligung erfahren; denn da man die Beweggründe nicht kannte, die ihn dazu trieben, so beschuldigte man ihn der Herzlosigkeit, daß er die Trauer um den alten Maquet, der sein Wohlthäter gewesen, sobald vergessen habe, und

daß er das Trauerhaus vor Ablauf der üblichen Trauerzeit durch ein Hochzeitsfest entweihen wolle. Er mußte sich bekennen, daß er allerdings den Schein der Undankbarkeit auf sich geladen habe, und da er nichts zu seiner Rechtfertigung hervorzubringen wußte, weil er die wahren Gründe seines Handelns nicht verrathen durfte, so schwieg er still und ließ das Urtheil der Welt über sich ergehen.

Helene spielte ihre Rolle der beleidigten Unschuld fort. Sie hielt sich drei Tage lang gänzlich vor ihm verborgen und er mußte mit ihrem Vater allein speisen. Als sie aber endlich wieder vor ihm erschien, da war noch immer ein Schleier der tiefsten Betrübniß über ihr Antlitz verbreitet, und sie schien es nicht zu wagen ihre Augen zu ihm zu erheben. Als er nun aber ihre Verzeihung, in einem flehenden Tone erbat, da brach sie in lautes Schluchzen aus, reichte ihm aber doch endlich zum Zeichen der Versöhnung ihre Fingerspitzen zum Kusse dar. Erst als er ihr, wie es die Sitte erheischte, den Korb überreichte, welcher mit wahrhaft kostbaren Brautgeschenken gefüllt war, heiterte sich ihre betrübte Miene wieder auf und sie reichte ihm die Wange zum Kusse dar.

Da er aber nun einmal nicht an eine Verstellung von ihrer Seite glaubte, so entzückte ihn gerade dies zurückhaltende Benehmen im Stillen; denn er hielt es für den sichersten Beweis ihrer edeln Gefühle.

Gerade am achten Tage nach jenem Vorfalle wurde die Civilehe geschlossen, und da Helene darauf bestanden hatte zugleich auch von Priesters Hand eingesegnet zu

werden, so fuhr man gleich von der Mairie in die nächste Kirche, wo das Bündniß vor dem Altare noch fester geknüpft wurde.

Auf ein eigentliches Hochzeitsfest aber, hatte man der Trauerzeit wegen doch verzichtet. Den Arbeitern hatte man einen Festtag geschenkt und Wein und Kuchen in reicher Fülle in die Arbeitssäle bringen lassen, doch die meisten rührten nichts davon an, und nur Wenige hatten sich eingefunden, um von den guten Gaben zu genießen.

Als nun aber am Abende Medard selbst zu ihnen hinabging, um sich ihnen zu zeigen und sie zur Fröhlichkeit aufzufordern, da sahe er einen langen, dunkeln Schatten, der sich an der Wand bewegte, und eben als er zurückweichen wollte, vernahm er eine dumpfe Stimme, die ihm zurief: „Medard Gigant! Im Namen der Freirichter warne ich Dich zum zweiten Male!“

Der Schrecken, der ihn bei diesen Worten durchzuckte, war so heftig, daß er mehrere Augenblicke lang die Besinnung verlor. Als er aber wieder so viel Fassung erlangte, um sich zu schauen, war der Schatten verschwunden und eine unheimliche Stille herrschte im Hofe. Da ergriff ihn eine unbeschreibliche Angst, und als ob er von bösen Geistern verfolgt würde, eilte er in das Haus. Bleich und bebend kehrte er in das Zimmer zurück, wo Helene noch im vollen Brautstaate mit ihrem Vater saß, und Beide fragten ihn besorgt: was ihm geschehen sei? Um Alles in der Welt aber hätte er ihnen die Wahrheit nicht sagen mögen, weshalb

er auch nur vorgab: er sei beim Hinabsteigen der Treppe ausgeglitten und einige Stufen hinabgestürzt; wobei er sich erschrocken, aber glücklicherweise nicht verletzt habe. Seine junge Gattin zeigte ihm einige Theilnahme, und sein Schwiegervater rieth ihm Wein zu trinken. Doch selbst der Champagner war nicht im Stande die furchtbare Beklommenheit, die auf seinem Herzen lagerte, zu lösen; die Unterhaltung war matt und einsylbig den ganzen Abend hindurch und die wahre Heiterkeit wollte nicht heimisch werden in dem kleinen Kreise. Es war eine traurige Hochzeit!

VI

Der alte Kammerdiener Bernard öffnete vorsichtig die Thür, welche zu Edmonds Wohnzimmer führte und erst als er sah, daß dieser sich allein befand, trat er herein und zog die Thür sorgfältig wieder hinter sich zu.

„Was willst Du, mein guter Alter?“ fragte Edmond freundlich, von seinem Buche, in welchem er gelesen hatte, aufblickend.

„Ich habe eine Botschaft an Sie zu bestellen;“ entgegnete der alte Diener leise und geheimnißvoll.

„Nun, so laß hören.“

„Ich weiß nicht ob Sie es wissen, daß Ihr Herr Vater, der Herr Marquis befohlen hat, einige kleine Baureparaturen in unserm Palais vorzunehmen.“

„Nein ich weiß nichts davon und es scheint mir,

als ob mich das auch sehr wenig kümmern könnte, wenn die Mauerleute nur nicht bis in meine Zimmer kommen. Uebrigens aber will es mich bedünken, als ob die Zeit zu solchen Baureparaturen nicht gut gewählt sei."

„Das habe ich auch gedacht, aber es nicht auszusprechen gewagt gegen den Herrn Marquis, der in solchen Dingen immer seine eignen Ansichten zu haben und auch durchzusetzen pflegt. Es handelt sich auch nur um eine Veränderung an den Oefen und Caminen, nach einer neuen Erfindung, um einen bessern Zug herzustellen und das Eindringen des Rauchs in die Zimmer zu verhüten."

„So, so! Nun, es wird mich allerdings etwas in meiner Ruhe stören; aber wenn es doch einmal geschehen muß, so will ich es nicht hindern. Ich werde mich so lange in ein Zimmer meiner Mutter zurückziehen."

„Das würde ich Ihnen allerdings selbst gerathen haben; fiel ihm der Alte in's Wort. „Aber es ist so seltsam, daß ich es Ihnen kaum mittheilen mag."

„Nun, was ist's? Heraus mit der Sprache!"

„So hören Sie denn. Der Baumeister des Herrn Marquis hat zwei Gesellen geschickt, welche die Arbeiten ausführen sollen. Der Eine derselben zog mich vorhin auf dem Corridor draußen in einen Winkel und flüsterte mir zu: ich möchte doch zu Ihnen gehen und Sie bitten, daß Sie Ihr Zimmer nicht verlassen möchten, wenn er käme um bei Ihnen Ihr Camin nachzusehen."

„Was? Ist der Bursche toll!" rief Edmond lachend. „Meint er vielleicht gar, ich soll ihm Handlangerdienste leisten, bei seiner Maurerei?"

„Ach, nein; so unverschämt wird er wohl nicht sein, das zu meinen und toll scheint er mir auch nicht. Ja, er kommt mir sogar bekannt vor, aber ich weiß wahrhaftig nicht, wo ich sein Gesicht hinthun soll."

Da schien plötzlich ein Gedanke aufzublitzen in Edmonds Seele, und er sprach zum Alten: „Nun, wir werden es ja wohl erfahren, was er will. Laß ihn nur kommen, ich will hier bleiben."

Bernard hatte nicht geglaubt, daß sein junger Gebieter so schnell einwilligen würde und verließ ihn deshalb etwas verwundert.

Edmond aber erhob sich von seinem Stuhle und ging, still vor sich hinlächelnd, langsam auf und nieder. Denn er war bereits so weit wieder hergestellt, daß er sein Krankenzimmer gänzlich verlassen hatte und nur noch der Ruhe und Stärkung bedurfte, um vollkommen wieder zu seiner Gesundheit zu gelangen.

Die Botschaft, die er so eben erhalten hatte, erschien ihm allerdings seltsam; aber er ahnete, daß sie von einem Freunde käme, und er hatte sich auch nicht getäuscht; denn als Bernard den Maurergesellen, der eine Mulde mit Kalk und seine Werkzeuge trug, wenige Minuten später einführte, erkannte er in ihm auf den ersten Blick seinen Freund Hermann Roller. Doch bezähmte er den Ausdruck seiner Freude und keine Miene verrieth seine innere Bewegung. Auch Hermanns Züge blieben unverändert und nachdem er seine Mulde beim Camin auf den Boden gestellt und sein Werkzeug dazu gelegt hatte, machte er erst eine schlichte Verbeugung und sprach in höflichem Tone: „Entschuldigen Sie,

Herr Marquis, daß ich mir erlaubt habe Sie bitten zu lassen, hier zu bleiben. Aber ich wünschte Ihnen bei der Arbeit die ich hier vornehmen soll, zugleich einen Begriff zu geben, von der neuen Erfindung, die Sie gewiß interessiren wird."

„Ah, so ist es gemeint;" erwiderte Edmond lächelnd. „Nun, dann lassen Sie hören, und ich denke: es wird mich Alles interessiren, was Sie mir zu sagen haben. Du brauchst nicht hier zu bleiben, guter Bernard —" wendete er sich dann an diesen — „denn ich fürchte: die technische Auseinandersetzung würde Dich nur langweilen."

Als Bernard sah, daß die geheimnißvolle Botschaft keineswegs eine geheimnißvolle Absicht zum Zweck zu haben schien, war in der That auch sein ganzes Interesse daran geschwunden, und da ihm die neue Erfindung wirklich höchst gleichgültig war, so folgte er dem Winke sich zu entfernen auch sogleich. Aber erst, als seine Schritte auf dem Corridor gänzlich verhallt waren, schlossen sich die beiden Freunde einander in die Arme und nur einzelne Ausrufungen verkündeten die Freude des Wiedersehens. Dann aber begann ein lebhaftes, wenn auch nur leise geführtes Gespräch, und sie hatten einander so viel zu sagen, daß ihnen eine halbe Stunde wie im Fluge dahin schwand.

Da öffnete sich plötzlich die Thür und Pauline trat herein, um ihrem Bruder ein neues Buch zu bringen, welches sie ihm zum Lesen empfehlen wollte. Ganz erstaunt wich sie einige Schritte wieder zurück, als sie ihn in so traulichem Gespräche mit einem Manne fand,

der in seinem Aeußeren einem gewöhnlichen Arbeiter glich. Denn Hermann hatte sich ganz in die Kleidung eines Proletariers geworfen und trug sogar in mehreren Kalkflecken auf seiner blauen Blouse, die Spuren seines Handwerks an sich. Als sie ihm aber in sein Antlitz blickte, erkannte sie ihn sogleich, und vermochte sich eines leisen Freudenrufs nicht zu erwehren, der unwillkürlich ihren Lippen entfloh. Doch suchte sie sich sogleich wieder zu fassen, und sprach erröthend: „Entschuldigen Sie, wenn ich störte!"

Ihr Bruder aber ging auf sie zu, ergriff ihre Hand und entgegnete heiter: „So hast Du ihn erkannt, den wackern Gesellen? Sieht er nicht aus, wie ein echter Freimaurer? Denn er hilft ja rüstig mit bauen, am Tempel der Humanität und der Freiheit."

„Möge es ihm gelingen, ihn zu vollenden;" versetzte Pauline, ihre Augen zu Boden schlagend.

„Dank! Heißen Dank für diesen schönen Wunsch!" rief Hermann, entzückt in ihr schönes Antlitz blickend. „Er wird mich begeistern, so lange ich lebe und mir Kraft verleihen zum guten Werke."

Edmond, welcher sich in die heiterste Stimmung versetzt sah, leitete von diesem Augenblicke die Unterhaltung, und Hermann mußte nun nochmals seine glückliche Rettung aus dem Gefängnisse und von der über ihn verhängten Deportation mit allen Einzelheiten erzählen.

Paulinens Blicke hingen mit der größten Spannung an seinem Munde, und man sah' deutlich in ihren Zügen, wie sich bei seiner lebhaften Schilderung der

überstandenen Gefahren ihre ganze Seele in die innigste Theilnahme auflöste.

„Aber warum haben Sie Paris nicht verlassen und gleich ihren andern Leidensgefährten in der Provinz ein sicheres Asyl gesucht?“ fragte sie, als er geendet hatte, tief Athem schöpfend.

„Ich konnte mich nicht trennen von Paris und wenn es mein Leben gekostet hätte!“ entgegnete er, einen seelenvollen Blick auf sie werfend, der in die geheimsten Tiefen ihres Herzens drang. Doch schlug sie sogleich ihre Augen wieder zu Boden nieder und es entstand eine Pause, welche Edmond zuerst unterbrach, indem er Hermann fragte: wie er dazu gekommen sei, sich in die Kleidung eines Proletariers zu hüllen und das Maurergewerbe auszuüben?

„Sie wissen, daß ich Architekt bin;“ entgegnete er; „doch ehe ich dies wurde erlernte ich das Maurerhandwerk von seinen untersten Stufen an. Auch habe ich Ihnen erzählt, daß ich in Rom einen Gönner fand, der sich Marchese de Saluzzi nennt. Er ist ein glühender, hochbegeisterter Kämpfer für Freiheit und Volksrecht und mußte deshalb schon seit längerer Zeit aus Rom flüchten. Auch hier nahm er Theil an dem Kampfe gegen die Vertheidiger des Staatsstreiches, fiel in die Hände der Soldateska und wurde zum Tode verurtheilt. Doch gelang es ihm, fast zu gleicher Zeit, als sich uns das Gefängniß öffnete und er sich schon auf dem Executionsplatze befand, dem Tode in's Auge schauend, durch eine geheime, aber mächtige Hülfe, auf eine fast wunderbare Weise gerettet zu werden. In einem klei-

nen Wirthshause an der Seine trafen wir zusammen, und er erbot sich mich gleichfalls unter den Schutz seiner Freunde zu stellen, wenn ich in Paris bleiben wollte —"

Hier zögerte er und schien mit einem Seitenblicke auf Pauline Anstand zu nehmen fortzufahren. Edmond, welcher jedoch seine Verlegenheit bemerkte, sprach lächelnd: „Ah! Ich errathe! Sie können jene Freunde, von welchen Sie sprechen, gern deutlicher bezeichnen; denn meine Schwester ist eine gute Patriotin, und gewissermaßen selbst Mitglied der „Marianne", wenigstens in soweit Frauen überhaupt an unserer Verbindung Theil nehmen."

„Entschuldigen Sie;" wendete sich Hermann jetzt an Pauline. „Nicht aus Mißtrauen gegen Ihre edeln Gesinnungen, sondern weil ich es überhaupt für unpassend hielt, in Ihrer Gegenwart von politischen Geheimnissen zu sprechen, nahm ich Anstand fortzufahren; doch wenn Sie erlauben, will ich meinen Bericht beendigen, ohne etwas zu verschweigen. Der Marchese de Saluzzi;" sprach er weiter; „führte mich in die Wohnung eines sehr wackern Mannes, den er schon früher gekannt hatte und der mich um so lieber bei sich aufnahm, da er Architekt ist, wie ich. Wir wurden in ein sehr abgelegenes Zimmer gebracht und dort mußten wir uns einige Tage lang verborgen halten, wobei wir jedoch die aufmerksamste Verpflegung genossen. Während dieser Zeit aber wurden alle nöthigen Schritte zu unserer ferneren Sicherheit vorbereitet. Der Marchese, welcher der französischen Sprache so mächtig ist, wie ein Kind

dieses Landes, trat vorläufig in das Comptoir des Architekten ein und wurde für einen Franzosen aus Lyon ausgegeben. Ich aber erbot mich freiwillig das Schurzfell wieder vorzunehmen und zur Mauerkelle zu greifen, denn ich hielt mich am sichersten, wenn ich mich unter die Classe der Arbeiter mischte, und für einen deutschen Handwerksgesellen ausgab, deren es ja hier so viele giebt. Der Architekt Rammenais billigte meinen Vorschlag sogleich und gesellte mich einem jungen Manne zu, der sein ganzes Wohlwollen besitzt und zu seinen tüchtigsten Arbeitern gehört. Er nennt sich Francois Gautier, lebt glücklich mit einer jungen Gattin und einem Häuflein allerliebster Kinder und arbeitet für sie unermüdet und mit heiterm Sinne früh und spät. Wir schlossen schnell Freundschaft zusammen und ich wohne jetzt bei ihm. Wir gehen zusammen zur Arbeit und bringen unsere Abende im stillen Kreise seiner Familie zu, wo es uns nie an ernster oder heiterer Unterhaltung fehlt, wie unsere Stimmung sie hervorruft. Aber ich bin auch in den Bund der „Marianne" aufgenommen worden und ohne gerade zu den Fanatikern zu gehören, die selbst den Himmel stürmen möchten, strebe ich doch mit ganzer Seele dafür. So bin ich denn auch mit meinem Arbeitsgenossen hier in dieses Palais gekommen; denn der Architekt Rammenais leistet Ihrem Herrn Vater seine Dienste, in Allem, was das Baufach betrifft. Das ist Alles, was ich Ihnen vorläufig mitzutheilen habe und es bedarf wohl keiner Versicherung, daß ich mich seit langer Zeit nicht so glücklich gefühlt habe, als

eben jetzt, wo mich ein günstiger Zufall Ihnen endlich wieder so nahe geführt hat.

Auch Edmond betheuerte, daß er sich wie neu belebt fühle durch das Wiedersehen des langentbehrten Freundes und forderte ihn scherzend auf: die Reparaturen an den Kaminen nach ächter Maurerweise so langsam als möglich zu beschaffen, damit sie noch recht oft Gelegenheit fänden sich zu sehen und zu sprechen.

Obgleich aber Pauline im tiefsten Grunde ihres Herzens einen gleichen Wunsch hegen mochte, so sprach sie es doch nicht aus. Ihre Blicke aber verriethen mehr als Worte es vermocht hätten, und als sie sich bald darauf entfernen wollte, reichte sie ihm treuherzig ihre Hand dar, und bat ihn, in einem Tone, welcher die innigste Theilnahme verrieth: daß er bis zur vollkommenen Wiederherstellung der Ruhe, die angenommene Maske vorbehalten und stets auf seine Sicherheit bedacht sein möchte.

Er versprach es und konnte sich es nicht versagen, ihre Hand, die in der seinigen bebte, an seine Lippen zu drücken. Doch sie entzog sie ihm schnell und eilte erröthend hinaus.

Die beiden Freunde aber unterhielten sich noch eine geraume Zeit, ehe Hermann an seine Arbeit ging, bis die Mittagsstunde sie trennte. Er mußte nun mit seinem Kameraden nach Hause gehen, denn dessen Weibchen wartete auf sie mit dem einfachen Mittagsmahle und hielt viel auf Pünktlichkeit.

Schweigend schritten Beide dahin durch die Straßen und da Hermanns Gedanken noch ganz beschäftigt waren,

mit der freudigen Empfindung, welche ihm das Wiedersehen der beiden Geschwister bereitet hatte, so achtete er weniger als sonst auf seinen Gefährten, der mit einer so düstern Miene neben ihm herschritt, wie sie ihm sonst nicht eigen war. Er mochte ungefähr dreißig Jahre zählen und war ein großer, starker Mann, dessen ganze Haltung und Bewegung eine ungewöhnliche Kraft verrieth. Die Züge seines Gesichts waren sehr einnehmend und hatten in der Regel einen heitern Ausdruck. Aber zuweilen blitzte ein unheimliches Feuer aus seinen Augen, welches verzehrende Flammen sprühete, als ob es einem in seinem Innern verborgenen Vulkane entsprossen sei. Er glühete für Volksfreiheit und war jeden Augenblick bereit sein Leben dafür zu opfern, obgleich er der zärtlichste Gatte und Vater war. Aber es geschah zuweilen, daß seine Freiheitsbegeisterung alle Schranken übersprang, und dann brachen die wilden Flammen des Fanatismus hervor und nur seine Gattin, oder einer seiner wenigen wahren Freunde waren dann im Stande die Gluth zu zähmen, die ihn erfaßte, und zu den unbesonnensten Handlungen hinriß. Es war ein eigenthümlicher Zustand, der einem wahren Freiheitsrausche glich, welcher seine Vernunft gefangen nahm. Zu andern Zeiten aber war er wieder so sanft wie ein Kind, und so recht innig heiter, daß es schien, als ob ein guter Engel und ein böser Dämon in ihm wohne, die sich abwechselnd um die Herrschaft über ihn gestritten hätten.

Endlich aber, nachdem sie bereits mehrere Straßen zurückgelegt hatten, bemerkte Hermann erst die düstre Miene seines Freundes, und sie hatte einen so wilden

Ausdruck angenommen, daß er sich eines leisen Schreckens nicht erwehren konnte.

„Um's Himmelswillen! Was ist Dir, Francois?“ sprach er theilnehmend, indem er seinen Arm ergriff.

Er erhielt keine Antwort und Jener zog seinen Arm beinahe unwillig zurück.

„Ist Dir etwas Unangenehmes geschehen, im Palais des Marquis?“ fragte Hermann noch dringender und mit dem Ausdrucke der freundschaftlichsten Besorgniß weiter.

„Hm!“ stöhnte Francois tief aufathmend. „Es ist mir das Unangenehmste dort passirt, was mir nur geschehen konnte. Ich habe dort einen Freund verloren, auf den ich Felsen gebaut hätte.“

Hermann schwieg ganz bestürzt, aber überzeugt, daß hier ein Mißverständniß obwalten müsse, fuhr er nach einer Pause fort: „Das fordert eine Aufklärung, die Du mir nicht verweigern wirst.“

„Du sollst sie haben;“ erhielt er zur Antwort. „Ich weiß doch jetzt, warum Du eine so ausgelassene Freude äußertest, als wir den Auftrag vom Architekten erhielten, die Reparaturen in jenem Palais vorzunehmen.“

„Nun, wenn Du es weißt, sag' doch: warum?“

„Weil Dir dadurch Gelegenheit wurde, Deine feinere Bildung zu zeigen, Deine höheren Kenntnisse glänzen zu lassen, Deine Zeit in aller Unterthänigkeit mit einem Aristokraten zu verplaudern, wohl gar der Tochter eines Marquis die Cour zu machen.“

Diese bittern Worte verfehlten aber nicht, auch einen Sturm in Hermanns Brust zu erregen, und er

mußte an sich halten, um nicht aufzufahren. Es gelang ihm auch die heftige Antwort, die ihm auf den Lippen schwebte, zurückzudrängen und mit mühsam erzwungener Ruhe entgegnete er: „Hast Du mich belauscht?“

Jetzt fuhr aber Francois auf und indem er stehen blieb und einen wüthenden Blick auf ihn warf, rief er: „Frage mich das nicht zum zweiten Male. Ich sehe jetzt, wie wenig Du mich kennst; denn sonst müßtest Du wissen, daß ich einen Freund nie belausche. Nein, der alte Kammerdiener hat es mir mitgetheilt, ohne daß ich ihn darum befragte. Er sagte mir sogar, daß Du ihn gebeten hättest, den jungen Marquis zu veranlassen, während Deiner Arbeit nicht aus seinem Zimmer zu gehen, und daß Dir gar viel daran gelegen gewesen wäre, ihm die neue Erfindung der Caminröhren mitzutheilen. Ich hätte nie geglaubt, daß ein so kleinliches Verlangen in Dir aufwachen könnte, Deine Weisheit vor einem Aristokraten auszukramen.“

„Und ich hätte nie geglaubt, daß Du so ungerecht sein könntest;“ versetzte Hermann beruhigter und lächelnd. „Also auf das Geschwätz eines alten, kindischen Mannes hin giebst Du mir kleinliche Eitelkeit Schuld und verurtheilst mich ohne Weiteres? Ich will es gar nicht leugnen, ich freuete mich außerordentlich, ja, ich sehnte mich darnach, den jungen Marquis zu sehen und zu sprechen. Aber keineswegs um ihm meine Bildung zu zeigen, oder, meine Weisheit, wie Du meintest, vor ihm auszukramen, sondern aus dem einfachen Grunde, weil ich ihn längst schon kenne und eine recht innige Freundschaft mit ihm geschlossen habe. Er ist ein Freund

des Volkes mit Leib und Seele, und hat am 4. December mit mir auf einer und derselben Barricade für die Freiheit gekämpft, wobei er gefährlich verwundet und unter die Todten geworfen wurde. Seine eigne Mutter und Schwester haben ihn in jener Schreckensnacht aufgesucht, ihn in ihr Palais gebracht und einem wackern Arzte ist es gelungen ihn wieder herzustellen. Seit jener Zeit aber fand ich keine Gelegenheit ihn wieder zu sehen, so sehr sich auch mein Herz nach ihm sehnte. Sein Adel gilt ihm nichts, aber den wahren Seelenadel sucht er festzuhalten. Er ist unstreitig eins der würdigsten Mitglieder unseres Bundes, und mit Kopf und Herz ein wahrer Sohn Frankreichs. Sieh', das ist Alles, was ich Dir auf Deine unbilligen Aeußerungen zu entgegnen habe, und ich bin überzeugt, Du wirst Vernunft annehmen und mir nicht länger deshalb zürnen."

Francois fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schüttelte sich, unwillig gegen sich selbst, als ob er allen Zorn und Groll von sich abschütteln wolle. Dann reichte er Hermann die Hand und sprach zu ihm in milderem Tone: „Ja, Du hast recht! Ich war ungerecht! Verzeihe mir; denn ich will Dir's nur eingestehen: ich war ganz eifersüchtig. Ich glaubte die Freundschaft eines armen, schlichten Arbeiters sei Dir zu gering, um Dich auf die Länge der Zeit damit zu begnügen, und Du suchtest Dich unter den höheren Classen beliebt zu machen. War aber der junge Marquis Dein Freund schon, ehe Du mich kennen lerntest, und ist er Einer der Unsrigen und ein Freund des Vol-

kes, nun — dann bin ich natürlich ein Narr mit meinem dummen Verdachte. Vergieb mir!"

Hermann verzieh ihm gern und dann gingen eine Weile lang Beide wieder schweigend neben einander dahin. Die düstre Miene Gautiers hatte sich allerdings wieder etwas aufgeklärt, aber es lagerte doch noch immer ein finsterer Trübsinn auf seiner Stirn, was jetzt von Hermann, der ihn aufmerksam beobachtete, nicht unbemerkt blieb.

„Hast Du sonst noch etwas auf dem Herzen?" begann er auf's Neue. „Laß mich hinein schauen und gieb mir den Beweis damit, daß Du mir nicht grollst."

„Ich grolle Dir wahrlich nicht mehr;" entgegnete Francois, jetzt selbst seinen Arm nehmend und ihn an sich drückend. „Auch möchte ich Dich gern recht tief in mein Herz blicken lassen; hab's ja sonst gethan. Aber — ich kann nicht!"

„Du kannst nicht? Willst Du mir auch die Gründe nicht sagen: warum Du es nicht kannst?

„Nein; denn ich fürchte, ich gehe dann zu weit und enthülle Dir mein ganzes Geheimniß."

„Und das scheint mir auch das Beste zu sein; denn ich könnte Dir dann rathen, beistehen —"

„Ich glaube nicht, daß Du es kannst, Freund! Aber doch wäre mir es eine große Erleichterung, könnte ich mein Geheimniß in Deine Brust ausschütten, wo es wohl bewahrt wäre."

„So thu' es doch, und laß mich's hören."

„Nein, um's Himmelswillen nicht hier auf der Straße; denn es ist gefährlich auch nur davon zu spre-

chen. Vielleicht heute Abend vor Schlafengehen, wenn wir Beide ganz allein beisammen sitzen in Deinem Stübchen. Jetzt kein Wort mehr davon!“

Schweigend gingen sie weiter und erreichten gleich darauf das kleine Haus.

Hermann begab sich sogleich in sein Zimmer, welches im oberen Stockwerke lag, um sich zu säubern vor dem Mittagsmahle, wie er dies stets zu thun pflegte.

Francois aber, dessen munteres Weibchen Babet, ihm schon ein herzliches „Willkommen“ aus der Küche zurief, begab sich zuerst in ein kleines Zimmer zu ebener Erde, wo sich seine Kinder gewöhnlich aufhielten, während der Sommerzeit. Es waren vier liebe, herzige Geschöpfe, zwei Knaben und zwei Mädchen. Sie waren auch richtig Alle beisammen und hatten seiner Heimkehr von der Arbeit schon geharrt; denn da er sehr früh ausging, schliefen sie noch und hatten ihn also den ganzen Tag über noch nicht gesehen. Gleich als er eintrat nahm er den jüngsten Knaben Henry, der nur wenige Monate über ein Jahr zählte, aus seiner Wiege heraus, hob ihn hoch empor und ließ ihn in der Luft herum tanzen, worüber das Bübchen in ein lautes Jauchzen ausbrach. Sein ältestes Schwesterchen aber, die siebenjährige Rosette, welche sich mit der Mutter abwechselnd der Pflege ihres Brüderchens eifrig annahm, blickte lächelnd zu ihm empor, und breitete ihre Arme sorgsam aus, um ihn sogleich auffangen zu können, wenn ihn der Vater fallen lassen sollte, obgleich dies gar nicht zu befürchten war. Die andern beiden Kleinen wollten sich doch aber auch bemerkbar machen und ihre Freude

äußern, und deshalb hatte sich die fünfjährige Madelon des linken, und der dreijährige Didier des rechten Beines ihres Vaters bemächtigt, hielten sie mit ihren Aermchen umschlungen und schmiegten sich liebevoll an ihn. *)

Es war ein wahrhaft herzerhebendes, rührendes Bild aus dem Volksleben, den guten Vater zu sehen, bei der Heimkehr von schwerer Arbeit, von seinen Kindern umringt, die Alle Theil haben wollten an seinen Liebkosungen, für die er seine beste Kraft opferte, im fleißigen, rüstigen Schaffen, und manchen Tropfen Schweiß vergoß, und sich mit mancher schweren Sorge belastete.

Nachdem er sie alle nach der Reihe, ohne auch nur die geringste Bevorzugung stattfinden zu lassen, abgeküßt und geherzt hatte, begab er sich in die Küche, um auch sein geliebtes Weibchen zu begrüßen und dann auch an sich die nothwendige Säuberung vorzunehmen, ehe er sich an den Tisch setzte.

Babet hatte indessen das einfache Mittagsmahl angerichtet, und in einem Parterrezimmer, welches zum Wohngemache diente und zwar nur einfach, aber recht sauber und nett ausgestattet war, fand sich die ganze Familie wieder zusammen, zu welcher sich auch Hermann nun gesellte. Die Kinder saßen mit am Tische und ihr ruhiges, bescheidenes Betragen lieferte den Beweis, daß sie sich einer guten Erziehung erfreuten. Ihre Eltern regierten sie mit Liebe und sie hörten fast

---

(* Siehe das Prämienbild № I

nie ein strenges Wort von ihnen, noch weniger aber wurden ihnen Scheltreden und Schläge zu Theil. Deshalb fand sich auch keine Spur von Trotz und Bosheit in ihren Herzen, ihre kindlichen Gefühle wurden nie verletzt und sie hingen mit einer unbeschreiblichen Liebe an ihren Eltern.

Eine Zeit lang schien sich Francois so recht innig wohl zu fühlen im Kreise der Seinigen und er hatte für Alle ein freundliches Wort und ein liebreiches Lächeln. Aber gegen das Ende der Mahlzeit, die nicht lange dauerte, zogen sich wieder einige Falten auf seiner Stirn zusammen und er wurde stiller und nachdenklicher. Doch schien es, als ob er geflissentlich darauf bedacht sei, seinem Weibchen, das er so recht von Herzen liebte, seine trübe Stimmung zu verbergen. Deshalb erhob er sich auch bald von seinem Sitze und ging hinaus in den kleinen Hof, um seiner Babet Holz und Wasser in die Küche zu tragen, oder ihr andere Handreichungen zu leisten, welche ihr die Last der Haushaltung und die Pflege der vier Kinder erleichtern konnten. Sobald dies aber geschehen war, war auch die Feierstunde, die ihm vergönnt war, abgelaufen und er begab sich mit Hermann in das Palais zurück an seine Arbeit.

Der Letztere fand Edmond nicht mehr in seinem Zimmer, und arbeitete daher rasch und ohne Unterbrechung.

Edmond aber befand sich indessen in dem Zimmer seiner Schwester, wo noch ein anderes junges Mädchen zugegen war, welches sie als Gesellschafterin zu sich

genommen hatte. Es war Hortense Tennier, die arme Blumenmacherin.

Pauline war, gleich nach dem ersten Besuche, den sie derselben gewidmet hatte, so lebhaft von ihr eingenommen worden, und hatte eine so wahrhaft innige freundschaftliche Zuneigung zu ihr gefaßt, daß sie sogleich beschloß, ihr nach Kräften allen Beistand zu leisten, um sie ihrer traurigen, einsamen Lage zu entreißen. Zwar sträubte sich ihr Schicklichkeitsgefühl dagegen, sie in die Nähe ihres Bruders zu bringen, der ihr offen seine Liebe zu der armen Verwais'ten eingestanden hatte; aber so viel sie auch darüber nachsann, wußte sie ihr doch, wenigstens vorläufig, kein anderes Asyl zu bieten, als das Palais ihrer Eltern. Sobald sie daher nach Hause zurückgekehrt war, entdeckte sie sich ihrer Mutter. Sie stattete ihr einen herzergreifenden Bericht ab, wie sie die Unglückliche, die ihrer einzigen Anverwandten auf so entsetzliche Weise beraubt worden war, gefunden, und wie sie sich, durch ihr trauriges Schicksal tief gerührt, so recht innig zu ihr hingezogen gefühlt habe. Dann sprach sie ihren Wunsch aus, sie vor Allem ihrer trostlosen Einsamkeit, welche ihre verzweiflungsvolle Stimmung nur noch vermehren mußte, zu entziehen, und sie in ihre Nähe zu versetzen, um sie durch Zerstreuungen und liebreiche Tröstungen wieder aufrichten zu können.

Die Marquise war eine wahrhafte Edeldame, welche bei der vortrefflichen Erziehung die sie ihrer Tochter gegeben, nicht allein die Ausbildung ihres Geistes, sondern auch die Bildung ihres Herzens ganz besonders

berücksichtigt hatte. Sie hatte von Kindheit an in der Brust ihrer Tochter die zarten Keime aller edlern Gefühle gepflegt, und besonders ihr Mitgefühl für Arme, Unglückliche und Leidende im hohen Grade zu erwecken gewußt. Sie fühlte sich deshalb auch durchaus nicht überrascht, sondern sogar befriedigt durch den Wunsch Paulinens, der der aufrichtigsten Theilnahme entsprossen war, und als sie hörte, daß die Unglückliche die Tochter eines braven, verdienten Offiziers sei, welcher noch der königlichen Familie der Orleans gedient hatte, die sie über Alles verehrte, so willigte sie ohne Bedenken ein, sie in ihr Palais aufzunehmen und sie ihrer Tochter als Gesellschafterin beizugesellen. Sie hoffte auch dabei von ihrem Gatten keinen Widerspruch zu erfahren, denn er hatte es ihr selbst freigestellt, für ihren Aufenthalt auf dem Lande, der nahe bevorstand, eine Gesellschafterin anzunehmen, um ihnen dort die ungewohnte Einsamkeit etwas zu beleben. Pauline erhielt daher Erlaubniß ihr ihre neue, junge Freundin schon am nächsten Tage vorzuführen; doch ehe sie dies that entdeckte sie ihrem Bruder Alles und forderte das Versprechen von ihm, daß er in dem Herzen des jungen Mädchens keine Hoffnungen erregen wolle, welche sich wahrscheinlich niemals würden erfüllen lassen, und daß er es überhaupt vermeiden wolle von Liebe mit ihr zu reden. Edmond, welcher bisher gegen Hortense so ehrenhaft gehandelt, ein Geständniß seiner Liebe zu vermeiden, und sich ihr gegenüber in den Gränzen wahrer Freundschaft zu halten, leistete das geforderte Versprechen willig, und glaubte auch Charakterstärke genug zu besitzen, es

zu halten, und fühlte sich schon beglückt durch den Gedanken, in der Nähe des geliebten Mädchens leben zu können und sie vor Noth und Verfolgung geschützt zu sehen.

Hortense selbst fühlte sich tief gerührt und zugleich freudig überrascht durch das freundliche Anerbieten, welches ihr Pauline schon am nächsten Tage stellte, aber dennoch zögerte sie es anzunehmen, aus geheimen Gründen, welche sie noch nicht mitzutheilen wagte. Doch gelang es der Letzteren endlich sie zu überreden, die ihr gebotene Stellung wenigstens versuchsweise anzutreten.

So wurde Hortense in das Palais eingeführt und erwarb sich schon in wenigen Tagen nicht allein die volle Zuneigung der Marquise, sondern auch sogar das Wohlwollen des alten Marquis, soweit dieser überhaupt ein solches gegen eine Person untergeordneten Ranges zu empfinden vermochte. Ihr früheres, freundschaftliches Verhältniß zu Edmond wurde den Eltern verborgen gehalten und als sie sich zum ersten Male wieder sahen, traten sie einander als Fremde gegenüber und wußten ihre Gefühle so zu beherrschen, daß Niemand ahnete, daß sie schon in einem so innigen Verhältnisse zu einander gestanden. Die beiden Eltern hielten dieses fremde Benehmen auch für ganz natürlich und schöpften nicht den geringsten Verdacht. Aber freilich mußten auch die beiden Liebenden ihre ganze Charakterstärke aufbieten, um ihre Empfindungen nicht zu verrathen und dies gelang ihnen nur dadurch, daß sie einander nie allein sahen. Aber sie sahen sich doch, sie wußten, daß nur die geringe Entfernung weniger

Zimmer sie von einander trennte, und so wurde die Gluth in ihren Herzen immerfort genährt, wenn sie sie auch vor der Welt unterdrücken und ein gegenseitiges Geständniß zurückhalten mußten, da ihre Vernunft ihnen sagte, daß eine nähere Verbindung auf unübersteigliche Hindernisse stoßen würde.

Hermann Roller brachte den ganzen Nachmittag unter fleißiger Arbeit zu und erst gegen Abend kehrte Edmond aus den Zimmern seiner Schwester in seine eigne Wohnung zurück, um noch ein Stündchen mit seinem Freunde zu verplaudern.

Die neuen politischen Zustände, welche durch den Staatsstreich herbeigeführt worden waren, gaben ihnen Stoff genug zur Unterhaltung und auch der Bund der „Marianne," welchem nun auch Hermann angehörte, wurde besprochen, und Beide stimmten darin überein, daß er eine mächtige Stütze sei für alle Hoffnungen, welche die Parthei der Freiheit und der Volksrechte auf die Zukunft baute. Die beiden enthusiastischen Jünglinge zweifelten nicht daran, daß das absolute Regiment, welches durch die Vernichtung der Republik herbeigeführt worden war, nur von kurzer Dauer sein würde, und ahneten noch nicht wie sehr sie sich darin täuschten. Sie glaubten kaum, daß es dem Prinzen Napoleon gelingen würde den Kaiserthron wieder aufzurichten und sich auf denselben emporzuschwingen, und doch war zu diesem Ereignisse schon Alles im Stillen vorbereitet, und es sollte wenige Monate später wirklich stattfinden. Die jungen Freiheitshelden hatten in ihren politischen Berechnungen, die in unserer Zeit leider Alles beherr=

schende Macht, die Macht der materiellen Interessen viel zu gering angeschlagen, sie hatten es unberücksichtigt gelassen, daß nicht allein die Geldmänner der Börse, sondern auch alle Industriellen, die Handel und Gewerbtreibenden, ja überhaupt der größte Theil der Besitzenden, nach einer dauernden, politischen Ruhe verlangten, um ungestört ihre Geschäfte treiben und sich nach Herzenslust der Jagd nach Reichthum hingeben zu können. Mußten sie dafür auch den Verlust der Freiheit und der Volksrechte als Preis bieten, so waren sie größtentheils gern bereitwillig dazu, wenn ihnen nur die Aussicht auf Gold und Genuß geboten wurde. Nur unter den arbeitenden Classen, unter dem sogenannten Proletariate, regte sich die republikanische Gesinnung noch gewaltig und je höher unter den bevorzugten Classen der Luxus, die Genußsucht und der Schwindel des Börsenspieles stieg, desto höher steigerte sich auch unter den großen Massen die Sehnsucht nach einer Zurückführung der Republik mit socialistischen Grundsätzen, wie sie Ledru Rollin, Louis Blanc und Andere dem Volke gepredigt hatten.

Nachdem nun Hermann Roller sein Tagewerk vollendet hatte, begab er sich mit seinem Kameraden wieder nach Hause. Francois befand sich aber auch jetzt wieder in einer sehr trübsinnigen Stimmung, und ging neben ihm her mit gesenktem Haupte und fast ohne ein Wort zu sprechen.

„Aber Freund;“ begann Roller endlich, nachdem er sich lange vergeblich bemüht hatte ihn durch eine fröhliche Unterhaltung aufzuheitern; „Du darfst mit

diesem finstern Gesichte nicht heimkehren; denn Du würdest Dein gutes Weibchen gewaltig damit erschrecken. Bedenke doch, wie sie sich abmüht den ganzen lieben, langen Tag, wie sie sorgt und schafft, ohne Ruhe und Rast für Dich und die Kinderchen und Dir doch immer mit heiterer Miene entgegen tritt, wenn Du heimkommst. Es würde ja grausam sein, wolltest Du sie zum Lohn für ihre Mühen und Plagen nun auch noch beängstigen durch die finstern Wolken auf Deiner Stirn."

„Du hast recht, Freund!" stöhnte Francois, seinen Arm ergreifend und ihn fest an sich drückend. „Mein armes Weib! Meine armen Kinder! Was soll aus ihnen werden, wenn —"

Er vermochte seine Rede nicht zu vollenden, denn ein heftiges Gefühl übermannte ihn, und Thränen feuchteten sein Auge. Erst nach einer langen Pause gelang es ihm sich wieder zu fassen und er flüsterte Hermann zu: „Heute Abend, wenn wir allein sind, sollst Du Alles — Alles erfahren. Ich muß Dir mein Herz öffnen — ich kann die Qual nicht länger allein tragen."

Hierauf setzten sie schweigend ihren Weg fort und als sie das kleine Haus erreichten zwang er sich eine heitere Miene anzunehmen, und drückte sein Weibchen, welches ihm, wie immer, jubelnd entgegenflog, recht herzlich an seine Brust. Seine Kinder waren schon zu Bett gebracht worden und sein erster Gang war nun, wie er es stets zu thun pflegte, nach ihrer Schlafkammer, denn es gewährte ihm ein wahrhaft inniges Vergnügen die Kleinen schlummern zu sehen. Da stand er mit untergeschlagenen Armen und sein feuchter Blick

haftete auf den rosigen, frischen Gesichtern und der friedliche Ausdruck ihrer Züge schien auch seinem eignen Herzen wieder Ruhe einzuhauchen. Er verzehrte hierauf auch sein einfaches Abendbrot, in Gesellschaft seiner Babet und des Freundes in einer heiterern Laune und begab sich dann mit Herrmann in dessen Zimmer hinauf, während sich seine Frau zur Ruhe niederlegte.

Hier saßen Beide fast jeden Abend zusammen, und verplauderten noch ein Stündchen. Ihr Gespräch aber lenkte sich gewöhnlich ganz unwillkürlich, ernsten, politischen Angelegenheiten zu, und so geschah es auch heute.

Als sich Francois nun wieder allein mit dem Freunde befand, da schwand auch nach und nach die Heiterkeit wieder von seiner Stirn und schwere, düstre Wolken zogen wieder herauf. Er ging unruhig in dem kleinen Zimmer auf und nieder und schien erst lange mit sich zu kämpfen, ehe er in die Worte ausbrach: „Ich habe Dir's versprochen und ich will mein Versprechen halten. Ich muß Dir Alles beichten, denn das Geheimniß zersprengt mir sonst die Brust. So höre denn: Du weißt, ich bin mit wahrer Begeisterung in den Bund der „Marianne“ eingetreten und habe dafür gewirkt mit allen meinen Kräften. Aber Du kennst meine Gemüthsart. Ich bin zuweilen jähzornig, ungeduldig und bei jedem wichtigen Unternehmen, welches ich beginne, lodert eine brennende Gluth in mir auf, die ich nicht eher bewältigen kann, als bis ich das angefangene Werk vollendet sehe. So erging es mir auch bei meinem Eintritte in die „Marianne.“ Der edle Zweck derselben, welcher im Allgemeinen die wahre Volksbeglückung

zu erstreben sucht, versetzte mich in Feuer und Flammen und alle die Mittel die der Bund anwendet, um zum Ziele zu gelangen, erschienen mir zu langsam wirkend, unzureichend, kurz: nicht energisch genug. Ich fand Gleichgesinnte unter unsern Bundesbrüdern, die sich gleich mir sehnten nach einem kräftigen, vernichtenden Schlage gegen unsere Feinde und unter diesen drängte sich besonders ein gewisser Picard, ein junger Polytechniker, an mich, welcher zu den Enragirtesten gehörte und das Jacobinerthum wieder eingeführt zu sehen wünschte."

„Auf einem einsamen Spaziergange, den wir eines Abends Beide unternahmen, entdeckte er mir, daß es außer der „Marianne" noch einen andern Geheimbund gebe, der nicht allein weit radicalere Zwecke verfolge, sondern auch weit durchgreifendere Mittel in Anwendung bringe, und Männer in sich vereine, die stets bereit wären mit einer rücksichtslosen Entschlossenheit zu handeln. Dies sei der Bund der sogenannten „Freirichter."

„Der Freirichter?" fiel ihm Hermann in's Wort. „Diese Benennung erinnert an die Richter der heiligen Vehme, die sich im ehernen Zeitalter über Deutschland ausgebreitet hatten. Aber ich kann nicht sagen, daß mir dies heimliche Gericht, so viel ich auch davon gelesen und gehört, jemals Achtung oder Theilnahme eingeflößt hätte. Wohl aber hat es Grauen in mir erweckt; denn es mögen zahllose Verbrechen unter dem nächtlichen Deckmantel der Vehme begangen worden sein."

„Es mag sein —" fuhr Francois fort — „daß die modernen Freirichter, von welchen Picard sprach, sich die uralte Vehme in Deutschland zum Muster ge-

nommen haben; doch gleichviel, es war jedenfalls eine neue Erscheinung für mich, die meine Phantasie lebhaft reizte. Ich bat ihn daher dringend um nähere Auskunft über den geheimen Bund und erfuhr von ihm so viel, als er mir mittheilen durfte. So wenig dies aber auch war, machte es mich doch um desto begieriger mehr davon zu erfahren und nach wenigen Tagen schon gab ich Picard meinen Entschluß zu erkennen, unter die Freirichter einzutreten. Er schien dies erwartet zu haben, verhehlte mir aber nicht, daß die Aufnahme erst nach gewissen, sehr schwierigen Prüfungen stattfände, und daß die Eingeweihten, sobald es erfordert würde sich lossagen müßten, von allen Banden, welche sie an die Familie, ja, überhaupt an die Menschheit knüpften, daß ihr Hab und Gut, ihr Leben, dem Bunde gehörten. Deshalb gab er mir auch eine Bedenkzeit von sieben Tagen, die ich zur Ueberlegung benutzen sollte, ehe ich mich entschiede. Doch die Flamme war einmal in meinem Innern entzündet, und das Verlangen in die Geheimnisse des Bundes zu schauen, brannte so qualvoll in meinem Herzen, daß ich zu keiner ruhigen Ueberlegung gelangen konnte. Noch vor Ablauf der festgesetzten Frist meldete ich mich zur Aufnahme und man wies mich nicht zurück. Die Proben, die man mir auferlegte, bestand ich mit einer Unerschrockenheit, die mir allgemeinen Beifall eintrug, man nahm mir einen schrecklichen Eid ab und dann erst lüftete man vor mir den Schleier. Aber obgleich ich gefaßt war auf das Aeußerste, so schaute ich doch Dinge, die mein Herzblut erstarren ließen und von deren Vorhandensein ich nichts

geahnet hatte. Es wurde mir jetzt erst klar, warum die „Marianne“ sich gänzlich losgesagt hatte von dem Bunde der Freirichter, und weder eine seiner Handlungen vertreten, noch sich zu irgend einer gemeinsamen Wirksamkeit mit ihm verstehen wollte. Aber es war zu spät. Ich konnte nicht mehr zurück. Ich war mit Leib und Seele an den schrecklichen Bund gefesselt. Ich darf Dir weder die Proben, die ich bestehen mußte, noch die Statuten des Bundes verrathen, nur so viel ist mir erlaubt Dir mitzutheilen: daß die Freirichter die Mitglieder der „Marianne“ überwachen und jeden Abtrünnigen oder Verräther unbarmherzig verfolgen. Dieses Recht ist ihnen keineswegs von dem Geheimen Rathe der „Marianne“ zugestanden, sondern sie haben es sich selbst angemaaßt und üben es im Verborgenen mit der größten Strenge aus, ohne Ansehen der Person. Da nun aber gerade jetzt durch das Gelingen des Staatsstreiches mehrere Bundesbrüder als sonst wankend geworden sind in ihrem politischen Glauben, und Einige sogar den Verdacht erregt haben, als ob sie sich abwenden wollten von der Republik und übergehen in das Lager der Machthaber, so sind die Freirichter auch mehr beschäftigt als sonst, und fällen ihre Urtheilssprüche fast täglich. Auch mir ist die Vollziehung eines solchen Urtheilsspruches übertragen, und das ist es, was mich rastlos umhertreibt, was mir keine Ruhe läßt Tag und Nacht, was mir jede Freude vergällt und mich meinem Weibe, meinen Kindern gegenüber mit Grauen und Entsetzen erfüllt. Wenn nun aber schon vorher mein Gewissen mich peinigt mit den furchtbarsten Mar=

tern, wie soll ich die Qualen ertragen, wenn ich die That erst wirklich vollbracht habe? Wie soll ich Ruhe und Frieden finden in meiner Familie, wenn ich mir sagen muß: Du bist ein Meuchelmörder; Du bist nicht würdig ihre reine Hand zu fassen, denn an der Deinigen klebt Blut! Wie soll ich Ihnen jemals wieder frei und offen in die reinen, unschuldigen Augen schauen, wenn ich mir sagen muß, daß ich mich habe zum Henkersknechte brauchen lassen?

Hermann hatte ihm mit der lebhaftesten Theilnahme zugehört und war tief ergriffen von seiner Mittheilung.

„Mein armer, armer Freund!" sprach er zu ihm. „In welche unseligen Netze hast Du Dich da verstrickt? Doch dem Himmel sei Dank, daß Du mir Dein Herz geöffnet hast. Vielleicht ist noch Hülfe möglich und sei versichert, daß ich Dir meinen Beistand leisten werde, wenn es nöthig ist, mit Leib und Leben. Vor Allem suche Deine Fassung zu behaupten, und Dein Gemüth zu beruhigen. Noch hast Du ja das Verbrechen nicht begangen; noch sind ja Deine Hände rein von Meuchelmord. Ich kann es nicht anders nennen! Es ist ein Verbrechen, es ist ein Meuchelmord, und wenn Du Dich auch nur als blindes Werkzeug des Bundes betrachten wolltest; die Schuld würde doch vor Gott und der Welt auf Dir lasten. Laß uns sinnen und Alles reiflich überlegen, wie Dir zu helfen ist."

Alles Sinnen wird zu nichts führen;" entgegnete Francois trübsinnig. „Ich muß den Befehlen der Freirichter unbedingt gehorchen, oder ich lenke ihre Rache auf mein eignes Haupt und dann bin ich sicher verloren."

Hermann ging unruhig in dem kleinen Zimmer auf und nieder und nach einer Pause düsterm Nachdenkens erwiderte er: „Es darf so weit nicht kommen! Es muß Dir geholfen werden. Giebt es irgend eine Aussicht die unseligen Bande zu lösen, welche Dich an die Freirichter knüpfen?“

„Nein, jede Aussicht dazu ist mir verschlossen. Der schreckliche Eid, den ich geleistet habe, gilt für Lebenszeit, wenn der Bund sich nicht selbst freiwillig auflös't und mich meiner Verpflichtungen entbindet.“

„Dann bleibt freilich nichts übrig, als das Opfer vor den Verfolgungen des Bundes zu schützen, und es aus dem Bereiche seiner Rache zu entfernen. Wer ist das Opfer? Darfst Du es mir nennen?“

„Ich darf es nicht, aber — ich habe Dir schon zu viel gesagt. Ach, meine Gedanken verwirren sich. Ich habe Dir schon zu viel gesagt; aber meine Verzweiflung hat mir unwillkürlich den Mund geöffnet. Wenn Du wüßtest, wie entsetzlich ich gelitten habe in den letzten Tagen. Ach, mein stilles, häusliches Glück ist für immer vernichtet. Wohin sich mein Auge wendet, sehe ich nichts als Blut und mitten in der Nacht schrecke ich aus meinem Schlafe auf, weil mir der Ruf „Mord!“ in die Ohren gellt.“

„Nenne mir Dein Opfer. Bedenke, daß ich es kennen muß, wenn ich Dir helfen soll. Kein Mensch außer mir, soll es erfahren, was Du mir vertrautest, und die Freirichter sollen eine Ahnung davon haben, daß Du mir gebeichtet hast Aber kennen muß ich den Mann, den das Urtheil Eures Bundes getroffen hat,

wenn ich ihm und Dir helfen soll. Denk' an Dein Weib, denk' an Deine lieben Kinder und vertraue mir auch dies noch."

Francois warf sich, wie verzweifelnd, auf einen Stuhl, verhüllte sein Gesicht, als ob er die hervorbrechenden Thränen hätte zurückhalten wollen und schwieg lange. Er schien einen schweren Kampf mit sich selbst zu kämpfen und endlich sprang er auf, und rief entschlossen: „Ja, Du sollst auch das noch erfahren, vielleicht gelingt Dir es, mich und ihn zu retten. Der Verfolgte nennt sich Medard Gigant. Er ist ein Anverwandter des Fabrikanten Maquet, der einer der würdigsten Bundesbrüder der „Marianne" war und wie man sagt, ein Opfer der heimlichen Hinrichtungen wurde, die gleich nach dem Staatsstreiche stattgefunden haben sollen. Sein ganzes bedeutendes Erbe ist jenem Medard von dem Gerichtshofe zugesprochen worden und er hat deshalb den Verdacht auf sich geladen, als ob er sich der neuen Gewaltherrschaft zugewendet habe. Noch mehrere andere Umstände, welche diesen Verdacht bestärkten und die ich Dir später mittheilen werde, sind dazu gekommen, und haben die Freirichter bewogen, ihn auf ihre schwarze Liste zu setzen."

Hermann war sichtbar erschrocken, als er den Namen Medard Gigant aussprechen hörte; denn er erinnerte sich den Genannten gesehen zu haben, in jener Nacht, in welcher er mit Maquet und den Seinigen aus dessen Hause flüchtete. Er erinnerte sich auch, daß er bis in das Versteck der verfallenen Kapelle gedrungen und daß gleich darauf der Ueberfall durch die Soldaten erfolgt

war, welcher die Verhaftung der Flüchtigen herbeiführte. Er hatte seit seiner Befreiung nicht wieder an ihn gedacht und es war ihm nicht eingefallen, darnach zu forschen, was aus ihm geworden sei! Als er aber jetzt erfuhr, daß ihm das reiche Erbe seines alten, würdigen Verwandten zugesprochen sei, konnte er sich selbst eines schrecklichen Verdachtes gegen ihn nicht erwehren. Der Argwohn lag zu nahe, daß er Verrath gegen die Seinigen geübt, daß er die Soldaten selbst in die Kapelle geführt, um seine Verwandten ihren Händen zu überliefern und daß man ihm zum Lohne dafür Maquets reiche Hinterlassenschaft zugesprochen habe. Und doch war es ihm nicht unbemerkt geblieben, daß der Greis ein großes Vertrauen auf ihn zu setzen schien, daß er vor seiner Flucht aus dem Hause seine gesammte Habe seiner Obhut überließ. Deshalb erschien ihm auch die ganze Handlungsweise Medards räthselhaft; aber er hatte sich gewöhnt nie ein vorschnelles Urtheil zu fällen, oder irgend Jemand mit einem schmählichen Verdachte zu belasten, bis ihm sichere Anzeichen einer Schuld desselben vorlagen. Er war daher auch sogleich entschlossen, den von so großer Gefahr Bedroheten nicht eher zu verdammen, als bis er nähere Nachforschungen angestellt und ihn, wo möglich, selbst gesprochen haben würde.

„Und glaubst Du, daß das Opfer, welches die Freirichter sich ausersehen haben, wirklich schuldig ist?“ fragte er endlich.

„Ich muß offen bekennen, daß ich an seiner Schuld zweifle;“ erhielt er zur Antwort. „Doch es läßt sich

nicht leugnen, daß der Schein sehr stark gegen ihn spricht. Er hat sich in Liebesnetze verstricken lassen und sein Herz an ein Mädchen gehängt, an die Tochter eines Fabrikarbeiters, welche in dem Rufe einer schlauen Intriguantin steht. Ihr Vater ist einer der eifrigsten Bonapartisten und hatte sich dadurch bei allen übrigen Arbeitern so verhaßt gemacht, daß er schon vor dem Staatsstreiche aus der Fabrik entfernt werden sollte. Da kam die Umwälzung dazwischen und trotzdem, daß der alte Maqnet erst kürzlich eines so schrecklichen Todes gestorben war, hatte Medard nichts Eiligeres zu thun, als die Tochter jenes Bonapartisten zu heirathen, und ihn selbst zu dem Posten eines Oberinspectors der Fabrik zu befördern, nachdem er fast alle republikanisch gesinnten Arbeiter entlassen und andere an ihre Stelle gesetzt hatte, die entweder der neuen Ordnung der Dinge beistimmten, oder die durch Umstände gebunden, nicht im Stande waren ihren täglichen Erwerb dem politischen Glauben aufzuopfern. Dies Alles gab nun freilich Veranlassung genug zu einem schweren Verdachte, und die Freirichter nahmen seine Schuld als erwiesen an. Zweimal habe ich ihn bereits warnen müssen und nach der dritten Warnung, die vielleicht schon in wenigen Tagen erfolgt, gilt er als vogelfrei und soll von meiner Hand fallen, wo ich ihn antreffe."

„Dann ist keine Zeit zu verlieren!" entgegnete Hermann, in lebhafter Bewegung. „Noch will ich hoffen, daß er im Herzen schuldlos ist und daß er den Schein nicht gemieden, eben weil er durch die Liebe geblendet war. Ich habe ihm ein Geheimniß zu ent-

decken, was ihn wahrscheinlich tief erschüttern und zur Besinnung bringen wird. Gleich will ich zu ihm hin, obwohl es schon spät ist. Ich muß mit ihm reden. Du aber, mein armer Freund, beruhige Dich; ich werde Alles thun, was nur irgend in meinen Kräften steht, um Dich von Deinem schrecklichen Henkersdienste zu befreien und Dir Deine Gewissensruhe wieder zu geben." Während er diese Worte sprach, hatte er sein Arbeitszeug von sich geworfen, sich anständig gekleidet und nach einem herzlichen Händedrucke verließ er den Freund, der seinem Vorhaben heißen Segen wünschte.

Hermann eilte durch die Straßen, die schon längst erleuchtet waren und hielt sich vorsichtig im Dunkel; denn er fürchtete von den in großer Anzahl herum patrouillirenden Polizisten und Gensd'armen in seiner anständigen Kleidung, wie er sie vor der Revolution stets getragen, leichter erkannt zu werden. Er hatte deshalb auch noch einen Mantel umgehängt, mit welchem er sein Gesicht so viel als möglich verhüllte und es gelang ihm auch, ohne die Aufmerksamkeit der Sicherheitswachen zu erregen, das Haus zu erreichen, welches Medard jetzt sein Eigenthum nannte.

Er traf ihn auch glücklicherweise ganz allein in seinem Comptoire beschäftigt; aber in einer sichtbar sehr niedergedrückten Stimmung. Als sich ihm Hermann zu erkennen gegeben hatte, erinnerte er sich auch sogleich, ihn an jenem Schreckensabende im Zimmer des alten Maquet und dann wieder in Gesellschaft seiner Verwandten in dem geheimen Verstecke der Kapelle gesehen zu haben. Diese Erinnerung aber schien ihm auch so-

gleich Vertrauen zu dem jungen Manne einzuflößen; doch vermochte er es zugleich auch nicht zu verbergen, daß ihm seine Gegenwart Unruhe und Angst erweckte. Er sah vorsichtig zur Thür hinaus und verschloß diese hierauf, als ob er von Spionen umgeben sei.

Hermann beobachtete den kleinen, verwachsenen Mann mit großer Theilnahme, glaubte in den Zügen seines Gesichts das Bewußtsein einer schweren Schuld nicht zu entdecken, und es sprachen sich mehr drückende Verlegenheit und Kummer in seinen Mienen aus. Erst nachdem sich Medard überzeugt hatte, daß nirgends ein Lauscher in der Nähe sei, reichte er dem Besucher seine Hand, hieß ihn herzlich willkommen und sprach zu ihm mit tiefer Empfindung: „Sie genossen das Vertrauen des von mir so hochverehrten, würdigen Greises und haben deshalb auch Anspruch auf das meinige. Ich freue mich Ihres Besuches aufrichtig und wünsche, daß er der erste Schritt zu einer Freundschaft zwischen uns werden möchte; denn ich bedarf eines Freundes, mehr als jemals.“

„Das glaube ich!“ entgegnete Hermann und fuhr in einem bedeutungsvollen Tone fort: „ehe ich Ihnen aber meine Freundschaft bieten kann, müssen Sie mir einen klaren Einblick vergönnen in Ihre gegenwärtigen Verhältnisse und ich denke, eine vertrauliche Unterredung wird uns dazu führen. Lassen Sie mich damit beginnen Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen, welches Sie wahrscheinlich mit großer Freude erfüllen wird. Ihr alter, würdiger Anverwandter Maquet lebt. Ich selbst war Augenzeuge, daß er der schrecklichen Hinrichtung

entronnen, und in Gesellschaft der Seinigen, die gleichfalls gerettet wurden, Paris verlassen konnte."

Er hatte ihn dabei scharf beobachtet, um den Eindruck zu erspähen, den diese Nachricht in ihm hervorrufen würde. Aber Medard blieb ruhig und entgegnete: „Ich erfuhr bereits Alles, in derselben Nacht, in welcher sie gerettet wurden. Hätten Sie mich für fähig gehalten, wenn ich wirklich den Tod meines edeln Wohlthäters hätte betrauern müssen, den Schmerz um seinen Verlust durch ein Hochzeitsfest zu kühlen?"

Hermann war überrascht durch diese Antwort; doch trug sie nur noch mehr dazu bei, ihn für weniger schuldig zu halten, als der Anschein es erwarten ließ. Da er aber entschlossen war, ganz offen mit ihm zu sprechen; so erwiderte er ihm: „Es freut mich zu vernehmen, daß Sie bereits unterrichtet waren von der Rettung Maquets und es rechtfertigt allerdings Ihre schnelle Verheirathung in meinen Augen einigermaßen. Aber in den Augen der Welt, welche unser Geheimniß nicht kennt, sind Sie auch nicht gerechtfertigt und ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß gerade dieser Schritt von vielen Seiten große Mißbilligung hervorgerufen hat."

„Ich weiß es!" versetzte Medard und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust dabei. Dann verfiel er in ein finsteres Schweigen und es schien, als ob er mehrere Minuten lang mit sich kämpfte. Endlich aber ergriff er Hermanns Hand und sprach zu ihm mit großer Bewegung: „Ich kann die Last nicht länger mehr allein ertragen; ich muß Ihnen mein ganzes Herz eröffnen." Und er begann nun der Wahrheit getreu ihm seine Liebe

zu der Tochter Sonneurs zu schildern; wie ihn dann, nach dem Staatsstreiche der alte Maquet selbst, in einem Briefe, von seiner und der Seinigen Rettung unterrichtet, und ihn aufgefordert habe sein ganzes Vermögen in Besitz zu nehmen, damit es nicht in die Hände der Regierung falle; wie ihm jedoch sein Anwalt alle Hoffnung dazu abgesprochen und wie ihm endlich seine Braut zu einem günstigen Ausspruche des Gerichtshofes verholfen. Nur die Scene, welche seine schleunige Verheirathung veranlaßt hatte, überging er mit Stillschweigen und begnügte sich mit der Andeutung: daß er von dem Vater seiner Braut dazu gedrängt worden sei, indem ihn dieser bedroht habe, das Decret, welches ihn in den Besitz des Vermögens setzte, wieder rückgängig zu machen. Zugleich gestand er offen ein, daß er allerdings dem Präsidenten des Gerichtshofs gegenüber, seine republikanische Gesinnung, die er im Herzen treu bewahrt, habe verleugnen müssen und daß es ihm gewissermaßen zur Pflicht gemacht worden sei, seinen Schwiegervater Sonneur mit an die Spitze der Fabrik zu stellen, und alle der Regierung feindselig gesinnten Arbeiter daraus zu entfernen."

Hermann fand in dieser Mittheilung allerdings eine ziemlich hinlängliche Aufklärung über das verdächtige Verfahren Medards; aber zugleich drängte sich ihm auch immer gewichtiger ein anderer Verdacht gegen Sonneur und dessen Tochter auf. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß der verliebte Medard ein Opfer ihrer Intriguen geworden sei. Nach kurzem Sinnen fuhr er deshalb auch fort: „Ich fange bereits an

hell zu sehen, und bin schon jetzt geneigt Sie gern freizusprechen von jeder böswilligen Absicht, bei den Schritten, welche Sie gethan haben. Aber ich bitte Sie dringend: lösen Sie mir jetzt nur noch einen einzigen Zweifel, der mir schwer auf dem Herzen liegt. Wie kamen Sie dazu, da Sie doch überzeugt sein konnten, daß Ihr Haus noch scharf bewacht werden würde, in jener Nacht in das Versteck der alten Kapelle zu dringen, welches ich mit Maquet und den Seinigen theilte?"

Auch bei dieser Frage verrieth Medard nicht die geringste Verlegenheit oder Bestürzung, welche hätte auf das Schuldbewußtsein eines absichtlichen Verrathes gedeutet werden können. Er blickte dem Fragenden offen in's Auge und entgegnete dann ruhig, aber mit dem Ausdrucke einer wahren Reue: „Wie oft habe ich mir schon selbst die bittersten Vorwürfe darüber gemacht; denn ich gestehe es ein, es war eine Uebereilung von mir, die ich nicht hätte begehen sollen. Allein ich befand mich in der größten Unruhe, und die qualvolle Besorgniß, die ich um die Meinigen empfand, raubte mir die ruhige Ueberlegung. Der Hauptgrund aber, der mich zu diesem unbesonnenen Schritte hinriß, war eine Warnung die ich empfing, und die die bestimmte Versicherung enthielt, daß das Versteck der Flüchtlinge bereits verrathen sei. Die Angst um ihre Sicherheit trieb mich an, sie ohne Säumen davon in Kenntniß zu setzen und leider wurde mir es zu spät klar, daß ich eben dadurch die herumspähenden Soldaten erst auf die richtige Spur geleitet hatte."

„Aber, im Namen des Himmels! Wer gab Ihnen diese Warnung?“ rief Hermann lebhaft.

„Eine Person, der ich mein volles Vertrauen schenkte, und gegen die ich auch jetzt noch keine Ursache habe den Verdacht einer feindseligen Absicht zu hegen; entgegnete Medard.

Eine Ahnung durchzuckte Hermann und er glaubte sich in der Annahme nicht zu täuschen, daß jene Person keine Andere gewesen sei, als Helene, die Geliebte Medards. Doch er wollte seine Vermuthung nicht aussprechen und verschmähete es ihn jetzt zu einer näheren Bezeichnung der warnenden Person aufzufordern, wozu er sich wohl auch kaum verstanden haben haben würde. Doch war es ihm schon außerordentlich beruhigend, daß er ihn, allem Anscheine nach, wirklich unschuldig fand.

Er wendete deshalb auch sogleich das Gespräch auf den Hauptgegenstand seines Besuchs, und indem er wieder anknüpfte an die schlimmen Gerüchte, welche durch die auffallenden Schritte Medards veranlaßt worden waren, entdeckte er ihm, daß er wohl davon unterrichtet sei, wie er sich die Rache der Freirichter zugezogen, und schon eine zweimalige Warnung empfangen habe.

Jener gerieth darüber in das heftigste Erstaunen und fragte ihn hastig: ob er selbst zu den Freirichtern gehöre; ob er vielleicht gar beauftragt sei, den Urtheilsspruch der Schrecklichen an ihm zu vollziehen? Der junge Mann beruhigte ihn jedoch schnell darüber und sprach dann weiter: „Nein, ich gehöre nicht zu den Freirichtern; ja, ich gestehe es offen, daß ich ihr Trei-

ben aus tiefstem Herzensgrunde mißbillige; denn durch Meuchelmord kann der Sache der Freiheit und der Vokksrechte nimmer Segen erblühen. Forschen Sie nicht darnach, wie ich zu diesem Geheimnisse gelangte; denn ich würde Ihnen doch keine Antwort darauf geben können. Halten Sie sich aber versichert, daß ich alle meine Kräfte anstrengen werde, um Sie vor dem Loose, welches Ihnen die heimlichen Richter zugedacht, zu bewahren und Ihnen Ihre Seelenruhe wieder zu geben. Ihre offene Mittheilung berechtigt mich jetzt zu der Annahme, daß Sie den Verdacht, mit welchem Sie von vielen Seiten belastet werden, nicht verdienen und daß ich mit gutem Gewissen als Ihr Vertheidiger auftreten kann. Noch kann ich Ihnen freilich die Mittel nicht angeben, die ich zu Ihrer Rettung anwenden werde, aber ich denke: ich sehe Sie bald wieder und hoffe Ihnen dann eine beruhigende Botschaft bringen zu können."

Medard fühlte sich in der That ganz glücklich durch diese Zusage und sprach seinen Dank in der herzlichsten Weise aus. Hermann aber wollte sich eben entfernen, als leise an die Thür geklopft wurde, worauf sogleich draußen eine ziemlich heftige, weibliche Stimme rief: „Aber Medard, warum hast Du Dich eingeschlossen? Oeffne sogleich!"

„Meine Frau!" stammelte der junge Ehemann verlegen. „Wenn sie uns nur nicht belauscht hat." Er öffnete hierauf ohne Säumen die Thür und Helene rauschte lebhaft in das Comptoir herein, in einem schweren, seidenen Kleide und mit Goldschmuck fast überladen. Aber sie hatte ihre Schönheit dadurch nur noch blen=

dender hervorzuheben gewußt, und behauptete die Haltung einer vornehmen Dame mit einer Sicherheit, die in Erstaunen setzte.

Hermann warf einen durchdringenden Blick auf sie, begrüßte sie mit einer stummen Verbeugung und nachdem er Medard noch einmal die Hand gedrückt hatte, entfernte er sich.

Aber auch Helene hatte den jungen Mann scharf in's Auge gefaßt, und sein außerordentlich angenehmes Aeußere verfehlte nicht einen günstigen Eindruck in ihr hervorzurufen. Sie erwiderte deshalb auch seine Abschiedsverbeugung mit ihrem freundlichsten Lächeln, welches aber sogleich wieder verschwand, sobald er das Zimmer verlassen hatte. Sie warf sich in die Ecke des kleinen Sopha's, welches im Comptoir stand und während sie ihre feinen Spitzenmanschetten glättete, zogen sich finstere Wolken auf ihrer schönen Stirn zusammen. Dann warf sie einen mißmuthigen Blick auf ihren Gatten, der die Hände auf dem Rücken, in sichtbarer Verlegenheit auf und niederging.

„Wer war dieser Herr?“ begann sie endlich, einen gleichgültigen Ton erkünstelnd.

„Ein Geschäftsfreund von mir;“ erhielt sie zur Antwort.

„Und war die Unterredung, die er mit Dir hatte, so wichtig und geheimnißvoll, daß sie bei verschlossener Thür gehalten werden mußte?“ fragte sie mit einer schärferen Betonung.

„Keineswegs;“ versetzte Medard und gab sich alle Mühe recht unbefangen dabei zu erscheinen. „Wir

haben eine ganz gewöhnliche Geschäftsangelegenheit besprochen, welche Jedermann hätte anhören können. Es handelte sich um nichts weiter, als um eine Partie feines Glanzleder und fandest Du die Thür verschlossen, so ist es nur dem zufälligen Umstande zuzuschreiben, daß sich das Schloß in schlechtem Zustande befindet und der Riegel bisweilen ganz von selbst einschnappt. Ich werde es morgen repariren lassen müssen."

Ohne ein Wort darauf zu erwidern ging Helene zur Thür, öffnete sie, und indem sie den Schlüssel herumdrehete und den Drücker bewegte, untersuchte sie das Schloß sehr aufmerksam. Dann entgegnete sie ganz entschieden: „Es bedarf keiner Reparatur und der gerügte Mangel scheint nur in Ihrer Einbildung zu bestehen. Warum verschlossen Sie also die Thür?" wendete sie sich hierauf zu ihrem Gatten, indem sie ihn wieder scharf ansah.

„Aber theuerste Helene, ich habe die Thür nicht verschlossen;" versicherte Medard in immer steigender Verlegenheit und wenn es geschehen ist, so muß es der junge Mann selbst, vielleicht in der Zerstreuung gethan haben. Ich weiß nichts davon!"

Mit ineinander geschlagenen Armen war sie vor ihm stehen geblieben und blickte finster und stolz, wie eine Fürstin auf ihn herab. Er aber schlug seine Augen zu Boden und zupfte verlegen die Schleife seiner Cravatte zurecht.

So standen sie einander mehrere Augenblicke gegenüber, bis Helene wieder das Wort nahm, und indem sie die rechte Hand erhob und den Zeigefinger drohend

gegen ihn ausstreckte, zu ihm sprach: „Gedenke Deines feierlichen Versprechens, Dich nicht in politische Dinge mischen zu wollen; sondern nur für Deine Gattin und Dein Geschäft zu leben. Nimm Dich in Acht! Nimm Dich in Acht! Mich täuschest Du so leicht nicht. Der junge Herr, der eben von Dir ging, ist kein Geschäftsmann; ja allem Anscheine nach ist er auch kein Franzose, sondern ein Fremder. Nach seinem Aeußeren zu urtheilen, halte ich ihn für einen Künstler und zwar für einen Deutschen und ich glaube kaum, daß ich mich hierin irre. Wird es Dir jetzt belieben mir nähere Auskunft über ihn zu geben?"

Aber obgleich Medard ihren Scharfblick im Stillen bewunderte, so fühlte er sich doch dadurch in noch größere Bestürzung versetzt und war kaum fähig zu einer Antwort. Indessen war er doch keineswegs geneigt die verlangte Auskunft zu geben, ja er hielt es sogar für nothwendig bei seiner ersten Aussage hartnäckig zu beharren, wenn er nicht in Zukunft ihr Vertrauen auf seine Wahrhaftigkeit verscherzen wollte. Er nahm deshalb eine sehr ernste Miene an, als ob er sich verletzt fühle, und warf sich dabei in die Brust, als ob er ihr dadurch imponiren wollte, während er sprach: „Ich muß Dich bitten theure Helene, den Worten Deines Gatten mehr Vertrauen zu schenken, und es thut mir leid Dir dabei bemerken zu müssen, daß Du Dich in der That getäuscht hast. Der junge Mann ist wirklich ein Geschäftsmann und zwar ein Portefeuille-Fabrikant aus Straßburg, dessen Vater schon bedeutende Geschäfte in Glanzleder mit dem Hause Maquet gemacht hat.

Weil er aber ein Elsasser ist, nimmt mich es nicht Wunder, daß Du ihn für einen Deutschen hältst —"

Er wollte noch weiter reden, doch sie unterbrach ihn kurz: „Schweig! Du wirst mich nicht verhindern meine Meinung zu behaupten. Doch lassen wir das. Ich habe jetzt von andern Dingen mit Dir zu reden."

„Ja, ja! Laß uns von andern Dingen reden;" stimmte er ihr sogleich bei und eine schwere Last fiel ihm vom Herzen; denn er selbst wünschte nichts sehnlicher, als einen Wechsel des Gesprächs.

„Du wirst mir jetzt endlich Deine Einwilligung nicht länger versagen;" fuhr sie in einem herrischen Tone fort; „eine Umwandlung im Hause vorzunehmen, wie sie unsere Stellung in der Gesellschaft erfordert. Die alten, düstern Zimmer müssen neu und modern decorirt werden und ein ganz neues Meublement ist gleichfalls unnmgänglich nöthig. Auch die Dienerschaft muß vermehrt werden, und an einer eleganten Equipage darf es gar nicht fehlen, sonst würde man uns mit jedem Kleinkrämer in gleichen Rang stellen. Du sollst dadurch in Deinen Geschäftsarbeiten durchaus nicht gestört werden, und brauchst nur die nothwendigen Summen anzuweisen; dann will ich selbst mit Hülfe meines Vaters schon für das Weitere sorgen."

Medard gerieth aber durch dieses Verlangen nur in eine neue Verlegenheit; denn er betrachtete sich im Stillen in der That nur als Verwalter, nicht aber als unbeschränkten Besitzer des ererbten Vermögens, und hielt sich verpflichtet alle luxuriösen Ausgaben zu vermeiden, um immerwährend Baarsummen vorräthig zu

erhalten, mit welchen er den Seinigen hülfreich beispringen konnte, sobald er Nachricht von ihnen erhielt und sie seines Beistandes bedurften. Auch war er gewöhnt an ein einfaches, patriarchalisches Leben, wie es der alte Maquet seit Jahren in seinem Hause festzuhalten gewußt hatte, ohne den Forderungen der Mode, oder den Standesrücksichten besondere Rechnung zu tragen. Die ganze Einrichtung seines Hauses verrieth Wohlhabenheit und Solidität; aber das Meublement war freilich veraltet und mehr auf Dauerhaftigkeit und Bequemlichkeit berechnet, als auf äußern Prunk. Medard wäre auch für seine Person wohl damit zufrieden gewesen und würde nichts daran geändert haben. Doch seine Liebe, die er für seine Gattin hegte, hatte ihn bereits nachgiebig gegen ihre Wünsche gestimmt, obgleich sie mit den seinigen keineswegs harmonirten. Er hatte ihr deshalb auch bereits zugesagt, einige Zimmer zu ihrem Gebrauche neu decoriren und ausstatten zu lassen; war aber keineswegs Willens gewesen diese Umwandlung auf das ganze Haus auszudehnen und noch weniger geneigt sein Dienerpersonal zu vergrößern, oder gar Equipage anzuschaffen. Obgleich er sich nun aber hütete es zu äußern, wie unangenehm er überrascht wurde durch ihr Verlangen, war er doch Anfangs fest entschlossen, ihr einen energischen Widerstand entgegen zu setzen, und entgegnete ihr ernst: „Meine theure Helene, Du wirst mich stets bereit finden alle Deine billigen Wünsche, so viel nur in meinen Kräften steht, zu erfüllen; aber wenn ich jetzt auf einmal Alles ausführen wollte, was Du von mir verlangst, so würde dies meine

Kräfte weit übersteigen. Bedenke doch, daß ich ein Geschäftsmann bin und eines bedeutenden Betriebscapitals bedarf, um in dieser geschäftsstillen Zeit meine Fabrik aufrecht zu erhalten, und nicht wie so manche Andere feiern zu müssen. Ich werde Dir zwei — drei Zimmer in der ersten Etage ganz nach Deinem Geschmacke einrichten lassen, aber damit begnüge Dich vorläufig und versetze mich nicht in die mir so unangenehme Nothwendigkeit Dir etwas entschieden abschlagen zu müssen, weil Dein Verlangen meine Mittel übersteigt."

Sie hatte ihn mit allen Zeichen eines sich immer mehr steigernden Unwillens angehört, und rief endlich, in Zorn ausbrechend: „Ah! Das ist also die zärtliche Liebe, die Sie mir so oft geschworen haben? Kaum wenige Tage verheirathet, muß ich mich also schon überzeugen, wie sehr ich mich in Ihnen getäuscht habe? Wie oft haben Sie mir betheuert, daß Sie mich auf den Händen tragen, daß Sie mir alle meine Wünsche an den Augen absehen wollten? Und nun? Nicht einmal ein so billiges Verlangen wollen Sie mir gewähren? Meinen Sie, ich soll mich absperren in Ihrem Hause von aller Welt, wie eine Klosternonne? Meinen Sie, ich soll allen Genüssen entsagen, die der Reichthum gewährt? Ich soll verzichten auf Gesellschaft und Unterhaltung, zu welcher mich meine Jugend und die Stellung, die ich eingenommen habe, berechtigt? Wie sehr täuschen Sie sich, wenn Sie das glauben!"

Der junge Ehemann hatte schon ähnliche Scenen mit seiner Gattin erlebt, da der Gegenstand aber stets von einer geringfügigeren Bedeutung gewesen war, so

hatte er sie durch Nachgiebigkeit immer wieder beschwichtigt. In diesem Falle aber, wo es sich um so bedeutende Summen handelte, war er entschlossen seine Festigkeit zu behaupten, damit sie überhaupt ihre Ansprüche und Forderungen für die Zukunft beschränken lernen sollte.

Er suchte deshalb auch schon in seinem Aeußeren seine eheherrliche Autorität zu behaupten, stellte sich ihr, seine kleine Gestalt so viel als möglich ausdehnend, mit verschränkten Armen gegenüber und sprach dann, in einem Tone, dem er eine gewisse Würde zu verleihen suchte: „Ich habe Dir bereits meine Gründe mitgetheilt, theuerste Helene, die mich zu der schmerzlichen Nothwendigkeit zwingen, Dir die Gewährung Deiner Wünsche in ihrer ganzen Ausdehnung zuzusagen. Bei ruhiger Ueberlegung wirst Du mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen und meine Gründe nicht unbillig finden. Laß uns also jetzt davon abbrechen und sei versichert —“

Doch er vermochte seine Rede nicht zu beendigen; denn indem sie seine Stellung mit untergeschlagenen Armen nachahmte, brach sie in ein schallendes Hohngelächter aus, worauf sie ihm entgegnete: „Bemühen Sie sich doch nur um's Himmelswillen nicht den gestrengen Eheherrn zu spielen; denn Sie werden keinen andern Erfolg damit erzielen, als meine Lachlust zu reizen. Sparen Sie auch Ihre Versicherungen; denn ich vertraue Ihnen nicht, seitdem Sie mir in der kurzen Zeit unserer Ehe schon so viele Beweise gegeben haben, daß Sie mich nie geliebt, daß Sie mich mit allen Eiden, die Sie mir geschworen, schändlich hintergangen haben.

Ihre Gründe kümmern mich nicht, denn ich verlange nur, was ich als mein Recht betrachte. Sie haben deshalb auch weiter nichts zu thun, als sich meinem Willen zu fügen und die verlangten Summen anzuweisen. Weigern Sie sich nicht länger; denn wenn Sie mich auf das Aeußerste erzürnen, so werden Sie mich auch zu einem äußersten Schritte bewegen, der Ihnen doch sehr unangenehm sein könnte."

Jetzt regte sich aber auch in Medard der Zorn; denn die Verhöhnung, welche in ihren Worten und Geberden lag, hatte ihn auf das Empfindlichste beleidigt. Leider aber erkannte er nicht, daß er, sobald er in zornige Aufwallung gerieth, in der That eine lächerliche Figur spielte, und schon seine ganze Haltung, die er einem Theaterhelden abgelauscht zu haben schien, war weit mehr possierlich, als imponirend. Als er aber nun auch mit einem wahrhaft theatralischen Pathos die Frage aufwarf: „Darf ich fragen Madame, was Sie unter diesen äußersten Schritten verstehen?" da brach sie auf's Neue in ein gellendes Hohngelächter aus und versetzte mit einer hochfahrenden Miene: „Allerdings dürfen Sie das fragen und ich bin auch gar nicht abgeneigt Ihnen Antwort darauf zu geben. Der äußerste Schritt, den ich meine, heißt: Trennung! Es ist ein schweres Wort, und es wird mir nicht leicht es auszusprechen, nach unserer kürzlich erst geschlossenen Verbindung. Aber Sie werden vielleicht, so lange wir uns kennen, schon erkannt haben, daß ich Charakterfestigkeit besitze. Sie wird meine Führerin sein durch das ganze Leben, und sie wird mir auch die Kraft verleihen, ein Verhältniß wieder

zu trennen, sobald ich mich überzeugt habe, daß es meinen Wünschen und Hoffnungen nicht entspricht. Hätte ich jemals ahnen können, daß ich in Ihnen einen so ungalanten, hartnäckigen, lieblosen Ehemann finden würde, hätte ich Ihnen nimmer meine Hand gereicht. Und — es thut mir weh', daß ich es sagen muß — aber Sie reizen mich dazu: Sie scheinen Ihre Stellung gänzlich zu verkennen, die Sie mir gegenüber einnehmen. Sie spielen den Haustyrannen und brüsten sich, als ob sie ganz allein der Besitzer des ererbten Vermögens wären. Das sind Sie aber nicht, und ich glaube gerechte Ansprüche wenigstens auf die Hälfte Ihres Reichthums zu haben; denn durch mich allein sind Sie der Universalerbe geworden. Vergessen Sie das ja nicht! Morgen also, erwarte ich, ohne die geringste Widerrede, die Anweisung der nothwendigen Summen, um hier im Hause Alles nach meinen Wünschen einzurichten. Bis dahin haben Sie kein freundliches Wort von mir zu erwarten und sollten Sie sich gar weigern wollen — dann kennen Sie meinen Entschluß."

Damit rauschte sie, ihr Haupt stolz emporwerfend, zum Zimmer hinaus und ließ ihn allein.

Medard war außer sich vor Angst, Schmerz und innerer Empörung und sank, wie vernichtet in einen Sessel nieder. Schon mehrmals hatte er seit dem Tage seiner Verbindung die Bemerkung gemacht, daß eine auffallende Veränderung mit Helenen vorgegangen war. Seitdem sie seine Gattin geworden, schien sie sich der Sanftmuth, die sie so trefflich zu erheucheln gewußt

und aller edleren Empfindungen, die er so hoch an ihr verehrt hatte, plötzlich entäußert zu haben. In allen ihren Worten und Handlungen sprach sich eine maßlose Herrschsucht aus, und sie schien für weiter nichts mehr Empfänglichkeit zu zeigen, als für Befriedigung ihrer Eitelkeit und ihrer Genußsucht. Alles, was er ihr bisher geboten hatte, fand nur eine kalte Aufnahme, und sie suchte es gar nicht zu verhehlen, daß sie es ungenügend fand. Anfangs suchte er sie bei sich selbst zu entschuldigen; denn die heiße Liebe, die er für sie hegte, verblendete ihn selbst gegen ihre Fehler. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeiten, seine Zugeständnisse und Geschenke, doch erfreute er sich auch dadurch nur eines geringen Erfolgs. Indessen war er schon zufrieden, wenn sie ihm zuweilen nur einen freundlichen Blick, oder ein gütiges Wort widmete, und seine überhäuften Geschäfte ließen ihn gar nicht dazu kommen, darüber nachzudenken, wie sich ihre ganze Gemüthsart so seltsam geändert hatte. Deshalb hatte er auch eigentlich noch keinen ernstlichen Zwist mit ihr gehabt, und um so empfindlicher fühlte er sich nun verletzt, durch die harten, unverdienten Vorwürfe, mit welchen sie ihn eben überhäuft hatte. Er hatte ihr nach allen seinen Kräften seine Dankbarkeit bewiesen, für den großen Dienst, den sie ihm durch ihren Beistand zur Erlangung der Erbschaft geleistet hatte; aber nimmermehr hätte er es für möglich gehalten, daß sie ihm mit Verleugnung alles Zartgefühls, diesen Beistand vorwerfen und dafür die Hälfte seines Vermögens zu ihrer freien Verfügung beanspruchen würde. Er fühlte sich so tief dadurch ge-

kränkt, daß er hätte weinen mögen. Aber es war ihm auch, als ob ihm eine Binde von seinen Augen gefallen wäre; denn in ihrem Zorne hatte sie ihm ihre wahre Natur verrathen. Es war nicht jener Zorn, der rasch verfliegt und dann die Herzensgüte walten läßt, um schnell wieder eine Versöhnung herbeizuführen. Nein, es war der raffinirte Zorn der Bosheit, dessen Feuer das Gift des Hasses im Herzen kocht, um es auszuspritzen über sein Opfer. Er fühlte sich von diesem Gifte getroffen und alle seine schönen Träume von Liebesglück waren bleich und farblos dadurch geworden.

Sie hatte ihn mit Trennung gedroht. Also so wenig liebte sie ihn, daß sie kaum verbunden mit ihm, schon daran denken konnte ihn wieder zu verlassen, weil er sich weigerte ihre eigensinnigen Wünsche zu erfüllen. Dabei fiel ihm ein, daß ihr Vater ihn zu einem Punkte des Ehecontractes überredet hatte, welcher im Falle des Todes ihres Gatten ihr ein sehr bedeutendes Wittwengehalt feststellte, das ihr auch zu Theil werden sollte, wenn eine Trennung zwischen Beiden bei ihren Lebzeiten stattfände. Wie ein Blitz schoß es ihm jetzt durch den Sinn, daß sie vielleicht gar absichtlich einen ernsten Streit mit ihm suche, um einen Vorwand zu einer Trennung zu finden, durch welche sie sich in den Besitz eines Theils seines Vermögens setzen konnte. Er hätte früher einen solchen Verdacht als ungerecht verworfen; in diesem Augenblicke aber erschien er ihm glaubhaft und steigerte seine Empörung nur noch mehr.

Mehrere Minuten lang geberdete er sich wie rasend; denn er mußte seinen Zorn austoben; doch nach und

nach kehrte ihm die ruhigere Besinnung zurück und auch seine Leidenschaft für Helenen flammte wieder heftig in seiner Brust empor. Eine qualvolle Angst beschlich ihn, wenn er sich dachte, daß er sie verlieren könne, nachdem er sie kaum durch so manches schwere Opfer gewonnen hatte. Er fühlte sich recht unglücklich, denn er stand ja ganz allein und sah sich verlassen von aller Welt, und noch dazu mit Verfolgungen bedroht, die ihm sein Leben kosten konnten. Die offne, biedere Art und Weise, mit welcher ihm der junge Deutsche seinen Beistand geboten, hatte ihn zwar wieder aufgerichtet und Hoffnungen in ihm erweckt, der schrecklichen Gefahr zu entgehen; aber in der niedergedrückten Stimmung, in welcher er sich jetzt befand, begann er wieder daran zu zweifeln, ob es ihm auch gelingen werde seinen Rettungsplan auszuführen?

So quälte er sich noch geraume Zeit ab, mit allerlei marternden Befürchtungen, ohne zu einem festen Entschlusse zu gelangen, als sein Schwiegervater Sonneur zu ihm eintrat und ihm mit sehr finsterer Miene entgegenrief: „Was haben Sie mit Helenen vorgehabt? Sie ist krank, liegt in Krämpfen und ich habe den Arzt rufen müssen?"

„Helene krank?" rief Medard bestürzt aus.

„Aber sie ist ja eben erst von mir gegangen, ganz wohl und kräftig."

„Sie haben ihr schweren Aerger zugefügt, und kaum war sie in ihr Zimmer gelangt, so brach der Krampfanfall aus, in der schrecklichsten Weise. Verstehen Sie es nicht besser ein so zartes Wesen zu behan-

deln, so hätten Sie sich mit einem Dorfmädchen verheirathen sollen.“

„Mein Herr —“ wollte Medard, durch diesen Vorwurf beleidigt, losbrechen, doch er besann sich noch, daß er den Familienzwist nicht noch vergrößern dürfe, und da es ihm zugleich auch wahrscheinlich erschien, daß seine Gattin wirklich in Krämpfe verfallen sei, durch die heftige Aufregung, in welcher sie sich befunden hatte, so fühlte er eine lebhafte Theilnahme die ihn augenblicklich zur Versöhnung stimmte. Deshalb erklärte er auch sogleich zu ihr gehen, zu wollen, doch ihr Vater hielt ihn zurück, indem er zu ihm, in einem ziemlich gebieterischen Tone sprach: „Nein bleiben Sie hier! Sie will Sie nicht sehen. Ihr Anblick schon würde sie in neue Aufregung versetzen und der Arzt hat streng befohlen sie vor jeder Gemüthsbewegung zu bewahren; denn sie bedarf der größten Ruhe. Indessen theilen Sie mir die Ursache Ihres Zwistes mit; denn meine Tochter hat mich nur unvollkommen davon unterrichten können.

Nur ungern ließ sich Medard darauf ein die fatale Angelegenheit, die ihm selbst schon so viel Aerger und Kränkung verursacht hatte, nun auch noch einmal mit seinem Schwiegervater zu verhandeln, von dem er überzeugt sein durfte, daß er ganz entschieden Parthei für seine Tochter nehmen würde. Doch fand er keinen Grund auszuweichen und er wollte sich wenigstens zu rechtfertigen suchen, weshalb er ihm auch nach einigem Zögern Alles mittheilte.

Sonneur war jedoch keineswegs geneigt seine Recht-

fertigungsgründe zu beachten. Er bestürmte ihn vielmehr mit den bittersten Vorwürfen, daß er seine Tochter nicht zu behandeln verstehe; sondern zu beabsichtigen scheine sie unglücklich zu machen. Daß er seine Capitalia für den Betrieb seiner Fabrik bewahren müsse, widerstritt er, und suchte ihm zu beweisen, daß er genug Baarfonds besitze, um die Geschäftskosten zu bestreiten und zugleich auch eine bedeutende Summe auf die Umwandlung seines Hauses zu verwenden, die durchaus nothwendig sei, um seine Tochter in eine zufriedene Stimmung zu versetzen.

Medard war jedoch fest entschlossen sich in keinen Wortwechsel über die ganze Angelegenheit einzulassen, und erklärte daher fest und bestimmt, daß er sich das Recht, nach seinem eignen Ermessen über seine Baarfonds zu verfügen, nicht nehmen lassen würde; wodurch er natürlich seinen Schwiegervater in den heftigsten Zorn versetzte. Da er ihm jedoch auf alle seine Vorwürfe keine Antwort mehr gab, verließ ihn dieser endlich, nachdem auch er sehr deutliche Drohungen ausgestoßen hatte, die Ehe wieder trennen zu wollen, weil er nur eine sehr unglückliche Zukunft für seine Tochter voraussähe.

Der arme Medard aber fühlte sich unbeschreiblich unglücklich, als er sich nun wieder allein sah', und verzweifelte beinahe an einer Wiederaussöhnung mit seiner Gattin, da es ihm jetzt klar wurde, daß sich Vater und Tochter förmlich gegen ihn verschworen hatten und nur darauf bedacht zu sein schienen, ihm die Herrschaft über sein Eigenthum gänzlich aus den Händen zu winden. Zum ersten Male begann er den Schritt, zu welchem

ihn seine Leidenschaft verführt hatte, zu bereuen, und er wünschte, daß er Helenen vor seiner Verheirathung schärfer beobachtet und ihren wahren Charakter besser erkannt hätte.

Doch er wollte wenigstens noch einen Versuch wagen, ihr die Hand zur Versöhnung zu bieten und sie durch vernünftige Vorstellungen zu bewegen, von ihren übermäßigen Forderungen abzustehen, und sich mit dem zu begnügen, was er ihr freiwillig bieten würde. Deshalb begab er sich nach ihren Zimmern; doch sie ließ ihm selbst durch ihr Mädchen in sehr entschiedener Weise erklären, daß sie ihn nicht sehen wolle und daß ihm ihre Thür so lange verschlossen bleiben würde, bis sie vollkommen wieder hergestellt sei.

Auf das Tiefste dadurch gekränkt, zog er sich wieder in sein Comptoir zurück und versuchte zu arbeiten, um seine Gedanken von seinem häuslichen Kummer abzulenken; doch es gelang ihm nicht und immer und immer wieder kehrte ihm die Erinnerung an die bedauernswerthen Auftritte zurück, die er so eben erlebt hatte.

Sein Schwiegervater Sonneur aber hatte gleich nach der stürmischen Scene, die er mit ihm gehabt, das Haus verlassen.

Er pflegte gewöhnlich in den Abendstunden auszugehen und mehrere Wirthshäuser zu besuchen, wobei er sich aber noch immer einer strengen Mäßigkeit befleißigte; denn der eigentliche Zweck seiner Wirthshausbesuche erforderte Nüchternheit. Er mischte sich gewöhnlich unter die Gäste mit der gleichgültigsten Miene, nahm Theil an ihren Gesprächen und suchte sie mit

großer Gewandtheit und scheinbar absichtslos zu Unterhaltungen über politische Gegenstände, besonders über die gegenwärtigen Zustände zu bewegen, wobei er ihre politischen Meinungen ausforschte. Da er sich dabei weit offener, und manchmal entschiedener, als es Andere wagten, gegen die herrschende Parthei aussprach und Alles vermied, was ihn als einen Anhänger des Prinzen Napoleon hätte verrathen können, so faßte man Vertrauen zu ihm, hielt ihn für einen echten Republikaner, und Manche rückten denn auch offen mit ihren politischen Glaubensbekenntnissen heraus, ohne es zu ahnen, daß sie es mit einem der schlauesten Polizeispione zu thun hatten.

Doch er verkehrte nicht allein mit der Bürgerclasse, sondern ließ sich auch nicht selten in solchen Wirthshäusern blicken, wo nur größtentheils Militairpersonen zusammen kamen, und die sich in der Regel in der Nähe der großen Wachtlokale und Kasernen befanden. Dort mußte er freilich vorsichtiger zu Werke gehen und befolgte fast immer die Taktik gar keine bestimmte politische Meinung zu äußern und nur den stillen Beobachter zu spielen. Darin war er auch ganz vortrefflich geübt, denn es entging ihm nicht allein fast kein Wort von den Gesprächen der ihm zunächst Sitzenden; sondern er wußte auch ihre Geberden und geheimen Zeichen, die sie mit einander auswechselten, zu deuten. Es war der Regierung nicht unbekannt geblieben, daß eine geheime Verbindung unter dem Militair herrschte, die sich unter dem Namen „Militante" fast durch die ganze Armee verbreitet hatte. Noch aber war es nicht gelungen ihr

eigentliches Wesen zu ergründen und ihre Hauptleiter zu entdecken. Man wußte nur, daß sich ihre Statuten auf die Grundsätze der socialen Republik gründeten, daß sie in einem geheimen Einverständnisse mit der „Marianne" stand und daß sie selbst Offiziere höheren Ranges zu ihren Mitgliedern zählte. Sonneur war der Einzige, dem es bis jetzt gelungen war einige Militairs von verschiedenen Regimentern heimlich zu denunciren, von welchen er sicher überzeugt zu sein glaubte, daß sie dem Geheimbunde angehörten. Man hatte sie verhaftet und scharf inquirirt; doch war bis jetzt keinem Einzigen auch nur das geringste Geständniß abzubringen gewesen.

An jenem Abende nun begab sich Sonneur in ein Wirthshaus, in der Nähe der großen Kaserne hinter dem Magistratsgebäude, welches „der tapfere Dragoner" genannt wurde. Es verkehrten dort Soldaten verschiedener Waffengattungen und man hatte nie gehört, daß in diesem Lokale laute Streitigkeiten, oder gar blutige Händel vorgekommen wären, wie sie in andern, ähnlichen Schenken, besonders zwischen Infanterie und Cavallerie, häufig stattfanden. Diese friedliche Stimmung aber war dem Spion Sonneur gerade verdächtig erschienen, und er glaubte sich nicht zu täuschen, wenn er die Vermuthung hegte, daß diese auffallende Harmonie darin ihren Grund fände, daß gerade hier vorzugsweise die Mitglieder der „Militante" ihre Zusammenkünfte hielten. Er hatte gerade deshalb auch dieses Haus scharf im Auge behalten und hegte die Hoffnung hier noch wichtige Entdeckungen zu machen.

Da er schon mehrmals dort erschienen war, so fiel

auch heute sein Erscheinen in der Gaststube nicht auf. Der Saal war ziemlich besetzt und zwar von Cavalleristen, Artilleristen und Infanteristen, unter welchen sich jedoch fast nur Jäger befanden.

Sonnenr grüßte Diejenigen, an welchen er vorüberging höflich, nahm jedoch nicht Platz zwischen ihnen, sondern ging sogleich an das Büffet, in welchem sich der Wirth befand, gegen welchen er sich für einen Makler ausgegeben hatte, der in Spirituosen Geschäfte machte. Er hatte sogar auch schon wiederholt kleine Partieen Wein, Rum und Cognac an ihn für sehr billige Preise verkauft und sich dadurch gewissermaßen in seine Gunst gesetzt, so daß er immer eine freundliche Aufnahme bei ihm fand. Er leitete auch jetzt wieder sein Gespräch mit einem kleinen Handelsgeschäfte ein, wobei er sich ein Glas Wein geben ließ und scheinbar auf die Gespräche der Soldaten gar nicht zu achten schien, welche von ihm gleichfalls allem Anscheine nach keine Notiz nahmen. Erst später, als der Corporal eines Lancier-Regimentes eintrat, den man erwartet zu haben schien, trat plötzlich eine Stille ein, und die Blicke Aller richteten sich auf den eben Eingetretenen, als ob man eine wichtige Nachricht von ihm erwartet hätte. Er setzte sich an einen vom Büffet am weitesten entfernten Tisch und alle übrigen Soldaten gruppirten sich, theils sitzend, theils stehend um ihn herum, worauf er ihnen einen Bericht abstattete, aber so leise, daß das im Lauschen sehr geübte Ohr Sonneurs weiter nichts zu verstehen im Stande war, als die wenigen Worte: „fünf Mann verhaftet.“

Nach einigen Minuten, während welcher ihr Gespräch ganz leise fortgedauert hatte, erhoben sich die Soldaten sämmtlich und verließen den Saal. Sonneur aber, der alle ihre Bewegungen unbemerkt beobachtete, hörte deutlich, daß sie nicht zum Hause hinaus gingen, sondern einen an der westlichen Wand des Saals hinlaufenden Gang hinabschritten, der nach einem entlegenen Hintergebäude führte. Kaum aber glaubte er sich davon überzeugt zu haben, als er sein Gespräch mit dem Wirthe schnell beendigte und auch fortging, indem er noch wichtige Geschäfte vorschützte. In der Vorhalle angelangt, wendete er sich jedoch nicht zur Hausthür, um die Straße zu erreichen, sondern schlüpfte in jenen dunkeln Gang hinein, wo er noch in der Ferne die sporenklirrenden Schritte der Soldaten deutlich vernahm, obgleich diese nur leise auftraten. Rasch, und jedes Geräusch so viel als möglich vermeidend, folgte er ihnen und gelangte bald in das Hintergebäude, wo sich drei Kellereingänge befanden. Zwei derselben waren offen, doch einer, der zunächst an einer Thür lag, die in den geräumigen Hof führte, wurde eben von Innen verschlossen und er zweifelte keinen Augenblick, daß die Soldaten so eben in diesen Keller hinabgestiegen waren, um wahrscheinlich dort eine geheime Versammlung zu halten. Ihnen bis dorthin zu folgen, war er nun freilich nicht im Stande, doch hoffte er noch einen andern Eingang, oder wenigstens ein Fenster zu finden, welches mit diesem Keller in Verbindung stand. Gewandt wie ein Aal huschte er deshalb zu der nahegelegenen Thür hinaus und betrat den Hof. Dort herrschte große Finsterniß

und tiefe Stille; doch er besaß die Fähigkeit sich durch seine scharfen Augen auch im Dunkeln zu orientiren, und indem er sich an der Mauer des Hintergebäudes hinfühlte, gelangte er bald bis zu einem kleinen Fenster, welches kaum einen halben Fuß hoch über der Erde angebracht war und allem Anscheine nach zu dem Keller gehören mußte, welchen er zu durchforschen beabsichtigte. Wie ein ganz schwacher Lichtschein schien es daraus hervorzuschimmern und er knieete auf den Boden nieder, um zu sehen und zu lauschen. Aber bald mußte er sich überzeugen, daß das kleine Fenster von Innen verhängt war; als er jedoch sein Ohr an die Scheiben legte, vernahm er deutlich ein dumpfes Gemurmel mehrerer Stimmen, ohne daß er jedoch im Stande gewesen wäre, bestimmte Worte zu unterscheiden.

Durch vorsichtiges Herumfühlen überzeugte er sich bald, daß das Fenster von Aeußen nicht zu öffnen war, doch bemerkte er auch zugleich, daß eine der kleinen runden Scheiben zerbrochen war und alles Geräusch dabei vermeidend, zog er die noch in der Blei-Einfassung festhaltenden Splitter heraus und indem er hierauf mit der Hand in die Oeffnung hineinlangte, wurde es ihm klar, daß man das Fenster von Innen mit einem Sacke, statt einer Gardine zugehängt hatte. Er drängte diesen improvisirten Vorhang ganz leise zur Seite und sah' jetzt deutlich beim Scheine einer an einem Pfeiler hängenden Laterne, die nur ein Dämmerlicht verbreitete, im Hintergrunde des Kellers Uniformen und Waffen schimmern. Jetzt zweifelte er keinen Augenblick mehr daran, daß hier eine geheime Versammlung stattfände

und daß die Mitglieder derselben der berüchtigten „Militante“ angehörten. So sehr er aber auch sein Gehör anstrengte, um ihr Gespräch zu belauschen, konnte er doch nichts vernehmen, als die einzelnen Worte: „Spion! Verräther! mit den fürchterlichsten Rachedrohungen untermischt.

Ein kalter Schauer durchrieselte ihn und er konnte sich einer gewissen Angst nicht erwehren, mit der Befürchtung, daß vielleicht jene Ehrentitel und Drohungen ihm selbst gelten sollten. Doch war er viel zu begierig, tiefer in die Geheimnisse der Verschwornen einzudringen, als daß er sich mit dem, was er eben gehört, begnügt hätte. Er hielt noch immer die sackleinwandene Gardine zurück, daß die Worte der Sprechenden deutlicher zu ihm dringen sollten, legte sein Ohr in die runde Fensteröffnung und vergaß dabei die nöthige Vorsicht, daß er es beinahe ganz überhört hätte, als sich die nach dem Hintergebäude führende Hofthür öffnete, und zwei leichte Jäger heraustraten, die wahrscheinlich in der Absicht erschienen, das Haus zu umkreisen und etwaige Lauscher von der Versammlung fern zu halten.

Etwas erschrocken durch ihr unvermuthetes Erscheinen, erhob er sich hastig vom Boden, und durch das dabei nicht zu vermeidende Geräusch verrieth er seine Gegenwart. Die beiden Soldaten hatten ihn auch sogleich bemerkt und riefen ihm, mit gedämpfter Stimme, ein drohendes: „Wer da?“ zu, indem sie auf ihn losstürzten, um sich seiner zu bemächtigen. Sonneur aber, der selten seine Geistesgegenwart verlor, hatte sich wenigstens oberflächlich in der Lokalität orientirt, daß er

zurücksprang und ohne Antwort zu geben, einer niedrigen Ausgangspforte des Hofes zueilte, welche auf einen wüsten, freien Platz führte, der erst angebaut werden sollte, vorläufig aber noch zu einem Holzlager diente.

Zu seinem Schrecken aber fand er die kleine Pforte fest verschlossen und ohne sich lange zu bedenken, beschloß er über die Mauer, in welcher sie sich befand, hinwegzuklettern; denn er sah wohl ein, daß er verloren war, wenn er in dem eingeschlossenen Hofraume blieb. Trotz seines Alters war er noch ein geschickter Turner und so gelang es ihm auch an der Thür emporzuklimmen und sich über die Mauer zu schwingen, ehe ihn die Jäger noch zu erreichen vermochten. Da sie jedoch einen Schlüssel zu der Thür besaßen, den sie rasch benutzten, so traten sie auch, fast in demselben Momente, als er sich auf der andern Seite an der Mauer niederließ, aus dem Hofe hinaus, und bemerkten den Flüchtigen, der nur einen sehr geringen Vorsprung hatte, sogleich wieder, wie er auf dem freien Platze quer feldein lief, um die ein paar hundert Schritte entfernten Holzstöße zu erreichen, wo er sich zu verbergen hoffte. Aber dies sollte ihm nicht gelingen; denn seine Verfolger waren ihm zu nahe auf den Fersen und noch rascher auf den Beinen, als er selbst.

Sie vermieden auch dabei, so viel als möglich, alles Geräusch, ließen keinen Zuruf mehr vernehmen, und ehe er es vermochte bis zu den Holzstößen zu gelangen, packten sie ihn fast gleichzeitig und zwangen ihn still zu stehen. Er wehrte sich verzweifelnd und es gelang ihm ein doppelläufiges Terzerol aus der Brust-

tasche zu ziehen, wobei er athemlos ausrief: „Laßt mich los, oder ich schieße Euch nieder."

Das Terzerol versagte jedoch, als er den einen Lauf abdrücken wollte, und ehe er den andern Lauf aufziehen konnte, hatte man es ihm schon entwunden, und beide Jäger stießen ihm, mit dem dumpfen Ausrufe: „Stirb niederträchtiger Spion!" ihre Hirschfänger durch die Brust.

Mit einem unartikulirten Schrei sank er zusammen, und seine Mörder ließen ihn auf den Boden niedersinken. Er wollte wieder laut aufschreien und um Hülfe rufen, aber ein warmer Blutstrom, der aus seinem Munde quoll, erstickte seine Stimme und trotz aller Anstrengung brachte er nur ein dumpfes Röcheln hervor.

„Er hat genug!" flüsterte der eine Jäger seinem Kameraden zu. „Es ist Niemand in der Nähe; laß uns noch ein paar Minuten warten, bis er's ausgemacht hat. Der Schurke hat längst den Tod verdient; denn er hat schon manche unsrer braven Kameraden in's Unglück gebracht, gar nicht zu gedenken der schändlichen Verräthereien, die er gegen Civilisten ausgeübt hat."

„Aber verdammt!" entgegnete der Andere. „Ich höre Schritte! Wir müssen uns zurückziehen!"

Beide entfernten sich jetzt etwas von dem tödtlich Verwundeten, denn sein Röcheln erlaubte ihnen nicht ein anderes Geräusch deutlich zu unterscheiden. Mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit lauschten sie nun in die Ferne hinaus, und vernahmen jetzt wirklich Schritte, die sich ihnen von den Holzhaufen her, aber ziemlich langsam, näherten.

„Es wird der Holzwächter sein!“ bemerkte der erste Jäger. „An den haben wir gar nicht gedacht. Laß uns schnell in den Hof zurückeilen, ich denke, der Spion wird uns nicht mehr verrathen können.“ Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Beide, so geräuschlos als möglich in den Hof des Wirthshauses zurücksprangen und die Thür hinter sich verschlossen.

Es war in der That der Holzwächter, welcher sich näherte und da er mit einer Laterne versehen war, und dem, in der ringsum herrschenden Stille, sehr hörbarem Geräusche des Röchelns nachging, so hatte er den Verwundeten auch bald aufgefunden und blieb entsetzt bei seinem Anblicke stehen. Es war nicht zu verkennen, daß der Mordanfall erst kürzlich stattgefunden haben mußte, und der alte Mann schien in große Angst zu gerathen. Ohne es daher auch nur zu versuchen, dem Unglücklichen irgend einen Beistand zu leisten, oder ihn um den Hergang zu befragen, lief er wieder davon, so schnell ihn seine zitternden Füße trugen, bis er in die nächstgelegene Straße gelangte, wo er einigen ihm begegnenden Arbeitern seine schreckliche Entdeckung mittheilte. Eine Polizei-Patrouille, welche zufällig auch herbeikam, ließ sogleich aus dem Hause eines Tischlers eine Tragbahre herbeiholen und rasch begaben sich nun Alle nach dem wüsten Platze. Man fand auch den Verwundeten noch auf demselben Platze, denn seine Versuche sich zu erheben, waren ohne Erfolg geblieben, da seine Kräfte bereits ganz erschöpft waren, durch den heftigen Blutverlust. Der Anführer der Patrouille, ein Polizeisergeant, erkannte in ihm den geheimen Agenten

der Sicherheitsbehörde, Sonneur, und nachdem er die Wunden untersucht und so gut er es vermochte, mit einigen Tüchern verstopft hatte, um nur das Blut so viel als möglich zu stillen, ließ er ihn auf die Bahre legen und in der Richtung nach seiner Wohnung forttragen.

Sonneur, welcher noch immer bei Besinnung zu sein und auch den Polizeibeamten erkannt zu haben schien, machte mehrere Versuche zu sprechen; doch er brachte nur so unverständliche Laute hervor, daß es unmöglich war einen Sinn daraus zu entnehmen.

Als man endlich das Ziel erreicht hatte, erregte die Ankunft des Verwundeten in der Fabrik allgemeines Erstaunen und Schrecken, doch wenigstens bei den Arbeitern, welche Kunde davon erhielten, eine nur geringe Theilnahme. Medard, welcher selbst zuerst mit herbeieilte, ließ ihn in sein Zimmer bringen und schleunig einen Arzt herbeirufen; dann begab er sich, nicht mehr auf die Protestationen der Zofe achtend, zu seiner Gattin, und theilte ihr vorsichtig nach und nach das Unglück, welches ihrem Vater geschehen war, mit. Der Eindruck, welchen die traurige Kunde auf Helenen ausübte, war schrecklich. Hatte sie vor wenigen Stunden ihren Krampfanfall vielleicht nur affectirt, so wurde jetzt in Wahrheit ihr ganzer Körper von einer krampfhaften Erschütterung bewegt. Sie schrie laut auf, und es dauerte lange, ehe sie sich so weit zu fassen vermochte, daß sie ihrem Gatten in das Zimmer folgen konnte, wo der Verwundete lag. Der Arzt war indessen erschienen, hatte die Wunden untersucht und sie beide tödtlich ge-

funden, da die Lunge und mehrere der bedeutendsten Blutgefäße durch die breiten Hirschfänger durchschnitten worden waren. Er vermochte deshalb auch keine Hoffnung zu geben und sprach dies zugleich deutlich genug aus. Helenens Schmerz wurde dadurch nur noch erhöht und er zeigte sich immer mehr wahr und ungeheuchelt, denn sie fühlte es ganz, daß sie nicht allein einen Vater, sondern auch einen zuverlässigen Theilnehmer an allen ihren Plänen für die Zukunft verlieren sollte. Obwohl der Arzt und ihr Gatte es nicht dulden wollten, ließ sie sich doch nicht zurückhalten sich über den Sterbenden hinzuwerfen und ihn mit den zärtlichsten Namen anzurufen. Aber Sonneur schien sie kaum noch zu erkennen; seine Augen waren schon gebrochen, und aus seiner Brust drang nur noch ein dumpfes Röcheln hervor, wobei er nicht mehr im Stande war, auch nur ein einziges, deutliches Wort zu sprechen. Nach wenigen Minuten schon zuckte er krampfhaft zusammen, das Röcheln hörte plötzlich auf, sein Körper streckte sich — er war todt. Der Jammer seiner Tochter stieg auf das Höchste, als sie sich von seinem Ende überzeugt, und Medard und der Arzt mußten sie fast mit Gewalt von der Leiche entfernen.

Der ganze Vorfall erregte ein ungewöhnliches Aufsehen in Paris, aber die näheren Umstände, so wie die eigentliche Ursache der Ermordung blieben in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, und durch alle deshalb angestellten Untersuchungen vermochte man doch nicht die eigentlichen Thäter zu entdecken. Wie es aber oft geschieht, daß ein solches Unglück für Andere günstige

Folgen herbeiführt, so bemerkte auch Medard, daß Helene seit dem Tode ihres Vaters sich gänzlich umgewandelt zeigte. Die Heftigkeit ihres Charakters, die sie besonders in den letzten Tagen so rücksichtslos enthüllt, hatte sich in Sanftmuth verkehrt, ihre hochstrebenden, eigenwilligen Wünsche kamen nicht mehr zum Vorscheine, und mit sichtbarem Bemühen ihm zu gefallen, schloß sie sich näher an ihren Gatten an, so daß dieser wieder Hoffnung faßte auf eine glücklichere Zukunft.

VII.

Während in Paris die Ruhe vollkommen wieder hergestellt war und wenigstens äußerlich eine Unterwerfung der großen Massen stattgefunden hatte, herrschte in mehreren Departements, wo der republikanische Geist feste Wurzeln gefaßt, noch immer große Aufregung, und nicht selten gab es blutige Scenen zwischen den Insurgenten und den Militaircolonnen, welche über das ganze Land vertheilt worden waren.

In dem Departement der niedern Seine, nahe bei Rouen, fast dicht am Ufer des Seinestromes, lag ein Dorf, welches wegen seiner reizenden Lage zwischen Wasser, grünen Anhöhen und Waldungen Beauvillage genannt worden war. Hier finden wir unsere Flüchtlinge aus Paris wieder. Sie hatten die gastfreundlichste Aufnahme gefunden, bei einem der reichsten Bauern des Dorfes, Namens Michel Calas, der sie für seine

Anverwandten aus einem weit entlegenen Departement ausgab. Es herrschte in der ganzen Gegend noch viel republikanischer Sinn und man war im Allgemeinen keineswegs zufrieden mit der politischen Umwälzung, welche in Paris durch den Staatsstreich hervorgerufen worden war. Nur die Beamten zeigten sich, um auf ihren Posten bleiben zu können, der neuen Regierung ergeben, obgleich sie im Herzen die Gewaltmaßregeln derselben durchaus nicht billigten.

Michel Calas aber und viele seiner Freunde, verhehlten ihre republikanische Gesinnung weniger, doch hielten sie sich ruhig und vermieden Alles, was sie mit der Gensd'armerie, oder den fliegenden Militaircolonnen, welche das Land durchstreiften, hätte in blutige Fehde bringen können. Der alte Maquet, seine beiden Enkelinnen und ihre Verlobten, hatten ihre Bauerntracht, in der es ihnen gelungen war, aus Paris zu entfliehen, noch nicht abgelegt, und wußten sich bald in ihre ländlichen Rollen so gut zu finden, daß man es nicht zu ahnen schien, daß sie dem pariser Bürgerstande angehörten. Auch hielten sie sich überhaupt sehr eingezogen und verkehrten nur mit solchen Personen, welche ihnen ihr Gastfreund als solche bezeichnet hatte, welchen sie wohl vertrauen könnten. Zugleich fanden sie unter den Landbewohnern zahlreiche Mitglieder der „Marianne," welche besonders in Calas einen ihrer eifrigsten Anhänger zählte.

Nahe beim Dorfe aber, auf einer Anhöhe, welche die schönste Aussicht auf die ganze Umgegend gewährte, erhob sich ein ziemlich alterthümliches, aber noch recht

wohl erhaltenes Schloß, welches Familien-Eigenthum des Marquis von Chereville war, der, sobald es die Wiedergenesung seines Sohnes erlaubte, seine ganze Familie hierher, gewissermaßen in die Verbannung geschickt hatte. Sie befanden sich nun schon bereits seit mehreren Tagen hier und erwarteten mit Ungeduld die milden und heitern Tage des Frühlings, von welchem sie sich in der herrlichen Gegend manche reizende Genüsse versprachen. Die Marquise hatte sich in dem alterthümlichen und keineswegs modern ausgestatteten, aber doch recht bequem eingerichteten Zimmer bald heimisch gefunden, und auch Pauline fügte sich, da sie ihre Mutter zufrieden sah, bald in das Unvermeidliche und zwar um so leichter, da sie sich in Hortense, die ihnen gefolgt war, nicht allein eine recht angenehme, liebreiche Gesellschafterin, sondern auch eine treue, herzinnige Freundin erworben hatte. Weniger glücklich fühlte sich Edmond Anfangs in seiner Verbannung, denn er vermochte theils die Trennung von seinen pariser Lebensgewohnheiten, theils aber noch weit weniger die Trennung von seinen Freunden, die er sich größtentheils aus dem Bürgerstande auserwählt hatte, so leicht zu überwinden. So verbrachte er seine Zeit größtentheils mit der Jagd in den wildreichen Wäldern, oder im Kreise der Seinigen mit Lectüre oder andern geselligen Unterhaltungen. In seinem Verhältnisse zu Hortense, war seitdem sie Paris verlassen hatten, keine Veränderung vorgegangen und Beide suchten nach wie vor ihre Liebe, die sie für einander hegten, zu unterdrücken, vermieden geflissentlich jedes Alleinsein und begegneten einander in Gegenwart

dritter Personen als Fremde. Aber Edmond fühlte jetzt schon, daß er eine solche rücksichtsvolle Haltung auf die Länge der Zeit nicht würde durchzuführen im Stande sein.

Da wurden sie eines Tages in der freudigsten Weise durch einen Besuch überrascht, welcher ein neues, reges Leben in ihrem kleinen Kreise verbreitete. Es war der Bruder der Marquisin, der Obrist, Baron de Surville, welcher kürzlich erst aus Algier nach Paris zurückgekehrt war. Da er dort seine Schwester nicht gefunden, hatte er sich ohne Aufenthalt zu ihr auf das alte Familienschloß begeben, wo er mit wahrem Jubel empfangen wurde.

Der Baron war früher ein begeisterter Anhänger der Familie der Orleans gewesen, seitdem aber der König Louis Philipp, den man für den klügsten Monarchen Europas gehalten hatte, durch seine unklugen Maßregeln gegen die Freiheit des Volks, die Februarrevolution erregte, durch die er vom Throne gestürzt und zur Flucht gezwungen wurde, war seine Anhänglichkeit an den Königsstamm erkaltet und er hatte sich mehr der Republik zugewendet. Die Rückkehr des Prinzen Napoleon nach Frankreich und die Wahl desselben zum Präsidenten hatte er jedoch nie gebilligt; denn er sah es voraus, daß die Napoleoniden nicht eher ruhen würden, als bis sie das Kaiserreich wieder hergestellt haben würden. Aber er hielt sich auch zugleich überzeugt, daß Louis Napoleon seinen großen Oheim an Kriegsruhm und Herrschertalenten nie erreichen werde, und daß er zwar einen kaiserlichen Hof errichten werde, aber nur um sich selbst mit einem gewissen Glanze zu umhüllen,

aber nicht um das blasirte Frankreich wieder mit neuer Thatkraft zu erfüllen, es groß und mächtig zu machen und seinen Nationalruhm auf's Neue zu erwecken. Deshalb hatte ihn auch die Nachricht vom Staatsstreiche, sobald sie nach Algier gelangte, in die größte Mißstimmung versetzt und wenige Tage später war sein Entschluß bereits gereift, um seinen Abschied einzukommen. Er war Soldat gewesen mit Leib und Seele und würde seinem Vaterlande gern noch länger seine nicht unbedeutenden Dienste gewidmet haben, aber unter einem Kaiserreiche des Friedens, von welchem er nur glänzende Paraden erwartete, wollte er nicht länger dienen. Mehrere seiner Kriegskameraden in Algier, welche manche Gefahr und manchen Ruhm mit ihm getheilt hatten, sahen ihn ungern scheiden; doch alle ihre Bemühungen ihn zum Aufgeben seines Entschlusses zu bewegen, waren vergeblich. Sobald er seinen Abschied in Händen hatte, den man ihm nicht verweigern konnte, da er schon eine lange Reihe von Jahren gedient, verließ er Afrika ungesäumt und kehrte nach seinem Heimathslande zurück. Aber die Luft, die ihn in Paris anwehete, erregte ihm Grauen und Beklemmung, und da der alte Marquis von Chereville, mit dessen politischen Ansichten er nie übereingestimmt hatte, auch durchaus nicht geeignet war ihn zu fesseln, so beeilte er sich die Residenz schleunigst wieder zu verlassen und sich in die Provinz zu seiner Schwester zu begeben, der er mit wahrhaft brüderlicher Liebe zugethan war. Auch seinen Neffen nnd seine Nichte liebte er recht aufrichtig und sie hingen an ihm, mit einer zärtlicheren Zuneigung, als an ihrem eignen

Vater, der stets nur darauf bedacht gewesen war, die Herzen seiner Kinder mit Kälte zu erfüllen, gegen sich selbst. Deshalb war auch die Freude der Familie groß, den biedern, edelherzigen Mann in ihrer Mitte zu sehen, und besonders Edmond schloß sich jetzt fester an ihn an, als er es bei früheren Besuchen, wo er nur noch ein flüchtiger Knabe war, gethan hatte. Er ging mit ihm auf die Jagd, fuhr mit ihm auf dem Strome in seinem Boote und saß mit ihm oft in seinem Zimmer zusammen, und der Obrist freute sich aufrichtig seinen sonst etwas leichtsinnigen Neffen zu einem ernsten Manne gereift zu sehen, mit dem er sich über die wichtigsten Angelegenheiten der Staaten, wie der menschlichen Gesellschaft unterhalten konnte. Auch stimmten Beide beinahe vollkommen in ihren Ansichten über Politik und sociale Zustände überein, was nicht wenig dazu beitrug, das Band, welches Beide umschlang, noch inniger zu knüpfen.

Eines Abends war die ganze Familie im Zimmer der Marquise versammelt, und auch die Gesellschafterin Paulinens, Hortense Tonnier, war gegenwärtig und nahm zuweilen in bescheidener Weise an der Unterhaltung Theil. Da redete sie Edmond, in der förmlichen Art, die er gegen sie angenommen, mit ihrem Familiennamen an, wodurch der Obrist augenblicklich lebhaft erregt wurde und sich zu Hortense wendend die Frage vorbrachte: „Sie nennen sich Tonnier, mein Fräulein? Hatten Sie vielleicht einen Anverwandten, welcher als Capitain in der afrikanischen Armee diente und in einem Gefechte gegen die Kabylen fiel?"

„Der Capitain Tonnier, der bei unserer Armee in

Algier diente und seinen Tod auf dem Felde der Ehre fand, war mein Vater;" entgegnete Hortense tiefbewegt.

"Ihr Vater!" rief der Obrist, indem er sich rasch von seinem Sitze erhob, mit einer Bewegung, als hätte er sie umarmen wollen. Doch er gewann sogleich wieder Fassung, hielt sich noch zurück, und fuhr dann sichtbar aufgeregt, weiter fort: „Dann sind Sie die Tochter meines besten Freundes, meines Lebensretters, dessen Tapferkeit ich es danke, daß ich noch die Freude genießen darf das Licht des Tages zu schauen und unter den lieben Meinigen zu weilen. Ja, in demselben Gefechte, in welchem Ihr edler Vater fiel, wurde ich von fünf Kabylen umringt, weil ich mich zu weit vorgewagt hatte, und würde unfehlbar der Uebermacht haben erliegen müssen, denn ich war bereits verwundet und konnte mich nur noch mit großer Anstrengung vertheidigen, wenn mir mein Freund nicht zu Hülfe gekommen wäre und mit einer beispiellosen Bravour mich herausgehauen hätte. Kaum aber hatte er sein Heldenwerk verübt, so sank ich auch ganz erschöpft vom Pferde. Einer jener Kabylen aber, aus dessen Händen er mich befreit, wendete sich, schon auf der Flucht begriffen, noch einmal zurück, und durchbohrte mit einer sicher gezielten Kugel die treue, tapfere Brust meines Retters. Als ich wieder zur Besinnung gelangte, lag er neben mir, bereits im Tode erstarrt. Das Gefecht war vorüber und wir waren Sieger geblieben, aber allgemein wurde es anerkannt, daß der Verlust des heldenmüthigen, von allen seinen Kameraden geliebten und verehrten Capitains, ein allzuhoher Preis für unsern Sieg gewesen sei. Doch —

verzeihen Sie, daß ich in der Gluth meiner dankbaren Erinnerung schmerzliche Gefühle in Ihnen erwecke und die Wunde wieder berühre, die in Ihrem kindlichen Herzen noch nicht verharrscht sein kann —"

Wirklich war Hortense todtenbleich geworden, als sie vorgebeugt, mit dem gespanntesten Interesse die Erzählung vernahm, die ihr in sofern neu war, da sie nur durch den Todtenbericht erfahren hatte, daß ihr Vater von einer feindlichen Kugel im Gefechte getödtet worden sei. Die näheren Umstände seines Falles aber und seine edle Aufopferung für seinen Freund, waren ihr bis jetzt verborgen geblieben.

Deshalb entgegnete sie auch: „Allerdings ist die Wunde meines Herzens noch nicht geheilt, und wird es vielleicht noch in langer Zeit nicht werden. Doch fühle ich mich gedrungen Ihnen für Ihre interessante, wenn auch traurige Mittheilung meinen wärmsten Dank zu sagen; denn sie enthält nicht allein Schmerzliches, sondern auch Tröstliches. „Weiß ich doch nun, daß mein geliebter Vater, indem er seine Militairpflicht erfüllte, durch seinen Heldentod auch zugleich die sanftere Freundespflicht erfüllte, und daß er sein Blut nicht allein zum Ruhme seines Vaterlandes, sondern auch zur Rettung eines Menschenlebens vergossen hat."

Auch die übrigen Anwesenden, besonders Edmond, fühlten sich durch diese Aufklärung lebhaft bewegt, und der Obrist verwendete fast keinen Blick mehr von der armen Waise, die ihm jetzt, auf sein näheres Befragen, mit bescheidener Zurückhaltung, ein Bild der traurigen Lage entwarf, in welche sie durch den Verlust ihres

Vaters und später durch den Tod ihrer Tante versetzt worden, aus der sie aber durch Paulinens freundlichen Beistand gerettet worden war.

Der Obrist verfiel hierauf in tiefes Sinnen, und überhäufte sich selbst mit den bittersten Vorwürfen, daß er es bisher versäumt hatte, der Tochter seines Freundes, denn er wußte, daß er ein Kind in Paris hinterlassen, seine hülfreiche Hand zu bieten. Allein er hatte geglaubt, daß der Capitain nicht unvermögend gestorben sei, und seine kriegerischen Beschäftigungen in Algier fesselten ihn gerade damals so gänzlich, daß seine Gedanken von seiner Pflicht der Dankbarkeit abgezogen wurden. Später hatte er allerdings Schritte gethan, sich der Tochter seines Retters zu nähern und hatte seinen Banquier in Paris mehrmals beauftragt, ihren Aufenthalt auszukundschaften und ihm über ihre Lage zu berichten. Der stolze Geldmann aber, an den er sich gewendet, hatte seine Nachforschungen nach dem jungen Mädchen, welches, da es sich dem Stande der Arbeiterinnen zugesellt hatte, seinen Kreisen sehr fern stand, nur sehr oberflächlich betreiben lassen und nach Algier berichtet, daß sie nicht aufzufinden sei. Der Obrist bedauerte es sehr schmerzlich und da er schon längere Zeit mit dem Plane umging seinen Dienst zu quittiren, so verschob er, obgleich ungern, die persönlichen Nachforschungen die er anzustellen entschlossen war, bis zu seiner Rückkehr nach Frankreich, die freilich erst später erfolgte, als er durch den Staatsstreich veranlaßt wurde seinen Abschied einzureichen. In Paris aber hatte er sich nur eine einzige Nacht aufgehalten, war deshalb

gar nicht dazu gekommen Nachfragen zu halten und segnete nun den Zufall um so mehr, der ihm die Gesuchte hier entgegen führte. Ja, er betrachtete das seltsame Zusammentreffen für mehr, als einen Zufall, und glaubte darin einen Wink der Vorsehung zu erkennen.

Von der Stunde jener Entdeckung an schloß er sich mit jedem Tage näher an die arme Hortense an, und je mehr er ihr unschuldsreines Herz, ihren edlen Charakter kennen lernte, desto höher stieg das wahrhaft väterliche Gefühl, welches er für sie hegte, in seiner Brust empor.

Ungefähr eine Woche später bat er Hortense, welche sich gleichfalls zu ihm kindlich hingezogen fühlte, um eine Unterredung unter vier Augen, die sie ihm auch gewährte, indem sie ihn auf einem Spaziergange durch den Park des Schlosses begleitete.

„Wäre ich nur um zehn Jahre jünger;" begann er, mit seiner herzgewinnenden Freundlichkeit; „so würde ich Ihnen meine Hand bieten und würde als Ihr Ehegatte es versuchen mir Ihre Liebe zu erringen. Aber die Kriegsstrapatzen und mein langer Aufenthalt in Afrika haben mich frühzeitig altern lassen und mein durchfurchtes Gesicht, mein ergrautes Haar taugen keineswegs für einen Freiwerber. Demungeachtet aber will ich Ihnen doch mein ganzes Herz anbieten und Sie dringend bitten es nicht von sich zu stoßen. Aber ich will es nur versuchen, wenn es mir auch nie ganz gelingen wird, Ihnen den verlorenen Vater zu ersetzen. Wollen Sie meine Tochter, mein liebes Adoptivkind sein, so schlagen Sie ein und betrachten Sie mein Anerbieten

keineswegs als eine Wohlthat, die ich Ihnen erzeigen wollte, sondern als eine heilige Schuld, die ich Ihrem braven Vater noch in seinem Grabe abtragen muß, wenn ich für den Rest meines Lebens Seelenruhe und Selbstzufriedenheit finden will."

Hortense fühlte sich eben so erstaunt, als tiefgerührt, durch dies edle Anerbieten und fand kaum Worte ihren heißen Dank auszusprechen. Es erschien ihrer schwärmerischen Phantasie als eine Hülfe, welche ihr guter Vater ihr vom Himmel herabgesandt habe, und sie wagte deshalb auch nicht es abzulehnen; obgleich ihre Bescheidenheit ihr keine unbedingte Annahme gestattete. Sie stellte deshalb auch dem Obristen vor, wie es ihr scheine, daß er seinen großmüthigen Entschluß im ersten feurigen Aufwallen seiner Dankbarkeit gefaßt habe, ohne sie näher zu kennen, und sie zu prüfen, ob sie wohl auch einer solchen Erhebung, wie er sie ihr geboten, würdig sei? Sie wolle ihn keineswegs kränken durch eine Ablehnung seines Anerbietens, aber sie bitte ihn, sie wenigstens einem Probejahre zu unterwerfen, und wenn er dann noch dieselben gütigen Empfindungen gegen sie hege, und sie würdig finde in ein näheres Verhältniß zu ihm zu treten, dann wolle sie gern alle Pflichten einer guten Tochter gegen ihn erfüllen, ohne jedoch auf die Rechte einer Tochter Anspruch zu machen.

Der Obrist erkannte sogleich worauf ihr Zartgefühl hindeutete und schätzte sie deshalb nur um so höher. Er besaß ein sehr bedeutendes Vermögen und da er unverheirathet geblieben war, so durften seine nächsten Anverwandten, und dies waren die beiden Kinder seiner

Schwester, der Marquise, die ersten Ansprüche auf sein einstiges Erbe erheben. Adoptirte er aber nun Hortense, so war es von seinem Edelmuthe zu erwarten, daß er für jeden Fall ihre Zukunft sicher stellen würde und dies konnte nicht anders geschehen, als durch Beeinträchtigung seiner legitimen Erben.

Nachdem er ihr daher mit großem Wohlgefallen zugehört hatte, entgegnete er in seiner herzlichen Weise: „Nichts da! Wohin denken Sie? Ich sollte sie noch einer langen Prüfung unterwerfen, die mir ganz überflüssig erscheint, da ich Sie genugsam kennen gelernt habe, um einen vernünftigen Entschluß fassen zu können? Ich sollte das Glück mich aus Ihrem Munde Vater nennen zu hören, noch um ein ganzes Jahr hinausschieben? Nein, nein; ich bin Soldat und liebe die raschen Beschlüsse. Drum werde ich Sie bei Ihrem Worte, mein Anerbieten nicht zurückweisen zu wollen, festhalten und in wenigen Tagen schon soll Alles auf das Beste geordnet sein.“

Alle Einwendungen, welche Hortense nun noch dagegen erheben wollte, wußte er in der freundlichsten Weise zu beseitigen und ganz verwirrt von dem Glücke, welches ihr plötzlich so unerwartet zugefallen war, kehrte sie mit ihm in das Schloß zurück. Da ihr kein Schweigen auferlegt worden war, so vermochte sie auch die Freude ihres Herzens nicht in ihrer Brust einzuschließen, und theilte sogleich die ganze Unterredung, die sie mit dem Obristen gehabt hatte, Pauline mit, welche sie ihrer aufrichtigen, innigen Theilnahme versicherte.

Der Obrist selbst aber suchte Edmond auf, den er

in seinem Zimmer fand und nachdem er mehrmals sinnend, die gefalteten Hände auf den Rücken gelegt, im Zimmer auf und nieder gegangen war, blieb er endlich vor Edmond stehen und sprach zu ihm in einer Mischung von Ernst und Laune: „Was sagst Du dazu mein lieber Neffe, ich habe Dich so eben enterbt!"

Der junge Mann schaute ihn zwar verwundert an, fühlte sich aber nicht im Geringsten verletzt durch seine seltsame Rede und erwiderte endlich lächelnd: „Aber mein lieber Oheim, das kümmert mich sehr wenig, denn ich habe eigentlich noch niemals daran gedacht Sie zu beerben."

„Ich traue Dir es zu; denn so viel ich Dich kennen gelernt habe, findest Du durchaus keinen Geschmack an der Jagd nach Reichthum, die jetzt leider überall zur herrschenden Sucht geworden ist, und die Menschheit noch entmenschen wird."

„Sie haben ganz recht; ich verachte den Reichthum, insofern er nur dazu dienen soll der Genußsucht zu fröhnen, und ich hasse ihn, insofern er dazu dient die Kluft zwischen Armuth und Reichthum noch tiefer zu spalten und die ungleiche Vertheilung der Güter noch mehr zu fördern."

„Es freut mich das um so mehr von Dir zu hören, da man bei jungen Leuten Deines Alters und Standes solche ehrenwerthe Gesinnungen sehr selten findet. Du verzichtest also auf mein Erbe?"

„Allerdings und mit derselben Bereitwilligkeit, mit welcher ich auf jeden andern Gegenstand verzichten würde,

auf welchen es mir niemals eingefallen ist Ansprüche zu erheben."

„Brav, recht brav, lieber Neffe. Deine Uneigennützigkeit giebt mir denn auch den Muth Dir ein Geheimniß mitzutheilen, welches Du nicht ohne Verwunderung vernehmen wirst."

„Ein Geheimniß? Sie machen mich in der That sehr neugierig."

„So höre denn: ich habe eine Tochter."

„Sie? Eine Tochter? Das überrascht mich wirklich; aber ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück dazu."

„Ich denke, Dein Wunsch wird in Erfüllung gehen; denn meine Tochter ist nicht allein jung und schön, sondern besitzt auch alle die edeln Eigenschaften des Herzens und des Geistes, welche ein Vater seinem Kinde nur zu wünschen vermag."

„Wahrhaftig, Sie machen mich gespannt, sie kennen zu lernen. Wo ist sie? Warum habe ich nie von ihrem Dasein gehört?"

„Weil ich ihr Dasein kürzlich selbst erst entdeckt habe. Kurz, Du wirst Dich wundern wenn ich sie Dir vorführe. Sie soll meine Universalerbin werden, und ich mache darauf aufmerksam, daß noch immer ein möglicher Fall vorliegt, daß Du trotzdem in den Besitz meines ganzen Vermögens, welches ich Dir eigentlich zugedacht hatte, gelangen kannst."

„Das verstehe ich nicht und bitte um nähere Aufklärung."

„Die sollst Du haben; das Räthsel ist nicht schwer zu lösen. Wenn Dir meine Tochter gefallen sollte

und sie Dir ihre Gegenneigung schenkt, so brauchtet Ihr Euch nur zusammen zu verheirathen und mein Erbe würde Euch dann Beiden gemeinschaftlich zugehören."

Edmond hatte bisher in der ganzen Unterhaltung nur eine scherzhafte Laune seines Oheims zu erkennen geglaubt, und wenig auf den eigentlichen Inhalt geachtet. Jetzt aber, da sein Oheim ihn mit ganz ernster Miene aufforderte, seine Tochter, die er gar nicht kannte, zu heirathen, wurde er aufmerksamer; ja er fühlte sich gewissermaßen verletzt, denn sein inniges Gefühl, welches er für Hortense hegte, war dadurch empfindlich berührt worden. Er erwiderte deshalb auch, ohne seine frühere Freundlichkeit beizubehalten: „Ich habe gar keine Lust mich zu verheirathen und würde es am allerwenigsten in der Absicht thun, um in den Besitz Ihres Vermögens zu gelangen —"

„Ja, zum Henker!" unterbrach ihn der Obrist mit komischer Heftigkeit; „ich kenne ja Deine Uneigennützigkeit. Aber wenn Dir nun meine Tochter selbst gefiele, wenn Du sie liebtest?

„Ich werde sie nicht lieben und werde sie nicht heirathen;" antwortete Edmond ziemlich aufgeregt. „Aber lassen Sie uns nun davon abbrechen. Ich kenne ja Ihre Tochter gar nicht, habe nie von ihr gehört, weiß gar nicht einmal wo sie sich befindet —"

„Das will ich Dir ja eben sagen, laß mich doch nur ausreden. Meine Tochter und Erbin befindet sich hier im Schlosse und Du kennst sie gar wohl."

„Hier im Schlosse? Und ich soll sie kennen? Das könnte doch keine Andere sein –"

„Als Hortense! Nicht wahr? Das wolltest Du doch sagen? Hast Dich auch gar nicht getäuscht; denn Hortense, die Tochter meines Freundes, der sein Leben für mich opferte, soll von jetzt an meine Tochter sein!"

Mit freudigem Erstaunen hatte Edmond endlich den Aufschluß des Geheimnisses vernommen, und rief in lebhafter Bewegung: „Sie wollen — Sie wollen Hortense adoptiren als Ihre Tochter? Sie wollen sie zu Ihrer Erbin machen?"

„Bei Allem was mir heilig ist, will ich das!" antwortete der Obrist fest und entschieden. „Du hast doch nichts dagegen? Du beneidest das arme Mädchen doch nicht?"

„Ich sollte sie beneiden?" rief der Neffe. „Und hättest Du ein Kaiserthum zu vererben und wolltest es Hortense hinterlassen, ich würde es ihr gönnen von ganzem Herzen. Ach, mein Oheim, Du hättest keinen schöneren, edleren Gedanken fassen können, als sie zu beglücken, die schon so viel Unglück erlitten hat."

„Das denke ich auch. Aber so gut ich es auch mit ihr meine, so glaube ich doch schwerlich, daß ich allein mit meiner väterlichen Liebe im Stande sein werde sie dauernd zu beglücken, und ich werde deshalb sobald als möglich einen braven Gatten für sie suchen müssen."

„O, thun Sie das nicht;" fiel ihm Edmond hastig in's Wort. „Warum so eine wichtige Sache übereilen. Sie ist ja noch so jung, und ich —"

„Und Du? Treibst Du Deinen Ehehaß so weit,

daß Du verlangst auch Andere sollen nicht heirathen, weil Du selbst keine Lust dazu hast? He? Was hast Du dagegen einzuwenden?"

„Ei nun — eigentlich gar nichts;" versetzte Edmond in immer steigender Verlegenheit. „Ich hasse die Ehe ja keineswegs, ja ich würde mir, unter gewissen Umständen gern selbst eine Gattin wählen und hätten Sie mir gesagt, daß es Hortense ist, die Sie adoptiren wollen —"

Jetzt brach aber der Obrist in ein schallendes Gelächter aus, und indem er ihn in seine Arme schloß, rief er triumphirend: „Habe ich Dich gefangen, mein Herzensjunge? Ja, Dein alter Onkel hat noch einen scharfen Blick, und so ist es mir denn auch nicht entgangen, daß Du in die arme Hortense verliebt bist bis über beide Ohren und daß ihr Herzchen auch für Dich schlägt, und wenn sie es der Welt auch noch so ängstlich verbergen will. Deshalb dachte ich auch gleich: mußt die Kinder glücklich machen und da dies schwerlich auf dem geraden Wege gegangen wäre, so mußte ich einen Umweg einschlagen. In eine Verbindung mit der armen Blumenmacherin und Gesellschafterin Hortense hätten Deine Eltern nie gewilligt, aber meiner Adoptivtochter und Erbin sollen sie ihre Einwilligung nicht versagen, dafür stehe ich Euch."

Jetzt brach aber auch Edmond in einen ausgelassenen Jubel los und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte der Obrist, obgleich er bereits durch die Kriegsstrapatzen etwas steif geworden war, mit ihm im Zimmer herumtanzen müssen. Sobald er aber wieder in eine ruhigere

Stimmung gelangte, gestand er ihm nicht allein seine Liebe, sondern erzählte ihm auch auf das Ausführlichste, wie ein Zufall ihn mit Hortense zusammen geführt, wie er mit ihr und ihrer Tante befreundet worden, und wie später, während er krank lag, auch seine Schwester sie kennen lernte und sie der traurigsten Lage entzog, indem sie sie durch ihre Vermittelung in ihre Familie versetzte. Als er jedoch seinen Bericht geendet hatte, fragte er mit einer treuherzigen, aber ängstlichen Miene: „Nun sagen Sie mir aber, lieber Onkel, ob Sie ernstlich glauben, daß sie mich liebt? denn ich wäre ja der unglückseligste Mensch, wenn es nicht der Fall wäre."

„Aber Du närrischer Mensch;" versetzte der Onkel auf's Neue lachend; „hat sie Dir das nicht schon selbst eingestanden und willst Du mir vielleicht weiß machen, daß Du meinem Scharfblicke mehr glaubst, als einem Geständnisse aus ihrem eignen Munde?"

Edmond aber betheuerte, daß er ihr nie seine Liebe erklärt, und daß sie deshalb auch nie Gelegenheit erhalten habe, ihm ein Gegengeständniß abzulegen. Denn eben, weil seine Liebe zu ihr so aufrichtig und innig sei, habe er es auch für seine heilige Pflicht gehalten ihren Seelenfrieden nicht zu stören, durch das Bekenntniß einer Liebe, welcher so viele Hindernisse entgegengestanden, daß er ihr nicht zugleich auch habe die Aussicht auf ein Glück bieten können, wie sie es verdiene.

Der Oheim aber war ganz erstaunt, bei seinem feurigen Neffen, den er für einen Ausbund des Leichtsinns gehalten hatte, eine so charakterfeste Zurückhaltung zu finden, und sprach deshalb auch offen seine Verwun-

derung darüber aus. Nach einigem Bedenken erwiderte ihm jedoch Edmond darauf: „Ja, ich habe mir Charakterfestigkeit erworben, und verdanke dies vor Allem meiner frühzeitigen Theilnahme an den politischen Angelegenheiten unseres Vaterlandes und meinem Umgange mit wackern Männern, die im vollsten Sinne des Wortes den Ehrentitel „Patrioten" verdienen."

Durch diese letzten Worte wurde der Obrist sogleich in eine ernstere Stimmung versetzt, und seine Gedanken wendeten sich andern Gegenständen zu. „Unser armes, armes Vaterland!" rief er seufzend aus. Wirst Du niemals zu der Ruhe und dem Glücke gelangen, die nur eine vernünftige Freiheit Dir gewähren kann? Man hat Dir Deine Republik genommen und Dich einem Alleinherrscher unterworfen, trotz aller wiederholten, bittern Erfahrungen, die uns so überzeugend lehrten, daß Frankreich die absolute, monarchische Verfassung nimmermehr auf längere Zeit wird ertragen können. Man hat sich freilich jetzt dem drückenden Joche gebeugt, aber nur mit Protest gegen die schreiende Gewalt, mit der es dem Lande aufgedrungen wurde. Die Freiheit wurzelt zu fest in den Herzen der wahren Franzosen, als daß sie sich mit einem einzigen Schlage ausrotten ließe. Es wird noch harte Kämpfe geben und viel edles Blut wird fließen, ehe auf dem Altare der Freiheit die Flamme wieder lodert, die Lebenswärme verbreiten wird durch alle Adern des Reiches."

Auch Edmond war plötzlich wieder ernst geworden und die Worte seines Oheims erschienen ihm, wie aus seiner eignen Seele gesprochen. Er hing mit unaus-

sprechlicher Liebe an Hortense, aber auch für sein Vaterland nährte er Gefühle voll hoher Begeisterung. Zugleich vermochte er sich einer gewissen Verwunderung nicht zu erwehren, als er die freien Aeußerungen des Obristen vernahm, welcher sich sonst gewöhnlich nur sehr rückhaltsvoll über seine politischen Meinungen vernehmen ließ. Noch mehr aber erstaunte er, als Jener fortfuhr: „Ich wünsche Dir Glück zu Deinem Umgange mit wackern Männern, die, wie Du sagst, den Namen Patrioten verdienen; denn wir leben in Zeiten, in welchen sich die Jugend fest anschließen muß, an das gereifte Alter, damit alle Kräfte sich vereinen, um den Tag der neuen Freiheit vorzubereiten, und wenn auch Jahre vergehen werden, ehe die ersehnte Sonne uns wieder scheint. Ich habe in Afrika gehört von einem ernsten und mächtigen Bunde, der sich „Marianne“ nennt, und sein Netz über ganz Frankreich ausgespannt haben soll. Ist er Dir bekannt und was weißt Du davon?“

Der junge Mann fand keinen Grund zu einer Zögerung der Beantwortung dieser Gewissensfrage, sprach sich daher auch ganz offen und frei gegen seinen Oheim über dieses Bündniß aus und theilte ihm Alles darüber mit, was ihm sein Eid erlaubte.

Der Obrist war erstaunt über die rege Theilnahme und die ungeheure Verbreitung, welche der Bund bereits erlangt hatte, äußerte jedoch seine Zweifel, ob er unter der gegenwärtigen Gewaltherrschaft werde fortbestehen können, nachdem er Tausende seiner eifrigsten Anhänger

und Beförderer, theils durch ihre Flucht in's Ausland, theils durch Deportation verloren.

Edmond aber gab ihm die Versicherung, daß die Marianne noch immer fest und unerschütterlich zusammen halte, obgleich sie seit dem Staatsstreiche eine Menge ihrer wackersten Mitglieder eingebüßt habe, von welchen aber wenigstens die Flüchtigen um so lebhafter im Auslande wirkten, so daß sich der Bund jetzt schon über ganz Europa verbreitet habe.

Mit der größten Aufmerksamkeit hatte ihm sein Oheim zugehört und nach einer Pause fragte er: „Und ist die „Marianne“ auch in hiesiger Umgegend verbreitet?“

„Sehr stark;“ erhielt er zur Antwort. „Viele der angesehensten Männer dieser Gegend zählen sich zu ihren Mitgliedern und einer ihrer Hauptsitze befindet sich in dem Dorfe Beauvillage, welches unten am Strome liegt.“

„So kann ich ja wohl hier auch Aufnahme finden?“ fragte der Obrist weiter; „denn seitdem ich den Militairdienst quittirt habe, will ich ganz wieder Bürger sein und ich achte es für eine der ersten Bürgerpflichten an den politischen Interessen unseres Vaterlandes Theil zu nehmen. Dazu aber wird mir um so mehr Gelegenheit geboten werden, wenn ich mich mit wackern Vaterlandsfreunden förmlich verbinde. Doch wir werden morgen mehr darüber sprechen, und Du sollst mich dann mit den Häuptern der Verbindung bekannt machen. Jetzt laß uns zu unsern Damen gehen; denn es drängt mich meine gute Schwester mit dem Entschlusse bekannt zu machen, Hortense zu adoptiren.“

Sie begaben sich nun in den andern Flügel des

Schlosses, in welchem die Marquise ihren Wohnsitz genommen, und diese zeigte zwar über die Mittheilung ihres Bruders ein Erstaunen; doch fühlte sie sich keineswegs unangenehm berührt dadurch, sondern erklärte mit großer Theilnahme, daß sie Hortense gern als Mitglied ihrer Familie betrachten und aufnehmen würde. Edmond aber benutzte diese Erklärung, um auch seinerseits sogleich das offene Bekenntniß daran zu knüpfen, daß er Hortense liebe und hoffe von ihr wieder geliebt zu werden.

Die Verwunderung seiner Mutter stieg dadurch freilich nur um so höher und sie vermochte ihre Verlegenheit nicht zu verbergen, weil ihr der Ahnenstolz ihres Gatten nur zu wohl bekannt war; aber das Glück ihres Sohnes lag ihr doch zu sehr am Herzen, um von ihrer Seite Bedenklichkeiten zu äußern, welche seine Hoffnungen hätten trüben können. Auch gab ihr Bruder ihr die Versicherung, daß es sein innigster Wunsch sei, seinen lieben Neffen mit seiner Adoptivtochter verbunden zu sehen, schon aus dem einfachen Grunde, daß dann Beide den Genuß seines großen Vermögens würden theilen können. Die Marquise zögerte deshalb auch nicht ihrerseits ihre Zustimmung zu der projectirten Verbindung zu geben; aber freilich nur mit Vorbehalt der Zustimmung ihres Gatten, welche der Obrist sich anheischig machte, persönlich nachsuchen zu wollen und Alles anzuwenden, um sie auch wirklich zu erlangen.

Edmund aber vermochte jetzt die Gefühle seines Herzens nicht länger mehr zu zähmen; er mußte sie seiner Hortense, die er bei seiner Schwester Pauline fand, jetzt laut und offen bekennen und sein Geständniß

strömte um so feuriger über seine Lippen, da er es so lange gewaltsam unterdrückt und in seiner Brust verschlossen gehalten hatte. Die arme Waise war so tief bewegt, daß sie kaum eine Antwort hervorzustammeln vermochte, doch schon ihre wenigen Worte bereiteten dem jungen Manne unaussprechliche Wonne, denn sie lauteten günstig. Aber auch Hortense fühlte sich unbeschreiblich glücklich; denn sie hatte ja in einer einzigen Stunde einen Vater und einen Gatten gefunden, die sie Beide innig liebte und hochverehrte.

Noch nie, seitdem sie sich auf dem Lande befanden, war ihnen die Zeit der Mittagstafel so heiter verstrichen, als an diesem Tage. Wenige Stunden später aber wurde Edmonds Glück noch erhöht, durch die unvermuthete Ankunft seines Freundes aus Paris. Hermann Roller kam im Auftrage des Architekten Rammenais, der ihn zu seinem Stellvertreter erhoben hatte, um nach dem Wunsche des Marquis einige nothwendige Ausbesserungen und Veränderungen an dem alten Familienschlosse zu leiten. Es waren ihm zu diesem Zwecke zwei tüchtige Gesellen mitgegeben worden, deren Einer Francois Gautier war. Sie fanden sämmtlich die freundlichste Aufnahme und die Marquise gab ihrem Haushofmeister sogleich Befehl sie im Schlosse unterzubringen und mit allem Nöthigen auf das Beste zu versehen. Hermann aber, welcher jetzt wieder als Architekt auftrat, wurde auf Edmonds Wunsch, der ihn jetzt offen seiner Familie als seinen Freund vorstellte, ganz in dessen Nähe einquartirt und gleichsam als Gast in den häuslichen Kreis gezogen, wo er sich bald durch sein feines,

gebildetes Benehmen das Wohlwollen und die Achtung Aller erwarb. Nur Pauline fühlte sich durch sein unvermuthetes Erscheinen beunruhigt, obgleich er die rücksichtsvollste Haltung gegen sie beobachtete und sich in der ehrerbietigsten Entfernung von ihr hielt, um die Gefühle, die er für sie hegte, nicht zu verrathen.

Hermann war hoch erfreut, als er in einer geheimen Unterredung von seinem Freunde erfuhr, daß der alte, würdige Maquet mit seinen Enkelinnen und deren Verlobten, sich in dem Dorfe Beauvillage, unter fremdem Namen und unter der Maske von Landleuten aus einer fernen Provinz, verborgen halte. Er hatte zu dem wackern Greise eine so innige Zuneigung gefaßt, wie sie nur ein Sohn für seinen Vater empfinden kann und es drängte ihn daher auch, ihm Mittheilungen zu machen über die Zustände in Paris, über die geheime Wirksamkeit der „Marianne,“ vor Allem aber über seinen Vetter Medard, der noch immer keine Nachricht über den Aufenthaltsort seiner Verwandten erhalten hatte.

Ehe er daher noch seine Arbeiten begann, die ihn hierhergerufen hatten, begab er sich am nächsten Morgen in das Dorf hinab, in den Hof des reichen Bauern Michel Calas, wo er auch, sobald er sich als Mitglied der „Marianne“ zu erkennen gegeben hatte, zu dem alten Maquet geführt wurde, der ihn mit wahrer Freude empfing. Zu seinem Erstaunen fand er ihn aber von Allem, was in Paris vorgegangen war, so ziemlich gut unterrichtet, und der Greis entdeckte ihm, daß er in fortwährender Verbindung mit den Häuptern der „Marianne“ stehe, die von seinem Aufenthalte in Kenntniß

gesetzt, ihm sehr häufig Nachrichten ertheilten von allen nur irgend wichtigen Begebenheiten, welche in der Residenz vorgingen. Auch Medards Verheirathung, die Erhebung Sonneurs zum Inspector und die Veränderungen, welche in der Fabrik vorgegangen, waren ihm bereits bekannt, und er äußerte sich darüber: „Mein Medard war stets ein recht fleißiger, gewandter Bursche, der mit großer Treue und Ergebenheit an mir und meiner Familie hing, aber seine Liebe zu jener Helene Sonneur, die ich längst schon als eine schlaue Intriguantin erkannte, scheint ihn zum Narren, wenn nicht zu etwas noch Schlimmerem gemacht zu haben. Es blieb mir keine Wahl, ich mußte ihm bei meiner Flucht aus Paris mein ganzes Vermögen anvertrauen, wenn ich nicht befürchten wollte, daß sich die Regierung desselben bemächtigte und es mag sein, daß er, um sich in den Besitz meiner Hinterlassenschaft zu setzen, sich gezwungen sah, seine politischen Gesinnungen zu verleugnen. Nach Allem aber, was ich über ihn gehört habe, scheint er mir darin zu weit gegangen zu sein und es hat mich besonders tief geschmerzt, daß er eine große Anzahl meiner tüchtigsten Arbeiter entlassen, weil sie offen und frei an ihrem republikanischen Glauben festhielten und sich der Oberherrschaft des verhaßten Sonneur nicht unterwerfen wollten. Aber ich wagte es nicht dagegen einzuschreiten; ja, ich wagte es bis jetzt nicht einmal ihn von unserm Asyl in Kenntniß zu setzen, weil ich weiß, daß sein Schwiegervater einer der gefährlichsten Spione unserer Gegenparthei ist, der ihn streng überwachen wird.“

„Nun, von dem haben Sie wenigstens nichts mehr

zu befürchten;“ entgegnete Hermann und theilte ihm dabei die Ermordung Sonneurs und die dabei obwaltenden, geheimnißvollen Umstände mit, welche dem Greise noch nicht bekannt waren.

Dieser nahm die Mittheilung mit Erstaunen auf, und versetzte nach einer Pause: „So hat der Elende seinen Lohn gefunden; denn er hat den Tod manches Menschen verschuldet und Viele in's Unglück gestürzt. Aber doch kann ich die Art und Weise, wie man Rache an ihm genommen, durchaus nicht billigen, denn jeder Meuchelmord widerstrebt meinen Gefühlen und wäre er auch an dem Verworfensten aller Verworfenen begangen worden. Daß aber hier ein Meuchelmord vorliegt, bezweifle ich keinen Augenblick, und wahrscheinlich ist er von den Freirichtern, oder von der Militante verübt worden. Indessen scheint es mir, daß dieser Unglücksfall vielleicht die günstigsten Folgen für die Verhältnisse Medards haben wird. Sicher hat er den Einfluß seines Schwiegervaters, welchen dieser sich angemaaßt haben mag, drückend genug empfunden, und er wird jetzt in seinem geschäftlichen, wie in seinem häuslichen Leben selbstständiger und freier verfahren können. Auch kann ich ihm jetzt mit weit weniger Besorgniß ein Lebenszeichen von uns geben, was gleich morgen geschehen soll.“

Eben war Hermann im Begriffe ihm auch die Gefahr zu entdecken in welcher sein Vetter geschwebt hatte, indem die Freirichter ihn auf ihre schwarze Liste gesetzt, als der Bauer Calas plötzlich in großer Anfregung hereintrat, und Beiden mittheilte, daß einer

seiner Knechte so eben von Rouen zurückgekehrt sei und die Nachricht mitgebracht habe, daß schon am nächsten Morgen eine fliegende Militaircolonne eintreffen und die ganze Gegend, also auch das Dorf Beauvillage auf längere Zeit besetzen werde. Die Bürger in der Stadt hatten einander heimlich zugeraunt, daß die Soldaten Befehl hätten nicht allein politische Flüchtlinge, die sich hier versteckt halten sollten, aufzusuchen und zu verhaften, sondern auch der „Marianne" nachzuspüren.

Maquet ermahnte seinen Gastfreund zur Ruhe und gab ihm selbst das Beispiel der Fassung, indem er, ohne sich der geringsten Aufregung hinzugeben, ruhig erklärte, daß er sogleich Maßregeln treffen werde, um schon in nächster Nacht mit den Seinigen das Dorf zu verlassen und ein anderes Versteck zu suchen.

Calas aber, welcher den Greis wie einen Vater verehrte, wollte nichts davon wissen und schwur hoch und theuer: er würde seine lieben Gäste gerade in dieser gefahrvollen Zeit nicht aus den Augen lassen. Auch theilte er ihm mit, daß er bereits ein Versteck für ihn und die Seinigen ganz in der Nähe wisse, wo er sie täglich besuchen und für alle ihre Bedürfnisse sorgen könne. Maquet aber gab ihm zwar seinen Dank für seine Fürsorge zu erkennen, bemerkte aber zugleich, daß es sich hier nicht allein um seine eigne Sicherheit, sondern vor Allem um eine Sicherstellung des Bundes handle, auf dessen Vernichtung es hauptsächlich abgesehen zu sein scheine. Er forderte deshalb auch den Bauer Calas auf, ohne Zeitverlust die Mitglieder der Marianne, im Dorfe und in der nächsten Umgegend,

zu einer nächtlichen Versammlung zusammen zu berufen, um sich über die Maßregeln zu besprechen, welche man dem Militair gegenüber für nothwendig halten würde.

Calas war auch gern bereit dazu, sich diesem Auftrage zu unterziehen und entfernte sich bald darauf, um seine geheimen Boten nach allen Gegenden auszusenden, während er die Zusammenberufung der Dorfbewohner selbst übernahm. Da es noch früh am Morgen war, hatte man auch noch vollkommen Zeit, die Kunde möglichst weit im Umkreise zu verbreiten. Zum Versammlungsorte hatte man eine tiefe Felsenschlucht, mitten im Walde, ungefähr eine kleine Stunde vom Dorfe entfernt, gewählt, welche allen Mitgliedern der „Marianne" wohl bekannt war, da man dort schon öfter heimliche Zusammenkünfte gehalten hatte. Die Felsenschlucht aber wurde allgemein nur die Bärengrube genannt, ein Name, welcher sich noch aus grauer Vorzeit herschrieb, wo wirklich Bären dort genistet haben sollten; obgleich schon seit langer Zeit diese Thiere in der ganzen Gegend ausgestorben waren.

Indessen hatte Hermann auch die beiden Enkelinnen Maquets, Marie und Anne und ihre beiden Verlobten Charles Valette und Etienne Lambert wiedergesehen und gesprochen und Alle freuten sich gleich ihrem Großvater, den jungen Mann, der ihnen ein Leidensgefährte gewesen, aber während ihrer Flucht aus Paris so plötzlich verschwunden war, jetzt vollkommen gerettet wieder zu sehen. Anna, welche er krank und verwundet verlassen, war jetzt vollkommen wieder hergestellt, doch trug sie eine verstümmelte Hand zur Schau, als lebenslängliches

trauriges Denkzeichen, an den blutigen Kampf gegen den Staatsstreich. Ihr Verlobter aber liebte sie deshalb nur um so mehr, denn er betrachtete ihre Verstümmelung als ein Ehrenzeichen, als ein Wahrzeichen ihres Heldenmuthes in dem Kampfe für Freiheit und Vaterland. Uebrigens schienen die schweren Sorgen und Gefahren, welche die jungen Mädchen hatten überstehen müssen, beinahe spurlos an ihnen vorüber gegangen zu sein; denn sie strahlten wieder in voller Blüthe ihrer Schönheit, Kraft und Jugend, und nur zuweilen, so oft sie an den Verlust der Freiheit ihres Vaterlandes und an die Schreckensscenen des vierten Decembers zu Paris dachten; da erbleichten die Rosen ihrer Wangen, finstere Falten legten sich auf ihre Stirn und ein unaussprechlich wehmüthiger Zug umspielte ihre Lippen. Unablässig aber waren sie darauf bedacht, ihrem gütigen Großvater ihre Liebe zu beweisen und in seiner Pflege mit einander zu wetteifern, damit er den Verlust seines Eigenthums, seines Geschäftes und aller ihm seit so vielen Jahren liebgewordenen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten weniger schmerzlich empfinden sollte. Er hing deshalb auch mit ganzer Seele an ihnen und fühlte sich nie glücklicher, als in ihrer Nähe.

Sobald sie nun aber erfuhren, daß neue Gefahren gegen sie im Anzuge wären, daß eine geheime Versammlung der „Marianne“ für die nächste Nacht zusammenberufen werden sollte, welcher auch ihr Großvater beizuwohnen zugesagt hatte, da erklärten sie fest und entschieden, daß sie ihn nicht allein gehen lassen und nicht von seiner Seite weichen würden. Er wollte

es zwar Anfangs nicht zugeben, indem er versicherte, daß ihm keine Gefahr drohe, allein später vermochte er doch ihren Bitten nicht zu widerstehen und da er zugleich bedachte, daß ihre Erscheinung bei den Landleuten als die symbolische „Marianne" gedeutet und ihre Begeisterung für den Bund dadurch auf's Neue erweckt werden würde, so willigte er endlich ein. Aber er empfahl ihnen zugleich auch alle Vorbereitungen zu treffen, zu einer ungesäumten Fortsetzung ihrer Flucht, oder doch wenigstens zu einer Uebersiedelung in ein anderes Versteck, wenn er es für rathsam halten sollte das Anerbieten seines Gastfreundes Calas anzunehmen.

Auch Hermann versprach, sich bei der nächtlichen Versammlung einfinden zu wollen und entfernte sich hierauf um auch Edmond davon in Kenntniß zu setzen, und ihn zu seiner Begleitung zu veranlassen. Dieser nahm die Nachrichten mit dem größten Interesse auf, zeigte sich sogleich bereitwillig der geheimen Zusammenkunft der Bundesfreunde beizuwohnen und Hermann beschäftigte sich nun den ganzen Tag über mit Vorbereitungen zu den Bauarbeiten, mit welchen er beauftragt worden war. Sein ehemaliger Handwerkskamerad, Francois Gautier, schien jetzt wieder eine weit heitere Stimmung angenommen zu haben und er dankte die Rückkehr seiner Seelenruhe den eifrigen Bemühungen seines Freundes; denn Hermann hatte durch einige Oberhäupter der „Marianne" auf die geheimen Freirichter einzuwirken gesucht und es war ihm auch insofern gelungen, daß die gegen Medard bereits ausgesprochene Acht vorläufig wieder aufgehoben wurde. Francois aber

sah' sich dadurch zugleich des mörderischen Auftrags entledigt, der sein Gewissen bis zur Verzweiflung gepeinigt hatte, und theils um ihn sicher zu stellen gegen ein ähnliches, verbrecherisches Ansinnen des Bundes, theils auch, damit er sich fern von Paris, in der freien, schönen Natur geistig wieder erholen sollte, von der entsetzlichen Seelenmarter, die er ausgestanden, hatte er ihn zu seiner Begleitung ausgewählt, mit einem andern tüchtigen Maurergesellen, der ihm befreundet war, und der für einen treuen Republikaner galt, auch zugleich Mitglied der „Marianne" war. Er nannte sich Claude Vidal und war wegen seines immer heitern Charakters außerordentlich beliebt, bei allen seinen Kameraden. Freilich war Francois eine Trennung von seiner Familie, die wohl ein paar Monate dauern konnte, schwer geworden, aber er fühlte die Nothwendigkeit einer zeitweiligen Entfernung von Paris selbst, und hoffte zugleich auch bei seiner Arbeit auf dem Schlosse des Marquis einen reichlichern Lohn zu erwerben, als bei seiner gewöhnlichen Beschäftigung in der Residenz.

Ungefähr zwei Stunden vor Mitternacht begaben sich Edmond und Hermann, gefolgt von Francois und Claude auf den Weg. Der Erstere hatte eine Jagdflinte mitgenommen, und hatte den Leuten im Schlosse gesagt, daß er sich auf den Anstand begeben solle, um jedes Aufsehen seines ungewöhnlichen, nächtlichen Ausbleibens zu vermeiden. Hermann aber hatte ein doppelläufiges, geladenes Terzerol zu sich gesteckt und die beiden Maurergesellen waren nur mit derben Knotenstöcken versehen; denn man hielt eine weitere Bewaffnung

für unnütz, da Niemand weder an einen Ueberfall, noch an sonst eine Veranlassung zum Kampfe dachte.

Ein paartausend Schritte weit vom Schlosse entfernt, führte der Weg, den sie verfolgten, in eine weit ausgedehnte Waldung, welche zu dem Besitzthume des Marquis gehörte. Der Himmel war rein und klar und der Mond, welcher beinahe seine ganze Fülle erreicht hatte, sendete seine magischen Strahlen durch das noch nicht ganz entfaltete Frühlingslaub der hohen Bäume. Die Luft war so still und milde, als es der eben erst beginnende Lenz nur erlaubte, und die nächtliche Wanderung durch den duftenden Wald gewährte einen reizenden Spaziergang. Zuweilen wechselte das Hochwild, welches seit Jahren möglichst geschont worden war, ruhig über den Pfad, blieb wohl auch in einiger Entfernung stehen, um die Vorübergehenden verwundert anzuschauen; oder ein wilder Eber prasselte durch das Unterholz und schoß schnaubend wieder in das Dickigt hinein. Manchmal hörten sie auch in abgemessenen Pausen den unheimlichen Ruf der Eulen, die mit kaum hörbarem Flügelschlage gespenstisch über ihren Häuptern dahin schwebten, und da sie sich überhaupt sehr ernst gestimmt fühlten, so wurde auch ihre Unterhaltung nur ernst und einsilbig geführt. Hier und da fühlte sich Edmond auch wohl versucht einen schönen Rehbock niederzuschießen, widerstand aber diesem waidmännischen Gelüste, weil er wußte, daß gerade jetzt der ganze Wald von den Mitgliedern der Marianne erfüllt war, die leicht durch einen Schuß beunruhigt werden konnten.

Es führten eigentlich nur zwei Wege nach der

Bärengrube, ein sehr enger Jagdpfad, der weniger bekannt war und den Edmond gewählt hatte, und eine breitere Straße, welche durch Holzwagen tief ausgefahren war. Es gab freilich auch noch einen dritten Weg, der ungefähr in der Entfernung von einer und einer halben Stunde in die große Landstraße einmündete, die nach Rouen führte, doch wurde dieser fast gar nicht benutzt, weil er der beschwerlichste war, indem er über mehrere Hügel und durch Hohlwege und Felsschluchten leitete, die besonders des Nachts nur mit großer Anstrengung zu passiren waren. Deshalb war von den beiden zuerst genannten Wegen, der zweite am meisten, der dritte aber gar nicht von den Bewohnern der Umgegend belebt, und Edmond und seinen Begleitern begegnete nur selten ein einsamer Wanderer, der sich ihnen anschloß, nachdem er den Bundesgruß mit ihnen ausgetauscht hatte, und dann mit ihnen nach demselben Ziele wallfahrtete. Als sie dieses beinahe erreicht hatten, stieß auch ein alter Bauer zu ihnen, der in einem Dorfe wohnte, welches näher bei Rouen lag, als Beauvillage. Dieser berichtete mit einer gewissen Unruhe, daß er am vergangenen Morgen in der genannten Stadt gewesen sei und mit seinen eignen Augen gesehen habe, daß ein starkes Jägercorps, mit Sack und Pack, wie zu einer Expedition ausgezogen sei, und zwar in der Richtung nach Beauvillage. Als er aber am Nachmittage nach seinem Dorfe wieder heimgekehrt, habe er sich überall nach ihnen erkundigt und erfahren, daß sie auf der großen Landstraße fortmarschirt wären, aber wo sie Halt gemacht, um zu übernachten, und wo sie eigentlich ge-

blieben, hatte ihm Niemand sagen können. Er konnte sich deshalb auch der Besorgniß nicht erwehren, daß sie sich in den Wald geworfen hätten, um dort zu bivouakiren, aber Edmond suchte ihm seine Befürchtungen auszureden, indem er bemerkte, daß die Anwesenheit eines bedeutenden Jägercorps im Walde nicht verborgen bleiben könne, und daß eine solche fliegende Colonne in der Regel kein Bivouak bezöge, ohne Wachtfeuer anzuzünden, von welchen aber nicht die geringste Spur zu gewahren sei. Es gab dies aber Stoff zu einem lebhafteren Gespräche, an dem auch Andere Theil nahmen und unter welchem man endlich bis zur Bärengrube gelangte. Die felsigte Thalschlucht, welche so genannt wurde, hatte ungefähr eine Länge von beinahe einer Viertelstunde Weges. In ihrem Grunde wuchs nur Buschwerk und niederes Gestrüpp; denn der Boden war sandig und größtentheils mit Steingerüll bedeckt. Von dem Ende des schmalen Jagdpfades aus, führte auch nur ein enger, stufenartiger Steig mehrere hundert Fuß tief hinab, der breitere Holzweg aber, hatte in einem wohl über tausend Schritte entfernt liegenden Schlage sein Ende erreicht und von dort aus hatten sich Fußgänger willkürlich einen Weg gebahnt, der ziemlich weit abgelegen von dem schmalen Steige, und in einer mäßigeren Senkung in die Tiefe führte; so, daß wohl drei bis vier Personen neben einander gehen konnten. Edmond und seine Gefährten verfolgten den ersteren und stiegen vorsichtig über die ungleichen, theils von der Natur gebildeten, theils roh ausgehauenen Stufen

hinab, wobei ihnen das helle Mondlicht eine hinlängliche Beleuchtung verlieh.

Es war ungefähr eine halbe Stunde vor Mitternacht, als sie im Grunde anlangten und sie schritten fort, bis zu einem ziemlich freien und geräumigen Platze, welcher sich in der Mitte der Schlucht befand. Steil erhoben sich dort himmelanstrebende Felsenwände und hier und da zeigten sich dunkle Spalten in denselben, welche natürliche Eingänge in größere und kleinere Höhlen bildeten.

Eine derselben war sehr geräumig und trocken, und konnte durch eine verborgene, mechanische Vorrichtung, welche eine Felsplatte vor den Eingang springen ließ, verschlossen werden. Da sie schon seit Jahren von den Häuptern der „Marianne" dazu benutzt worden war, um dort ihre geheimen Versammlungen zu halten, auch bereits manchem politischen Flüchtlinge in früheren Revolutionszeiten zum Versteck gedient, so war sie auch ganz wohnlich, in mancher Hinsicht sogar bequem eingerichtet, und der Bauer Calas hatte sie deshalb auch zu einem Asyl für den alten Maquet und die Seinigen ausersehen. Vor der Höhle erhob sich ungefähr sechs Fuß hoch eine natürliche, steinerne Terrasse, welche eine Tribüne bildete und auch als solche bei Versammlungen von den Rednern benutzt wurde.

Der freie Platz war schon ziemlich angefüllt von Bundesmitgliedern, die Edmond und seine Begleiter in freundlicher Weise mit dem Bundesgruße begrüßten, welchen diese erwiderten. Alle standen in Gruppen vertheilt umher und fast mit jeder Minute trafen neue

Zuzüge ein und gesellten sich zu Freunden und Bekannten, aber die Gespräche wurden nur mit gedämpfter Stimme geführt und sorgfältig wurde Alles vermieden, was ein lautes Geräusch hätte verursachen können. So wurde denn auch nur ein dumpfes Gemurmel hörbar, dessen Schall nicht bis zu dem, mit dichtem Gebüsch bewachsenem, Rande der Schlucht hinaufzubringen vermochte.

Als nun die Mitternachtsstunde erschienen war, traten Calas, Maquet und die Seinigen, sowie mehrere Häupter des Bundes aus der großen Höhle hervor, wo sie sich schon seit längerer Zeit mit einander besprochen hatten. Maquet führte an jeder Hand eine seiner Enkelinnen, und wie bei dem Freiheitskampfe auf der Barricade in Paris trug Marie die hochwehende dreifarbige Fahne, während Anna mit einem Säbel umgürtet erschien.

Das Auftreten der beiden schönen, jungen Mädchen, deren Gesichter der Mondschein verklärte, rief einen Eindruck auf die Landleute hervor, als ob überirdische Erscheinungen vor ihnen aufgetaucht wären, und dem tiefen Schweigen folgte auch sogleich der Ausdruck der allgemeinen Bewunderung; der unwillkürlich in den aus dem Süden stammenden Bundesgesang überging: „**Aro l'haven la Marianno!**" (Endlich haben wir die wahre Maria und Anna.) Aber man vermied vorsichtig jeden jubelnden Ausbruch in der Gesangsweise, welcher sich hätte über das Bereich der Schlucht hinaus verbreiten können und ließ die Töne des Liedes nur leise, aber mit tiefer Empfindung erschallen, so daß sie feierlich

wie eine Kirchenweise in der Luft verschwebten. Der Franzose ist leicht begeistert, und hier waren es die Anwesenden in hohem Grade; denn sie glaubten nach ihrer republikanischen Auslegungsweise in Maria und Anna die Vernunft und die Freiheit vereinigt zu sehen.

Sobald der Gesang beendigt war, stellte Calas seinen Freund Maquet als eines der würdigsten Häupter des Bundes vor, ohne jedoch seinen Namen und Stand zu verrathen, oder ihn als Flüchtling zu bezeichnen, und forderte die Versammlung auf, seinen Worten Vertrauen zu schenken und seinen Rathschlägen unbedingte Folge zu leisten. Hierauf nahm Maquet selbst das Wort und mit seiner wohlklingenden, tief zum Herzen dringenden Stimme hielt er eine Rede über Zweck und Ziel des Bundes, und wußte gerade durch die Einfachheit und Klarheit seines Vortrags seine Zuhörer zu begeistern. Er schilderte die Vorgänge in Paris und die Zustände des Landes scharf, aber wahr und ohne Uebertreibung, und bezeichnete, als einziges Mittel die verlorene Freiheit wieder zu gewinnen: ein festes, brüderliches Zusammenhalten und einen freudigen Opfermuth. Aber dringend warnte er auch zugleich den blinden Eifer walten zu lassen, und durch einen ohnmächtigen Widerstand die Gewalthaber nur noch mehr zu reizen und zu noch strengeren Maßregeln zu veranlassen. Deshalb empfahl er auch Klugheit und Selbstbeherrschung und gab zu bedenken, daß der Bund durch die harten zahlreichen Verluste einer Menge seiner tüchtigsten Mitglieder geschwächt, beinahe desorganisirt sei, und sich erst auf's Neue wieder kräftigen müsse, ehe er daran

denken dürfe zu einer entscheidenden That zu schreiten. Endlich aber forderte er Alle auf, das Militair, welches in den umliegenden Dörfern zur Einquartierung erwartet wurde, nicht feindselig zu empfangen, sondern freundlich aufzunehmen, gut zu verpflegen und zu suchen sich mit ihm zu befreunden, damit der Soldat erkennen lerne, daß weder Bürger noch Landmann sein Feind sei und daß er ein himmelschreiendes Unrecht begehe, wenn er auf jeden seiner Mitbrüder einen Haß werfe, der keine Uniform trüge. Man könne die Macht der Gewaltherrscher nur dadurch am sichersten brechen, wenn man die Trabanten ihrer Tyrannei zu sich herüberziehe. Unter den Versammelten hatte eine so gespannte Aufmerksamkeit auf seine Worte geherrscht, daß Auge und Ohr wie gefesselt erschienen und als der Greis geendet hatte, wollte die Menge in einen lauten Beifallsruf ausbrechen, der aber unterdrückt wurde, indem Calas sie zur Ruhe ermahnte, worauf sie sich damit begnügten, ihre Hüte hoch in der Luft zu schwenken. Es trat jetzt eine kurze Pause ein, welche durch ein leises Geflüster ausgefüllt wurde, bis der junge Marquis Edmond de Chereville die natürliche Rednerbühne betrat, und denselben Standpunkt einnahm, welchen Maquet inne gehabt hatte. Man hatte nämlich durch verschiedene Versuche herausgefunden, daß gerade von diesem Standpunkte aus, der Schall einer lauten Rede an einer glatten gegenüberstehenden Felsplatte anschlug und zurückprallte, ohne nach Oben zu dringen.

Edmond war ein vortrefflicher Redner, der mit hoher, jugendlicher Begeisterung und tief zum Herzen

dringend zu sprechen pflegte, wenn er öffentlich auftrat, und er hatte sich vorgenommen kräftige, feurige, aber auch tröstende Worte zu den Landleuten zu reden. Dabei pflegte er sorgfältig jeden höheren Redeschwung zu vermeiden, und einen herzlichen, populairen Ton anzunehmen, um sich schon dadurch den Männern aus den niedern Ständen mehr zu nähern und ihr Vertrauen für sich zu erwecken. Seit er auf dem Schlosse eingetroffen war, hatte er jedoch wohl einigen Versammlungen der Marianne beigewohnt, aber ohne öffentlich das Wort zu nehmen; denn er wollte sich erst bemühen die Stimmung des Volkes zu erforschen. Deshalb war er auch eigentlich nur von den Bewohnern des Dorfes Beauvillage gekannt; doch selbst diese verriethen die lebhafteste Neugierde, als sie ihn sich anschicken sahen eine Rede zu halten. Es herrschte gerade in jener Gegend wenig Sympathie unter den Dorfbewohnern für die hohe Aristokratie, und man betrachtete sie schon um ihres großen ländlichen Grundbesitzes, ihrer Jagdgerechtigkeiten und anderer Vorrechte willen, für ihre natürlichen Gegner. Indessen hatte sich der junge Mann durch sein freundliches, zutrauliches und harmloses Wesen gewissermaßen beliebt zu machen gewußt und das Gerücht, daß er hierher gleichsam in die Verbannung gesendet worden sei, weil er an dem Barricadenkampfe in Paris Theil genommen, auf Seiten des Volkes gestanden und dabei tödtlich verwundet worden sei, flöß'te den Landleuten ein lebhafteres Interesse für ihn ein, als sie jemals für einen jungen Aristokraten empfunden hatten.

Er begann, und schon seine Ansprache an seine „lieben Bundesbrüder und Freunde," mit welcher er in der derben republikanischen Weise seine Rede einleitete, wurde beifällig aufgenommen und schien Vertrauen zu erwecken. In demselben Momente aber, als er in wahrer Begeisterung in die Worte ausbrach: „Laßt uns die Freiheit verehren, als unsere zweite himmlische Mutter, die uns die Natur geschenkt;" geschah' etwas Entsetzliches. Hoch vom Rande der Schlucht herab, dem freien Platze gegenüber, auf welchem die Versammlung stattfand, krachte plötzlich eine donnernde Büchsensalve, aus mehr als hundert Gewehren in den Abgrund nieder. Zugleich ertönten aber auch von den beiden Wegen, welche in die Schlucht führten, schmetternde, militairische Hornsignale, welche statt Commandoworten dienten. Der Eindruck, welchen diese gänzlich unerwartete Unterbrechung hervorrief, war so schrecklich, daß er sich kaum beschreiben läßt. Die Versammelten waren wie erstarrt, wie gelähmt, und Edmond waren die letzten Worte im Munde erstorben, noch ehe er sie aussprechen konnte. Eine tiefe Todtenstille folgte auf die Salve und die Hornsignale; denn Keiner wagte auch nur zu athmen.

Endlich aber löste sich das entsetzliche Schweigen plötzlich in einen gräßlichen Schrei auf, der aus mehreren hundert Kehlen zugleich erschallte. Es war ein Schrei der wildesten Rachewuth, denn man hatte indessen so viel Fassung gewonnen, um sich zu schauen, man hatte Verwundete und Todte am Boden liegend und sich in ihrem Blute windend, erblickt; man hatte

sich überzeugt, daß die Bärengrube von allen Seiten umzingelt war, daß das Militair die beiden Ausgänge besetzt hielt, und eine andere Abtheilung im Sturmschritt herbeieilte, um die fast gänzlich Wehrlosen anzugreifen. Nur wenige der Landleute führten eine andere Waffe bei sich, als einen tüchtigen Stock, mit dem an eine Vertheidigung gegen wohlbewaffnetes Militair kaum zu denken war. Auch eine Flucht wurde fast unmöglich, da die einzigen Wege die hinauf nach dem Walde führten, so stark besetzt waren, daß es keine Möglichkeit schien einen Durchgang mit Gewalt zu erzwingen.

Zehn Männer waren durch die schreckliche Salve von Oben herab getroffen und zu Boden gestürzt worden und fühlten sich mehr oder weniger gefährlich verwundet. Ihre Freunde und Bekannten sprangen ihnen zu Hülfe, während Andere durch den Anblick des vergossenen Blutes empört, den anrückenden Soldaten wilde Drohungen und Scheltreden entgegenriefen. Da sprang aber der alte Maquet mit wahrhaft jugendlicher Lebhaftigkeit von der Tribüne herab, mitten unter sie, und ermahnte sie zu friedlicher Unterwerfung, da sie sich durch Widerstand nur der sichern Vernichtung aussetzen würden. Doch die Verwirrung war zu furchtbar und seine Stimme vermochte das wüste Durcheinanderschreien nicht zu durchdringen. Sein Gastfreund Calas war ihm auf dem Fuße gefolgt und wollte ihn aus dem Gewühle herausreißen, und in die Höhle bringen, wo er wenigstens vorläufig in Sicherheit war. Aber er ließ sich nicht bewegen ihm zu folgen; denn er dachte nicht an sich, sondern nur an die aufgeregten Landleute,

die sich nicht in's Unglück stürzen sollten. Indessen empfahl er seinem Freunde seine Enkelinnen, welche Calas auch sogleich mit ihren beiden Verlobten in die Höhle zog, um sie wenigstens dem Kampfgetümmel, welches schon in der nächsten Minute unfehlbar losbrechen mußte, zu entziehen. Marie und Anna waren aber fast nur mit Gewalt dazu zu bewegen, sich in Sicherheit zu begeben; denn sie wollten in der Nähe ihres Großvaters bleiben und jedes Schicksal mit ihm theilen, wenn es ihnen nicht gelingen sollte, ihn zu bewegen sich zurückzuziehen. Als sie aber bemerkten, daß es zu spät war, denn der Kampf hatte bereits begonnen; da beschworen sie ihre Verlobten, ihrem Großvater zu Hülfe zu eilen und duldeten es nicht, daß Calas die Felsenspalte schloß, wodurch sie sicher gerettet worden wären, denn sie hofften noch immer, daß der Greis zu ihnen zurückkehren, und dann gleich ihnen ein Asyl hier finden sollte. Charles Valette und Etienne Lambert eilten davon und auch Calas folgte ihnen endlich auf dringendes Zureden der beiden Mädchen, denn sie bemerkten deutlich, daß er den heftigen Drang sich seinen Freunden und Bundesbrüdern anzuschließen, kaum zu bezähmen vermochte. So blieben sie ganz allein und draußen tobte der Kampf. Die Soldaten hatten die Landleute angegriffen; denn vergeblich hatte der alte Maquet mit donnernder Stimme: „Friede! Friede!“ geboten; seine Worte waren von dem wilden Geschrei: „Rache! Rache!“ übertäubt worden. Einige der Bauern führten ihre Jagdflinten bei sich und ohne zu bedenken, daß sie durch den Gebrauch derselben den Nichtbewaffneten

die größte Gefahr bereiten würden, schossen sie in blindem Eifer unter die anrückenden Soldaten hinein und verwundeten Mehrere. Der Hauptmann der sie anführte, nahm dies natürlich für eine Herausforderung zum Kampfe und ließ nun keine Schonung mehr walten. Er commandirte Halt, um die Verwundeten zurückbringen zu lassen, dann ließ er die Hälfte seiner Leute ihre Hirschfänger als Bajonette auf die Büchsen pflanzen, während die andere Hälfte sich schußfertig halten mußte und so ließ er wieder vorrücken, um unter lautem Hurrahruf auf die Bauern loszustürmen.

Der Kampf konnte aber natürlich nur von kurzer Dauer sein; denn die Kräfte waren zu ungleich und die Landleute überhaupt zu bestürzt und zu unvorbereitet zu jeder nachhaltigen Vertheidigung. Die Wenigen, welche Gewehre besaßen, gewannen nicht so viel Zeit um wieder laden zu können; denn sie wurden gleich nach ihrem ersten Schusse umringt, erfaßt und entwaffnet. Die Uebrigen, die sich nur mit ihren Stöcken zu vertheidigen vermochten und damit haufenweise auf die anstürmenden Soldaten losschlugen, ernteten dafür Stichwunden von den Hirschfängern derselben ein, und wurden nach kurzer Gegenwehr auch überwältigt. Aber das Hin- und Herdrängen, das Ringen und Toben, das Schreien und Stöhnen, welches dabei herrschte, war so entsetzlich, wie beim blutigsten Kampfe.

Kaum eine Viertelstunde war vergangen und die ganze Versammlung war in einzelne Gruppen zersprengt, hier und dort auf dem freien Platze zusammengetrieben und von den Soldaten umringt worden, welche jetzt

Kienfackeln anzündeten, um ihre Gefangenen noch näher beleuchten zu können, als ihnen das Mondlicht erlaubte, und zugleich auch die Höhlen in den Felswänden zu durchsuchen, und Diejenigen, die sich dort etwa versteckt halten möchten, hervorzuziehen.

Der Offizier, welcher die ganze Expedition in der Bärengrube mit einer größeren Schonung behandelte, als man nach dem unbesonnenen Angriffe der Bauern eigentlich von ihm hätte erwarten dürfen, war ein noch ziemlich junger Mann, der Capitain-Epaulettes trug.

Er hatte sich diese verdient, durch seine treu ergebenen Dienste, die er der gegenwärtigen Regierung während der Revolution des Staatsstreiches leistete, wo er als Oberlieutenant in demselben Jägerregimente, nicht allein die Barricaden zerstören half, und die Salven auf die wehrlosen Zuschauer die sich in den Straßen gesammelt, commandirte; sondern sich auch später mehrere Tage und Nächte hindurch benutzen ließ, um die Verhaftungen der auf die schwarze Liste Gesetzten, mit einer Abtheilung seiner Leute vorzunehmen. Ein so hingebender, in den Willen der Regierung schmiegsamer Eifer mußte ja belohnt werden und so avancirte er, kurze Zeit nach dem Staatsstreiche, vom Premierlieutenant zum Capitain, obgleich er noch sehr jung war. Uebrigens aber war er derselbe Offizier, der in jener Schreckensnacht mit seinen Jägern auch in das Haus des alten Maquet eingedrungen war, um diesen und die Seinigen zu verhaften, was er ungefähr eine Stunde später, auch in der Todtengruft der verfallenen Kapelle ausführte. Sonst war er ein tüchtiger Offizier, mit manchen wahr-

haft ritterlichen Eigenschaften begabt, besonders rücksichtsvoll und galant gegen Damen und nicht ohne Gefühl. Er nannte sich Hector de Plessis, und das Jägerregiment, dem er angehörte, wurde vom Obristen de Frenac commandirt, einem durchaus ehrenwerthen, alten Soldaten, den wir auch bereits kennen lernten; indem er gleich zu Anfang unserer Erzählung, in der Nacht nach dem blutigen vierten December, die Marquise von Chereville nicht allein vor den Beleidigungen seiner betrunkenen Soldaten schützte, sondern ihr auch die ungehinderte Hinwegschaffung der unter den Todtenhaufen hervorgezogenen Leiche ihres Sohnes gewährte.

Sei es nun, daß der junge Capitain strenge Ordre seines Obristen hatte, die ihm Schonung anbefahl, oder daß seit Erlangung seiner höheren Charge, seine Ansichten milder, oder sein Pflichteifer gegen die Parthei, welcher er diente, lässiger geworden; kurz, man mußte anerkennen, daß er bei dieser Expedition noch ziemlich rücksichtsvoll verfahren war. Er hatte seine Leute keineswegs angefeuert, ihrer Rachsucht freien Lauf zu lassen und unnütze Grausamkeiten zu begehen; sondern ihnen im Gegentheil befohlen Blut zu schonen, und sich damit zu begnügen ihre Gegner zu entwaffnen und unschädlich zu machen.

Dies war auch geschehen, und es waren daher auch im Verhältniß zu der großen Anzahl der Kämpfenden und zu dem wilden und verwirrten Getümmel, welches rings um herrschte, nur wenige Verwundungen vorgefallen.

Sobald aber der eigentliche Kampf erst aufgehört

hatte, beeilte sich der Capitain de Plessis auch eine gewisse Ruhe herzustellen und ging rasch von einer Gruppe zur Andern, um die Jäger zu ermahnen, die Ueberwältigten mit Schonung zu behandeln und sich, sobald sie sich keine groben Widersetzlichkeiten zu Schulden kommen ließen, auch aller Thätlichkeiten gegen sie zu enthalten. Zugleich ordnete er an, daß besonders die, welche mit wirklichen Waffen in der Hand gefangen genommen worden, von den übrigen abgesondert und als die Hauptschuldigen betrachtet werden sollten. Auch unter den Andern sollten noch zwei Abtheilungen gebildet werden, unter solchen, welche mit Stock oder Faust gestritten, oder sich ganz vom Kampfe zurückgezogen gehalten hatten.

Nachdem er diese drei Gruppen hatte zusammenstellen lassen, umgab er sie mit Wachtposten, und als er eben die Letzte derselben, die aus den Nichtkämpfern, größtentheils sehr alten Leuten bestand, inspicirte, fiel sein erster Blick, beim Scheine der Fackeln, auf die imponirende Gestalt des alten Maquet.

Er blieb sichtbar bestürzt ihm gegenüber stehen, und glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen; aber je schärfer er ihn betrachtete, desto mehr hielt er sich überzeugt, das ehrwürdige Greisenantlitz wieder zu erkennen, welches schon bei seinem ersten Anblicke einen nicht gewöhnlichen Eindruck in ihm hinterlassen hatte. Und doch mußte es ihm wieder ganz unglaublich erscheinen, daß er es selbst sei. Hatte er ihn doch in der Nacht nach dem vierten December selbst verhaftet, und in eins der sichersten Gefängnisse von Paris abgeliefert.

Hatte er doch aus sicherer Quelle erfahren, daß er gleich darauf vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt und auf dem Marsfelde hingerichtet worden sei. Wie war es möglich, daß er sich jetzt lebend in dieser Gegend befinden konnte? Aber auch seine bäurische Kleidung machte ihn irre; denn sie gewährte ihm wirklich das Ansehen eines wahren, recht stattlichen Landmannes.

„Wie ist Ihr Name?“ fragte er ihn endlich.

„Jaques Gardy;“ antwortete Maquet ruhig, denn dies war der Name, den er hier angenommen hatte. Auch nannte er zugleich das Dorf eines entfernten Departements als seinen Wohnort.

„Erkennen Sie mich nicht wieder?“ fragte der Capitain weiter.

Der Greis betrachtete ihn einige Augenblicke aufmerksam, erkannte ihn jedoch wirklich nicht wieder, da er ihn im Augenblicke seiner Verhaftung in Paris nur sehr oberflächlich beachtet hatte, weil in jenem Augenblicke alle seine Gedanken ausschließlich auf die drohenden Gefahren gerichtet waren, die ihn und die Seinigen umringten. Er entgegnete daher auch eben so ruhig als vorher: „Nein! Ich glaube, ich habe Sie nie gesehen!“

Aber auch die Stimme schien dem Capitain bekannt und unwillkürlich rieselte ein eiskalter Schauder durch seine Glieder, und wäre er nicht von Aberglauben frei gewesen, so würde er an eine gespenstische Erscheinung geglaubt haben.

Indessen Zeit und Umstände drängten und gestatteten hier keine weitere Untersuchung; deshalb gab er

seinem Sergeanten einen Wink, und flüsterte ihm zu: besonders auf den Greis, den er ihm bezeichnete, ein scharfes Augenmerk zu haben und ihn doppelt bewachen zu lassen.

Hierauf ging er weiter, einen Lieutenant, der ihm gewissermaßen als Adjutant diente, zur Seite, und von mehreren Unteroffizieren und Jägern gefolgt.

„Die Leute wollen auch Frauenzimmer unter den Bauern bemerkt haben und ein Oberjäger unserer Compagnie, der ein Falkenauge hat, schwört: er hätte gesehen, daß man zwei Mädchen, die wahrscheinlich die Marie und die Anna vorgestellt, in eine Höhle hineingezogen; flüsterte der Lieutenant im Weitergehen seinem Hauptmanne zu.

Dieser der noch immer mit dem Gedanken beschäftigt war, daß der Greis, der ihm so eben aufgefallen, dem alten Maquet so täuschend ähnlich gesehen habe, erinnerte sich jetzt unwillkürlich daran, daß die Enkelinnen desselben ja auch auf den Barricaden in Paris an der Seite ihres Großvaters erschienen und als Maria und Anna figurirt hatten. Deshalb nahm er auch die ihm mitgetheilte Nachricht mit dem größten Interesse auf, rief einige Fackelträger herbei und ließ sich von dem Oberjäger die Höhle näher bezeichnen. Sie war auch nur wenige Schritte entfernt, und ohne Hinderniß trat er mit seinen Leuten hinein.

Sobald die Fackeln den weiten, dunkeln Raum erhellten, erblickte er auch im tiefen Hintergrunde desselben Maria und Anna, niedergesunken auf eine Bank

und schwesterlich umarmt, als ob sie in dieser Stellung ihr Schicksal mit Ergebenheit erwarten wollten.

Kaum hatte der Hauptmann de Plessis die beiden jungen Mädchen erblickt, als er sie auch augenblicklich wieder erkannte, als Dieselben, die er schon einmal mit ihrem Großvater und ihren Verlobten verhaftet hatte, und hätte er auch nur im Geringsten daran zweifeln können, so würde ihn Anna's verstümmelte Hand, die auf der Schulter ihrer Schwester lag, und an welcher zwei Finger fehlten, vollkommen davon überzeugt haben. Es bedurfte aber eines solchen Wahrzeichens gar nicht; denn die Gesichter der beiden jungen Mädchen, die er damals mit großer Aufmerksamkeit behandelte, waren ihm so treu im Gedächtnisse geblieben, daß ihm hier kaum noch eine Täuschung als möglich erschien. Zugleich aber wurde ihm auch die sehr unbestimmte Vermuthung: daß der alte Maquet Mittel und Wege gefunden haben mußte, sich dem Tode zu entziehen und unter diese Bauern zu flüchten, zur vollen Gewißheit.

Doch brachte diese Entdeckung keine freudige Empfindung in ihm hervor; er fühlte sich vielmehr von einem wehmüthigen Gefühle ergriffen, bei dem Gedanken: daß seine Pflicht ihm gebiete sich der Unglücklichen auf's Neue zu bemächtigen, um sie wahrscheinlich jetzt einer noch weit härteren Strafe entgegen zu führen, als welcher sie bisher glücklich entflohen waren.

Er gab ihnen dies auch mit theilnehmenden Worten zu erkennen, als er sich ihnen näherte, und erklärte ihnen zugleich, um sich ganz zu vergewissern, ob seine

Vermuthung hinsichtlich Maquets bestätigt sei, daß auch ihr Großvater bereits verhaftet worden sei.

„Unser guter Großvater!“ riefen Beide, wie aus einem Munde, mit dem Ausdrucke der bangsten Sorge in ihren Zügen; denn sie glaubten ja, es sei nun doch Alles entdeckt und verloren. „Und wo ist er? Er ist doch nicht verwundet? Sein Sie barmherzig! Bringen Sie uns zu ihm.“

Diese kindliche Anhänglichkeit rührte den Hauptmann und er versprach ihre Bitte erfüllen zu wollen. Auch besaß er Zartgefühl genug, sie nicht nach ihrem Verlobten zu fragen; obgleich er ahnete, daß auch diese wohl in der Nähe sein würden. Er ließ zwei Mann zu ihrer Wache zurück, denen er aber hart einschärfte, sich keine rohen Scherze mit den Unglücklichen zu erlauben, und entfernte sich, um ihnen den Greis zuzusenden.

Als er die Abtheilung der Gefangenen erreichte, welche aus den Nichtkämpfern bestand, bemerkte er sogleich, daß sich Charles Valette und Etienne Lambert bereits zu dem alten Maquet gefunden hatten, den sie vorhin im Kampfgewühle vergebens gesucht und er ließ nun die Drei nach der Höhle escortiren, um sie mit den beiden Mädchen zu vereinigen, wofür sie ihm ihren wärmsten Dank aussprachen.

Hierauf wurde der Abzug angeordnet. Diejenigen, welche mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden waren, wurden zusammen gebunden und auf dem breiteren Wege paarweise unter starker Bedeckung aufwärts geführt, und bildeten die erste Abtheilung. Es waren kaum zwanzig Mann. Ihnen

folgten ihre Kameraden, die mit Stöcken und Fäusten auf die Soldaten losgeschlagen, oder sich sonst bei ihrer Verhaftung grober Widersetzlichkeiten bedient hatten. Sie mochten ungefähr funfzig Köpfe zählen. Diesen aber ließ man die Aelteren und Ruhigeren, die am Kampfe keinen Theil genommen und sich ohne Widerstand der Soldateska ergeben hatten, folgen.

Der junge Hauptmann konnte sich als Commandeur der ganzen Expedition eine gewisse Selbstbefriedigung nicht versagen. Er glaubte bei seinem ganzen Unternehmen klug, tapfer und doch auch mit Schonung verfahren zu sein und einen vollkommenen Erfolg herbeigeführt zu haben. So weit man mit der Oertlichkeit vertraut war, waren auch die Höhlen durchsucht worden, worin man aber nur wenige Versteckte gefunden; die beiden einzigen gangbaren Wege waren stark besetzt gewesen, und an ein Emporklimmen Flüchtiger an den Felswänden zu beiden Seiten der Schlucht, war wohl nicht zu denken, da diese zu steil waren, und wäre auch Einer oder der Andere so glücklich gewesen hinaufzuklimmen, so würde er doch oben den Jägern in die Hände gefallen sein, die unter ihrem Obristen selbst, an dem ganzen Rande der Schlucht herum eine Kette gebildet hatten, die Einzelne wohl schwerlich hätten durchbrechen können.

Der Hauptmann Hector de Plessis wollte bei seinem Abzuge den Nachtrab bilden und verließ die Schlucht zuletzt. Er hatte ungefähr nur zehn Mann bei sich behalten, um die unglückliche Familie Maquet damit zu escortiren, und sobald sich die letzte Abtheilung in Be-

wegung gesetzt hatte, begab er sich wieder in die Höhle; die er, so lange er mit der Anordnung des Zuges beschäftigt gewesen war, ganz unbeachtet gelassen hatte, da er die Gefangenen darin durch die dort zurückgelassenen Wachtposten vollkommen gesichert hielt.

Zu seiner großen Bestürzung aber bemerkte er, als er nun die Höhle betrat, die Gefangenen nirgends, so viel er auch mit den Fackeln in dem öden Raume umherleuchten ließ. Als er sich nun aber in höchster Verwunderung nach seinen hier zurückgelassenen Wachtposten umschaute, wurde er durch ein dumpfes Stöhnen, in einem dunkeln, entfernten Winkel, auf dieselben aufmerksam gemacht. Dort lagen die beiden Soldaten, ihrer Waffen beraubt, mit verstopftem Munde, an Händen und Füßen mit Stricken gebunden, auf einem Strohlager.

Der Hauptmann gerieth in den heftigsten Zorn, als er sie in diesem beklagenswerthen Zustande erblickte, doch wußte er Anfangs nicht, ob er den Ausbruch seiner zornigen Bewegung zuerst auf sie, oder auf die Entflohenen richten sollte; denn daß ihm die Gefangenen entwischt wären, daran vermochte er jetzt nicht mehr zu zweifeln. Indessen machte er ihnen die bittersten Vorwürfe darüber, daß sie sich hatten überwältigen lassen; dann forderte er sie auf, wahr und kurz zu berichten: wie dies hatte geschehen können und warum sie sich nicht vertheidigt und Lärm gemacht?

Dieser Bericht wurde auch von ihnen ganz übereinstimmend gegeben und sie erzählten, daß sie, nachdem man den Greis und die beiden jungen Männer

auch noch in die Höhle gebracht, von dem Unteroffiziere, welcher Jene hierher geführt hatte, streng angewiesen worden wären, die Gefangenen scharf im Auge zu behalten, am Eingange der Höhle Posto zu fassen und dieselben nothwendigenfalls selbst mit Gewalt der Waffen zu verhindern, herauszugehen. Sie hätten hierauf den Unteroffizier gebeten, den Posten doppelt zu besetzen und ihnen noch zwei Mann hier zu lassen, um diese dicht in der Nähe der Gefangenen aufzustellen; doch hätte es dieser mit der Bemerkung verweigert, daß er alle Leute brauche zur Escorte der Bauern. So wären sie allein zurückgeblieben bei den Gefangenen, die sich auch ganz ruhig verhalten und in ihr Schicksal ergeben geschienen hätten. Auf ihre Büchsen gestützt, hätten sie sie von ihrem Posten aus, scharf beobachtet, aber es sei in allen ihren Bewegungen auch nicht das Geringste von ihnen bemerkt worden, was verdächtig erschienen wäre. Da sei plötzlich hinter ihnen am Eingange der Höhle ein leises Geräusch zu ihren Ohren gedrungen, wie schleichende Schritte und kaum hätten sie sich umgeschaut, so wären sie auch schon überfallen gewesen, von vier starken Männern, welche ihnen Bauermäntel über die Köpfe geworfen, und dadurch ihr Geschrei erstickt hätten, während man ihnen zugleich Büchse und Hirschfänger entrissen, ehe sie noch daran hätten denken können, sich damit zur Wehre zu setzen. Dann wären sie rasch an Händen und Füßen gebunden worden, nachdem man ihnen den Mund verstopft und endlich hätte man sie in jenen Winkel geworfen, von wo aus sie nichts weiter mehr hätten sehen können, was vorgegangen.

Von ihrem Hauptmanne befragt: ob ihre Gegner Bauern gewesen? ob sie ihre Gesichter gesehen, und ob die männlichen Gefangenen vielleicht Theil genommen an ihrer Ueberwältigung? sagten sie einstimmig aus: Ihre Gegner wären wohl schwerlich Bauern gewesen und ihrer Kleidung und ihren Manieren nach müßten sie sie für Städter halten. Ihre Gesichter hätten sie aber nicht zu erkennen vermocht, da sie sich dieselben so mit Tüchern umwunden, daß nur Augen und Nase hervorgeguckt, wobei sie die breitkrämpigen Hüte tief in die Stirn gedrückt getragen. Der Eine habe ein Jagdgewehr gehabt, und gedroht, sie augenblicklich damit niederzuschießen, wenn sie sich widersetzen oder Lärm machen würden; während der Andere mit einem doppelten Terzerole in der Hand, dieselbe Drohung ausgestoßen. Die Gefangenen hätten jedoch keinen Theil genommen an ihrer Ueberwältigung.

Manches erschien dem jungen Hauptmanne in dieser Aussage vollkommen räthselhaft; denn unter allen Versammelten, die in seine Hände gefallen waren, hatte er nicht einen Einzigen bemerkt, den man für einen Städter hätte halten können. Selbst Maquet und die beiden Werkmeister schienen sich bereits so in ihre ländliche Kleidung hineingelebt zu haben, daß sie gern für Bauern gelten konnten. Wer waren nun diese Leute gewesen, die einen so verwegenen Ueberfall ausführten, der ihnen, wenn er mißlang, das Leben kosten konnte und wohin hatten sie die Familie Maquet gebracht? Denn es war ganz unmöglich, sie auf den beiden einzigen gangbaren und von Soldaten so stark besetzten

Wegen, aus der Bärengrube hinauf in den freien Wald zu retten.

So viel der Offizier aber auch darüber nachgrübelte, so vermochte er sich doch diese Fragen nicht zu beantworten und da er überhaupt wenig Zeit hatte sich mit Räthseln zu beschäftigen, so mußte er an einen raschen Entschluß denken.

Obgleich er sich durch die Flucht der Gefangenen sehr empfindlich getroffen fühlte, so dachte er doch menschlich genug, ihnen um ihrer selbst willen die Freiheit zu gönnen, wenn sie nur dieselbe wirklich zu erringen vermochten. Glücklicherweise hatte er noch gegen keinen seiner Kameraden irgend eine Aeußerung gethan, durch welche er seine Entdeckung verrathen hätte. Niemand als er allein wußte, daß der alte Maquet mit seiner Familie aus Paris stammte und dort bereits zum Tode verurtheilt gewesen war. Es konnte also auch Niemand außer ihm, eine besondere Wichtigkeit auf die Personen legen, die ihm entwischt waren. Indessen erforderte es doch seine Pflicht in aller Eile einige Nachforschungen, nicht allein nach den Gefangenen, sondern auch nach den verwegenen, jungen Leuten anzustellen, welche sie befreit hatten.

Die geringe Mannschaft, die er nur noch bei sich führte, durfte er freilich nicht zersplittern, da man einen Hinterhalt befürchten mußte und so blieb nichts weiter übrig, als noch einmal die kleinen Höhlen, so viele davon aufzufinden waren, zu durchsuchen; aber auch dies blieb ganz ohne Erfolg; denn man fand sie alle leer. Auch ließ der Obrist jetzt ein Signal zum Rück-

zuge erschallen, welchem eiligst Folge geleistet werden mußte und so sahe sich der Hauptmann genöthigt, alle weiteren Nachforschungen aufzugeben und seine übrigen Leute wieder zu erreichen zu suchen, die auf dem breiten, bergan führenden Wege seinen Blicken bereits entschwunden waren. So zog er ab und durch die letzten Vorfälle war allerdings seine Selbstzufriedenheit mit der glücklichen Ausführung seines Unternehmens bedeutend erschüttert worden.

Werfen wir nun aber auch noch einen Rückblick auf den jungen Marquis Edmond de Chereville, welcher in seiner begeisterten Rede durch die von Oben herabdonnernde Salve plötzlich unterbrochen worden war. Auch er hatte keine Ahnung von der Nähe des Militairs und einem solchen mörderischen Ueberfalle gehabt und konnte sich deshalb auch im ersten Augenblicke eines heftigen Schreckens nicht erwehren. Doch schon im nächsten Momente kehrte seine Fassung wieder und mit einem kühnen Blicke überschaute er die Lage der Dinge. Was er aber sah, war freilich nichts weniger, als ermuthigend. Die Landleute waren wohl größtentheils willig zum Kampfe, und hätten sich durch feurige Reden und muthiges Beispiel wohl zu einem kräftigen Widerstande aufreizen lassen; aber zu welchem Zwecke konnte dies führen? Nur die wenigsten waren bewaffnet und die Anzahl der wohldisciplinirten und armirten Gegner ließ sich nicht einmal annähernd berechnen. Sein menschenfreundliches Herz sträubte sich deshalb auch gegen ein gänzlich zweckloses Blutvergießen, welches doch nur zum größten Nachtheile der armen Landleute endigen

konnte, und er stimmte ganz mit der lauten Aufforderung des alten Maquet überein, sich ruhig zu verhalten und jede gewaltsame Widersetzlichkeit zu vermeiden. Zunächst aber waren alle seine Gedanken darauf gerichtet seinen Freund Hermann einer Verhaftung zu entziehen und ihn irgendwo in Sicherheit zu bringen; denn er erkannte sogleich die doppelte Gefahr, in der er schwebte, da auch er in Paris bereits zur Deportation verurtheilt worden war.

Er zog ihn deshalb auch, noch ehe die anstürmenden Soldaten sich genähert hatten, mit sich fort, tiefer in die Schlucht hinein, wo das Gebüsch dichter wucherte und die beiden Maurergesellen Francois Gautier und Claude Vidal folgten ihnen auf dem Fuße. Ihre Flucht würde jedoch schwerlich einen glücklichen Erfolg gehabt haben, da ihnen die Oertlichkeiten hier fast gänzlich unbekannt waren, wären ihnen nicht aus dem Busche Michel Calas und jener alte Bauer entgegen getreten, der sich auf dem Wege durch den Wald zu ihnen gesellt, und ihnen die Nachricht mitgetheilt hatte, von dem Ausrücken des Jägercorps aus Rouen und von dem darauf erfolgten seltsamen Verschwinden desselben. Die beiden Landleute zogen sie augenblicklich wieder in den Busch zurück, und forderten sie leise und dringend auf: ihnen Beistand zu leisten zur Befreiung der unglücklichen Familie Maquet, wofür sie ihnen einen sichern, wenn auch höchst unbequemen Ausweg aus der Bärengrube zeigen wollten, auf welchen sie den Händen der Soldaten würden entgehen können.

Edmond und Hermann, welche Beide den alten

Maquet und die Seinigen persönlich kannten, und die Gefahr, welche sie bedrohete, da sie auch bereits verurtheilt waren, wohl zu ermessen vermochten, zeigten sich sogleich bereitwillig, ihnen allen Beistand zu leisten, der in ihren Kräften stand. Sie übernahmen es auch ohne Widerrede die Wachen zu überwältigen, und nachdem man Alles reiflich verabredet, schritten sie mit einer Verwegenheit, die ihres Gleichen suchte, an die Ausführung, und wir haben gesehen, wie glücklich sie gelang. Sobald nun die beiden Wachen überrumpelt und beseitigt waren, so daß sie sich in jenem Winkel kaum rühren, noch sehen konnten was vorging, schlichen Michel Calas und der alte Bauer, der sich Lasseur nannte, herein. Der Erstere theilte sogleich seinem alten Gastfreunde Maquet mit, daß er komme, um ihn und die Seinigen zu befreien, wobei er sie aber streng aufforderte, sich ganz seiner Leitung zu überlassen.

Die Unglücklichen, die noch eben in die tiefste Betrübniß versunken waren; denn sie mußten befürchten, daß man ihren Großvater nun wirklich zum Tode führen, sie selbst aber trennen und nach weit von einander entlegenen Gegenden deportiren werde, faßten neue Hoffnung durch die tröstliche Mittheilung, und erklärten sich muthig bereit, sich jeder Anordnung unterwerfen zu wollen.

Ohne Säumen hob nun Calas, ganz im Hintergrunde der Höhle, mit Hülfe des alten Lasseur, eine steinerne Platte von unbestimmter Form, aus dem Fußboden empor, die gewissermaßen eine Fallthür bildete; denn sie verdeckte eine Oeffnung, welche in die Tiefe

hinabführte und eben groß genug war, um einen Menschen hindurch zu lassen. Eine Leiter von zwanzig Sprossen führte hinab und Calas, welcher sich ganz mit Tauen umwunden hatte und eine Axt im Gürtel trug, stieg zuerst hinab. Ihm folgten der Greis und seine beiden Enkelinnen, welchen sich ihre Verlobten, Edmond, Hermann und die beiden Maurergesellen, die sechs Fuß lange Bretter auf den Schultern trugen, anschlossen und den Schluß machte endlich der alte Lasseur, der auch mit Tauen umwickelt war und eine Axt trug. Als er auf Mannestiefe die Leiter hinabgestiegen war, ließ er vorsichtig die aufgehobene Steinplatte wieder in ihre Fugen niederfallen, wodurch die Oeffnung wie vorher wieder verschlossen wurde. Auf diese Weise war jede Spur ihrer Flucht verwischt worden; denn der ganze Fußboden der Höhle bestand aus ähnlichen Steinplatten, und hätte man auch eine Ahnung davon gehabt, so würde es doch sehr schwer geworden sein, gerade diejenige herauszufinden, welche die Fallthür bildete. Um aber jede, doch noch immer mögliche Verfolgung, wenigstens so viel es sich thun ließ, zu verzögern und zu erschweren, wurde, nachdem Alle hinabgestiegen waren, auch die Leiter nachgezogen, und unten platt auf den Boden niedergelegt. Die beiden Bauern hatten sich mit Fackeln versehen und eine Beleuchtung erschien auch um so nöthiger, da der schauerliche Pfad, den man zu wandeln hatte, nicht allein höchst beschwerlich; sondern auch an verschiedenen Stellen sehr gefahrvoll zu passiren war.

Es war ein natürlicher, unterirdischer Gang, der

durch einige Quellen von Oben herab, die ihren Verlauf wieder in das Innere der Erde genommen und ihre Wasser endlich unten in jene große Höhle ausgemündet hatten, ausgehölt worden war. Die Quellen aber waren seit vielen Jahren schon versiegt, die Wasser hatten sich verlaufen, oder waren in das Erdreich eingetrocknet und so war der unterirdische Gang, der mit der Höhle in Verbindung stand, geblieben, war jedoch nur einigen Häuptern der Marianne bekannt, und wurde sehr selten und nur im Falle der höchsten Noth benutzt. Auch war er so eng, daß nur eine einzige Person in gebückter Stellung zur Zeit hindurch schreiten konnte; ja, an manchen Stellen wurde er so niedrig, daß man förmlich auf Händen und Füßen hindurchkriechen mußte.

Nur an dem Orte, wo man hinabgestiegen, und wo die Leiter niedergelegt worden war, zeigte sich so viel Raum, daß die Flüchtigen wenigstens auf einem Haufen zusammen stehen konnten, um die Anordnungen, die Calas, der sich zum Leiter des Ganzen aufgeworfen hatte, zu geben für nöthig fand, zu vernehmen. Alle hörten ihn mit Aufmerksamkeit an und versprachen ihm strenge Folge zu leisten. Dann setzte der Zug sich in Bewegung. Einer mußte hinter dem Andern gehen und Alle sollten sich so dicht als möglich an einander halten. Dies geschah auch und der Weg führte auch wohl funfzig Schritte weit, immer ziemlich eben fort, bis er endlich zu steigen anfing. Jetzt begannen die eigentlichen Beschwerden erst; denn der Fußboden war größtentheils schlüpfrig und ohne aufrecht stehen zu können, sollte man aufwärts klimmen. Zwar waren von

Menschenhand, wohl hier und da, einige Stufen gebildet worden, aber nicht häufig und nicht sicher genug, um stets darauf festen Fuß fassen zu können. Deshalb ging es auch nur langsam und Einer mußte den Andern unterstützen, beim Vorwärtsschreiten, damit er nicht zurückwankte. Doch dies war noch nicht das Schlimmste. Man gelangte bald an eine Stelle, wo der aufstrebende Weg durch einen breiten und tiefen Spalt versperrt war. Hier mußten die beiden Bretter, welche die Maurergesellen trugen übergelegt und eine schwankende Brücke gebildet werden. Calas kroch zuerst hinüber und nachdem er sich versichert hatte, daß die Bretter fest genug waren, um die Last eines Menschen zu tragen, rieth er den Nachfolgenden seinem Beispiele zu folgen und auf Händen und Füßen hinüber zu kriechen. Denn in gebeugter Stellung hinüber zu gehen, wäre noch gefährlicher gewesen, da man dabei leicht vom Schwindel erfaßt werden und in den Abgrund stürzen konnte, dessen Tiefe sich nicht ermessen ließ.

Wenn sich nun aber auch die Männer allen diesen Unbequemlichkeiten, Anstrengungen und Gefahren mit der größten Ergebung unterwarfen, so war es um so mehr zu bewundern, daß auch die beiden jungen Mädchen nicht einen einzigen Klagelaut vernehmen ließen; sondern die eigenen Unannehmlichkeiten gänzlich zu vergessen schienen und immerfort nur die zärtlichste Besorgniß für ihren Großvater äußerten, der zuweilen einige Zeichen der Erschöpfung nicht zu unterdrücken vermochte.

Indessen wurde auch diese Schwierigkeit glücklich

besiegt, und der immer bergan sich erhebende Weg weiter verfolgt. Je mehr man sich aber dem Ende desselben näherte, desto mehr Hindernisse schienen sich auch den Flüchtigen entgegen zu stellen. Noch zweimal war der Weg durch Spalten durchschnitten, die überbrückt werden mußten, und an einigen Stellen war der niedrige, enge Gang fast ganz verschüttet durch herabgestürztes, loses Erdreich. Es hinwegzuräumen war unmöglich, und so mußte man darüber hinwegkriechen und sich durchzwängen so gut als möglich. Endlich aber, nachdem alle diese erschöpfenden Schwierigkeiten überwunden waren, gelangte man in einen erweiterteren Raum, der eine tiefe Grube bildete, die aber von allen Seiten mit beinahe ganz steilen Wänden umgeben war. Hier sammelten sich Alle und Calas empfahl die größte Ruhe, denn man hatte sich der Oberfläche der Erde wieder genähert, und konnte den Sternenhimmel erblicken und Bäume und Gesträuche, welche am Rande der Grube wuchsen und ihre Zweige weit darüber ausbreiteten.

Es war freilich für Alle ein erfreulicher Anblick, den blauen Himmel wieder zu sehen, mit seinem tröstenden Sternenlichte; aber außer den beiden Bauern vermochte keiner von ihnen zu begreifen, wie sie an den steilen, felsigten Wänden in die Höhe klimmen sollten, um die Oberfläche der Erde endlich zu erreichen. Calas und Lasseur suchten jedoch auch hier Rath zu schaffen. Sie knüpften die Taue los, mit welchen sie sich umwunden hatten, banden einen faustgroßen Stein an ein Ende eines Seils und warfen ihn mit großen Geschicklichkeit aufwärts, so daß er über einen starken, weit

herüber ragenden Ast eines alten Baumes flog, das Seil mit sich nahm und auf der andern Seite wieder herabfiel. Auf diese Weise gelang es ihnen dem Taue oben einen festen Haltpunkt zu geben, und nun began- nen sie, mit ihren Aexten, in die steile, felsigte Wand, ungefähr einen Fuß hoch übereinander, Einschnitte zu hauen, welche eben tief genug waren die Fußspitzen hinein zu setzen. Indem sie sich nun das oben am Baumaste befestigte Tau unter den Armen festbanden und die Spitzen der Füße in die Einschnitte der Wand einsetzten, die sie nach und nach aushieben, arbeiteten sie sich schnell genug empor, bis sie endlich den Rand der ungefähr sechszehn Fuß tiefen Grube erreichten. Sobald dies geschehen war knüpften sie noch mehrere starke Seile um den Stamm des Baumes und ließen sie hinab, um auch den Uebrigen als Handhabe beim Aufwärtsklimmen zu dienen. Zuvor aber durchstreiften sie oben noch mehrere Minuten lang den Wald, um sich zu überzeugen ob auch keine Soldaten in der Nähe wären. Doch sie befanden sich jetzt auf der entgegen- gesetzten Seite der Schlucht, welche von den Jägern unbeachtet gelassen geblieben war, da die beiden Wege aus der Bärengrube auf der andern Seite hinaufführten. Nicht ohne große Anstrengung, aber doch ohne Unfall, gelang es Allen nach dem Beispiele Calas und Lasseurs aus der Grube emporzusteigen, und auch den beiden Schwestern, welche ihr Schaamgefühl antrieb, so lange zn warten, bis alle Männer bereits oben waren, gelang es glücklich. Die Flüchtigen durften sich nun freilich oben im Walde für ziemlich gesichert halten, weil die

Jäger, wie es schien, in entgegengesetzter Richtung, nach dem Dorfe Beauvillage zu abgezogen waren. Indessen hatte der alte Maquet mit den Seinigen noch einen weiten und beschwerlichen Weg zurückzulegen; denn Lafleur hatte ihnen zwar ein verstecktes Asyl in seinem Hause versprochen, doch war das Dorf, in welchem er wohnte, wohl noch zwei Stunden weit entfernt und um dorthin zu gelangen mußte man von der Bärengrube aus den dritten, fast gar nicht betretenen, auf und abwärts, über Hügel und Thalschluchten führenden Weg einschlagen, bis man die direct nach Rouen gerichtete, große Landstraße erreichte. Calas, Edmond und die Uebrigen aber, mußten sich auf Umwegen durch den Wald zu schlagen suchen, um das Dorf, unbemerkt von den Soldaten, wieder zu erreichen, ehe noch die Nacht zu Ende ging. Deshalb trennten sich auch die Flüchtigen und zogen, nachdem sie herzlichen Abschied von einander genommen und sich eine glückliche Heimkehr gewünscht hatten, in zwei Abtheilungen auseinander. Calas kannte die verborgensten Waldpfade selbst besser als Edmond; deshalb wurde auch sein Anerbieten, als Führer zu dienen, mit Dank angenommen und es gelang ihnen auch glücklich, noch vor dem ersten Morgengrauen das Dorf zu erreichen. Zu ihrem größten Erstaunen fanden sie aber hier noch Alles in die tiefste Ruhe versenkt; denn die Soldaten waren mit ihren Gefangenen noch nicht angekommen, obgleich sie der Zeit nach schon längst hätten hier sein müssen, wenn sie das Dorf wirklich zu besetzen beabsichtigten. So erreichte Calas ganz unbemerkt seinen Hof und auch

Edmond gelang es mit seinen Begleitern, ohne gesehen zu werden, durch den Park in das Schloß zu schlüpfen; so, daß kein Bewohner desselben ahnete, daß sie die ganze Nacht außerhalb desselben zugebracht hatten.

Weit beschwerlicher und gefahrvoller war aber die Wanderung, welche Lasseur mit den Flüchtlingen, die sich ihm anvertraut hatten, noch zurücklegen mußte, ehe er sein Dorf erreichen konnte. Der alte Maquet war bereits durch das beschwerliche Emporklimmen auf dem unterirdischen Wege ganz erschöpft, und hätte jedenfalls einer längeren Ruhe bedurft, um seine Kräfte wieder zu sammeln, als er sich erlauben durfte. Freilich erboten sich seine Enkelinnen und deren Verlobten ihn zu unterstützen; aber er wies, mit der Hartnäckigkeit des Alters, welches seine Schwäche nie gern eingestehen will, jeden Beistand von sich, und suchte sich mit Hülfe seines dicken Dornstockes fortzuhelfen, so lange er konnte. Aber der Weg war gar zu rauh und beschwerlich, auch mußte in den Schluchten durch Bäche und sumpfige Stellen gewatet werden, während an andern Orten wieder das Erklimmen von Anhöhen über loses Steingeröll, außerordentlich ermüden mußte. So hatte man denn auch die ebene Landstraße, welche nach Rouen führte, noch nicht erreicht, als der Morgen bereits anbrach. Nicht allein der Greis, sondern auch die beiden jungen Mädchen waren jetzt so sehr erschöpft, daß sie sich auf einer freien Stelle im Walde, wo sich üppiger Graswuchs zeigte, ausruhen mußten. Der alte Lasseur erhob nicht einmal eine Einwendung dagegen, obgleich er nicht verhehlte, daß die Gefahr entdeckt und verfolgt

zu werden, sich Tagesanbruch mit jeder Minute steigerte; denn er sah wohl ein, daß es für die Erschöpften eine reine Unmöglichkeit war, ohne sich ausgeruht zu haben, die beschwerliche Wanderung fortzusetzen. Sie baten nur um eine halbe Stunde Frist, um sich zu erholen; aber kaum hatten sie fünf Minuten lang im hohen Grase ausgestreckt gelegen, als ein immer näher dringendes Geräusch sie wieder aufschreckte. Es drang von der Gegend her, wo die Landstraße, die kaum noch zehn Minuten weit entfernt sein konnte, am Saume des Waldes entlang führen mußte, und da der stille Morgenwind gerade von dorther ihnen zuwehete, so hörten sie deutlich die Tritte vieler Menschen und ein Gemurmel von Stimmen. Charles und Etienne, die sich noch ziemlich frisch fühlten, erboten sich sogleich Nachforschungen einzuziehen, und schritten leise durch das Gebüsch auf einem schmalen Pfade fort, der in ziemlich gerader Richtung nach der Landstraße führte. Das dichte Unterholz gewährte ihnen hinlänglichen Schutz sich zu verbergen und so gelang es ihnen auch sich so weit vorwärts zu schleichen, daß sie einen Theil der Straße überschauen konnten, ohne selbst gesehen zu werden. Zu ihrem Schrecken erkannten sie, daß es dasselbe Jägercorps war, welches die Bärengrube gestürmt hatte, und jetzt mit seinen zahlreichen Gefangenen in drei Abtheilungen den nach Rouen führenden Fahrweg verfolgte. An der Spitze ritt der Obrist de Frenac, welcher allerdings Anfangs seinen Leuten befohlen hatte, den Weg nach dem Dorfe Beauvillage einzuschlagen; später aber, nachdem er wohl überlegt, daß er dort

kein Lokal finden würde, um mehr als hundert Gefangene mit Sicherheit unterzubringen, hatte er sich entschlossen dieselben ungesäumt nach Rouen transportiren zu lassen, wo er wußte, daß mehrere geräumige Gefangenhäuser Platz genug zu ihrer Aufnahme boten. Er gab daher dem Marsche durch den Wald auch eine andere Richtung, und so erreichte der Zug auf Umwegen endlich die offene Straße, welche nach jener Stadt führte.

Als nun Charles und Etienne zu den Ihrigen zurückkehrten, wurde Rath gehalten, was nun zu thun sei? Sie vereinigten sich auch Alle gar bald darüber, daß man sich wenigstens noch eine halbe Stunde lang im Walde verborgen halten müsse, um ein Zusammentreffen mit Nachzüglern und Streifpatrouillen zu vermeiden, und diese Rast wirkte auch so wohlthätig auf die Ermüdeten, daß sie sich, nachdem dieselbe verstrichen war, sämmtlich wieder so ziemlich gekräftigt fühlten.

Die Sonne war indessen aufgegangen, und den Schutz der Nacht, der ihnen bisher gedient, ihre Flucht zu umschleiern, mußten sie freilich entbehren. Als sie die Landstraße erreichten, fanden sie dieselbe ganz leer, und schritten rüstig weiter dem Dorfe zu, wo sie einen Ruheort finden sollten. Aber kaum hatten sie eine Viertelstunde Wegs zurückgelegt, als sie plötzlich Hufschlag und Waffengeklirr hinter sich vernahmen. Erschrocken standen sie unwillkürlich still, und schon nach wenigen Augenblicken galoppirte um eine Waldecke herum ein Trupp Gensd'armen und sprengte ihnen nach. Ehe sie sich noch zu fassen vermochten, sahen sie sich auch schon umzingelt von den Reitern, deren Anführer, ein

grimmiger Wachtmeister, ihnen mit einem donnernden Fluche gebot, sich nicht von der Stelle zu rühren, wenn ihnen ihr Leben lieb sei. Es war eine starke Patrouille, von ungefähr zwanzig Mann, und mehrere solche Gensd'armerie-Abtheilungen waren beordert gewesen, die ganze Nacht hindurch den Wald zu umreiten und ihr Augenmerk besonders auf die Stellen zu richten, wo sich Auswege in's Freie öffneten, um eine etwaige Flucht der Landleute zu hindern, die an der geheimen Versammlung Theil genommen hatten. Dem Wachtmeister und seinen Leuten war aber während der ganzen Nacht kein Mensch zu Gesicht gekommen, und der Erstere befand sich in der verdrießlichsten Laune darüber, daß er nach Rouen zurückkehren mußte, ohne irgend einen Fang gemacht zu haben. Deshalb war es ihm auch höchst erwünscht, als er die Wanderer bemerkte, die er auch ohne Weiteres für Flüchtlinge anzusehen geneigt war.

Sie sahen sich auch genöthigt, seiner barschen Anrede Folge zu leisten und rührten sich wirklich nicht von der Stelle; denn es blieb ihnen ja kein Ausweg um zu entfliehen, und es wäre Tollheit gewesen, in ihrem erschöpften, unbewaffneten Zustande gegen die wohlbewehrte Uebermacht einen Kampf wagen zu wollen.

„Wer seid Ihr? Woher kommt Ihr? Wohin wollt Ihr?" das waren die ersten Fragen, welche der Wachtmeister an sie richtete, und Lasseur gab ihm ziemlich unbefangen zur Antwort: sie wären Bauern aus einem nahen Orte, wobei er sein Heimathsdorf nannte, und hätten in einem andern Dorfe, welches jenseits des Waldes lag, einer Hochzeit beigewohnt, von welcher sie

nun heimkehrten. Um aber nothwendige Arbeiten, die ihrer zu Hause warteten, nicht zu versäumen, wären sie schon, ehe noch der Tag gegraut, aufgebrochen.

Der Wachtmeister lachte ihm jedoch spöttisch in's Gesicht und auf ihre freilich sehr in Unordnung gerathene, und durch die Wanderung im unterirdischen Gange außerordentlich beschmutzte Kleidung deutend, behauptete er, sie sähen weit eher Landstreichern, als Hochzeitsgästen ähnlich und beschuldigte sie geradezu: daß sie an der geheimen Versammlung der Marianne Theil genommen, und der Himmel möge wissen auf welchen verborgenen Wegen, den Händen der Jäger entschlüpft wären.

Die Betheuerungen Lasseurs, daß er nichts von einer geheimen Versammlung und von der Marianne wisse, wurden gar nicht beachtet, und da auch die Uebrigen kein Wort zu ihrer Vertheidigung hervorbrachten, indem sie sich im Voraus überzeugt hielten, es würde fruchtlos sein; so erklärte sie der Wachtmeister mit einem gewissen Triumphe als seine Gefangenen. Die Arme wurden ihnen auf den Rücken gebunden und der Strick mit dem dies geschah an den Sattel eines Gensd'armen geknüpft, um ihnen jeden Versuch zu einer Flucht zu vereiteln. Gegen die beiden Mädchen verfuhr man zwar schonender, und legte ihnen keine schimpflichen Bande an; ja, zwei Reiter erboten sich, sie zu sich auf ihr Pferd zu nehmen, um ihnen die mühsame Wanderung, die ihnen noch bevorstand, zu zu ersparen; aber sie wiesen den Antrag mit lebhaftem Widerwillen zurück und der Wachtmeister gestattete ihnen

auf ihre dringenden Bitten, neben ihrem alten Großvater hergehen und ihn zu beiden Seiten unterstützen zu dürfen, da man ihm seinen Dornstock abgenommen und er sich mit seinen, auf den Rücken gebundenen Händen, nur mühsam fortbewegen konnte. So setzte sich der traurige Zug endlich in Marsch und da man nur langsam fortzuschreiten vermochte, gelangte man auch erst nach Verlauf von mehreren Stunden nach Rouen, wo man die todesmüden Flüchtlinge in ein Gefängniß ablieferte. Ihr Unstern wollte es aber, daß eben als sie in das Gefangenhaus eintraten, der Capitain de Plessis ihnen auf dem Hofraume begegnete und sie augenblicklich erkannte. Er glaubte jetzt seiner Pflicht besser genügen zu müssen, als es in der Bärengrube geschehen war, ordnete eine strenge Bewachung über sie an und begab sich dann zu dem Obristen de Frenac, um ihm Bericht über seine Entdeckung abzustatten, was er bis jetzt unterlassen hatte. Der Obrist, welcher sich vor vielen seiner Kameraden durch wahre Humanität auszeichnete, bedauerte im Stillen die Wiederergreifung der Unglücklichen, sah' sich aber doch genöthigt seiner militairischen Pflicht nachzukommen und seinem Berichte, den er über die Expedition gegen die Bauernversammlung, an das Kriegsgericht einzusenden hatte, auch zugleich die Anzeige beizufügen, daß mehrere Verurtheilte, welche sich bisher als Flüchtlinge in dem Dorfe Beauvillage verborgen gehalten, zugleich verhaftet worden wären. Umgehend erhielt er auch sogleich die Ordre von Paris zurück: sogleich in Rouen ein Kriegsgericht niederzusetzen, und über die verhafteten Bauern von

demselben aburtheilen zu lassen, die wiedereingefangenen, verurtheilten Flüchtlinge aber, unter zuverlässiger Escorte, ungesäumt nach Paris zu senden.

VIII

In einem der festesten Gefängnisse von Paris hatte man den alten Maquet, seine Enkelinnen und deren Verlobten eingekerkert, und zwar so abgesondert von einander, daß ihnen jede Communication unmöglich wurde. Auch war die strengste Bewachung angeordnet und so umfassende Sicherheitsmaßregeln getroffen worden, daß eine zweite Flucht unmöglich war, und selbst der mächtige Einfluß der Marianne unzulänglich erschien, um die Unglücklichen auch aus dieser neuen Gefahr, die sie bedrohete, zu retten. Allerdings war ihre Wiederverhaftung schon von Rouen aus, den Häuptern des geheimen Bundes bekannt geworden, aber sie erkannten auch zu ihrer Betrübniß die unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich ihnen jetzt entgegen stellten, den Gefangenen auch nur den geringsten Beistand zu leisten. Alle ihre Pläne, die sie zu diesem Zwecke entwarfen, wurden als unausführbar erkannt, und doch hätten sie ihnen gern selbst mit großer Aufopferung geholfen.

Indessen vergingen mehrere Tage, ohne daß sich irgend ein Gericht um die Gefangenen zu kümmern schien, und ihre traurige Lage wurde durch die Einsamkeit, die sie erdulden mußten, nur noch drückender ge-

macht. Der alte Maquet war vollkommen auf seinen Tod vorbereitet; denn er hegte die sichere Erwartung, daß man das über ihn verhängte Urtheil jetzt unerbittlich an ihm vollziehen werde. Auch war er fest entschlossen, sich durch Todesfurcht keine Bitte um Begnadigung erpressen zu lassen; denn er hielt sich fest überzeugt, daß er selbst im günstigsten Falle doch nur eine Strafumwandlung in lebenslängliche Kerkerhaft, oder Deportation nach Cayenne zu hoffen haben würde, und in beiden Fällen mußte er doch befürchten in kurzer Zeit vom Tode hingerafft zu werden. Sein Verwandter Medard Gigant, hatte gleichfalls die Entdeckung der Flüchtigen und ihre Rückkehr in das Gefängniß in Erfahrung gebracht, und alle Mittel und Wege, die ihm nur irgend zu Gebote standen, versucht, um die Erlaubniß zu einer Unterredung mit dem alten Großvater zu erlangen; doch alle seine Bemühungen waren erfolglos geblieben; denn man wies ihn überall mit seiner Bitte ab, und das Schicksal der Seinigen erfüllte ihn mit der größten Unruhe und Besorgniß.

Aber auch die beiden Schwestern Anna und Marie litten große Pein in ihrer Einzelhaft, und da man ihnen jede Beschäftigung verweigerte, so wurde ihnen die Einsamkeit beinahe unerträglich. Sie hingen, wie ein paar Zwillingsgeschwister, mit einer unbeschreiblichen Innigkeit aneinander, und waren in ihrem ganzen Leben noch niemals länger als einen einzigen Tag von einander getrennt gewesen. Jetzt aber mußten sie ihre langweiligen, bangen Stunden gänzlich abgeschieden von einander verleben, und der strenge, rauhe Kerker=

meister verweigerte ihnen jede Auskunft, wenn sie ihn mit Bitten bestürmten, ihnen doch wenigstens Nachricht zu geben über das Befinden der Ihrigen. So vermochte Keines auch nur eine Sylbe vom Andern zu erfahren, und die beiden armen Mädchen wurden immerfort von den qualvollsten Gedanken erfüllt, die sich des Nachts in schreckhafte Träume umwandelten. Sie sahen in diesen entsetzlichen Bildern, die sie unablässig verfolgten, ihren Großvater von tödtlichen Kugeln dahin gestreckt, entseelt in seinem Blute liegen; sie sahen ihre Verlobten in Sträflingskleidung an die Galeeren geschmiedet, sich selbst aber weit von einander getrennt, in überseeischen Strafcolonieen zu Sclavinnen erniedrigt. Doch kümmerte sie ihr eignes Schicksal am wenigsten; wäre es auch noch so hart und grausam gewesen, sie würden es mit Ergebung ertragen haben, hätte man ihnen nur das Leben ihres geliebten Großvaters geschenkt und ihnen gestattet dem Greise, bis an das Ende seiner Tage, ihre kindliche Liebe beweisen zu können.

Endlich litten aber auch Charles und Etienne in ähnlicher Weise unaussprechliche Qualen; denn auch sie wurden ganz abgeschieden von einander gehalten und man verweigerte auch ihnen hartnäckig jede Nachricht über ihre Leidensgefährten. Deshalb war es auch nicht zu verwundern, daß sie sich Alle schon nach wenigen Tagen in einer außerordentlich niedergedrückten, fast verzweiflungsvollen Stimmung befanden. Der alte Maquet aber quälte sich auch noch mit den bittersten Vorwürfen, daß er nicht, wie so viele Andere, aus dem Lande geflüchtet, um die Seinigen in Sicherheit zu

bringen, die er nun durch sein Verweilen in Frankreich in ein unabsehbares Unglück gestürzt hatte. Doch während seines Aufenthaltes bei Calas hatte er noch immer die Hoffnung nicht sinken lassen, daß in ganz kurzer Zeit eine neue Revolution durch das ganze Reich ausbrechen und das gegenwärtige Regiment wieder stürzen, die Republik aber auf's Neue befestigen werde.

Jetzt erst erkannte er seine Täuschung zu spät und vermochte es sich nicht zu leugnen, daß eine allgemeine Entmuthigung im Volke eingetreten sei, und das Militair in seiner großen Mehrzahl doch dem Prinzen Napoleon treu ergeben war, weil es mit der Wiederherstellung des Kaiserreichs auch neue Siege und neuen Ruhm zu erringen hoffte.

So stand der Greis eines Abends, als die Sonne eben im Untergehen begriffen war, an dem kleinen vergitterten Fenster seiner Kerkerzelle, und warf einen sehnsüchtigen Blick hinauf zu dem von der Abendröthe gefärbten Himmel, denn er hatte bereits begonnen seines von Angst und schwerer Sorge erfüllten Lebens müde zu werden, und sehnte sich mehr als jemals nach einer Entscheidung seines Schicksals. Doch er wurde gestört in der Erhebung seiner Gedanken, die er eben zu dem allmächtigen Wesen, welches über alle Welten waltet, richten wollte, durch das Klirren der Riegel und Schlösser seines Kerkers. Der Gefängnißwärter war um diese ungewöhnliche Zeit noch niemals zu ihm gekommen, und er blickte deshalb auch verwundert nach der Thür; durch welche aber nicht allein der Wärter, sondern auch der Inspector des Hauses in seiner Amtsuniform zu

ihm eintrat. Er hatte den Letzteren nur einmal gesehen, als er ihn beim Eintritte in den Kerker in Empfang genommen und seinen Namen, Alter, Geburtsort u. s. w. in seine Register eingetragen hatte. Es war ein kalter, steifer, finsterer Mann, der ohne einen Gruß an ihn zu richten, in gebieterischem Tone zu ihm sprach: „Sie werden mir sogleich in den Gerichtssaal folgen.“

„Soll ich endlich verhört werden?“ entgegnete Maquet, mit einem beinahe freudigen Ausdrucke.

Doch der Inspector erwiderte kalt: „Kommen Sie nur und Sie werden bald erfahren, was man von Ihnen will.“

Dadurch wurde dem Greise alle Lust benommen, noch weitere Fragen an ihn zu richten, und er folgte ihm willig auf der Stelle.

Auf dem Gange, vor dem Kerker, schlossen sich ihnen noch zwei Wärter an, und es schien dem alten Manne fast lächerlich, daß man vier weit jüngere und starke Personen für nöthig hielt, um ihn, im Innern des Gefängnisses, von seiner Zelle bis zum Gerichtssaale zu escortiren, und um zu diesem zu gelangen mußte man eine große, steinerne Treppe hinabsteigen. Als sie vor der Thür angekommen waren, hörte man drinnen reden und Maquets Herz schlug lebhafter, denn er glaubte die Stimmen seiner Enkelinnen zu erkennen. Sie warteten mehrere Minuten lang, bis endlich im Innern eine Glocke erschallte, auf welches Zeichen sich der Inspector erst allein in den Saal begab. Doch erschien er sogleich wieder und rief durch die offene Thür: „Der Gefangene Maquet.“

Dieser der indessen seine Fassung vollkommen wieder gewonnen hatte, trat in seiner würdevollen Haltung hinein, und nachdem der Inspector sich entfernt und die Thür geschlossen hatte, befand er sich ganz allein zwei schwarzgekleideten und in Mäntel gehüllten Herrn gegenüber, welche neben einander hinter einem grünbehangenen Tische saßen. Vor ihnen befand sich eine Astrallampe, welche eben angezündet worden war, und durch ihre Kuppel von Milchglas nur einen matten Schein auf die beiden ziemlich bleichen Gesichter warf. Weder Schreibmaterialien, noch der Codex, welcher selten bei einem Criminalverhöre zu fehlen pflegt, waren auf dem Tische zu erblicken, so daß auch das Ganze keineswegs das Ansehen eines Gerichtshofs annahm.

Maquet war mit zu Boden geschlagenen Blicken eingetreten und erst als er vor dem grünen Tische stand schlug er sie empor, und schaute den Beiden, die ihm gegenüber saßen, offen in's Gesicht. Aber er glaubte seinen Augen kaum trauen zu dürfen, als er die Herren, die hier als Richter auftreten zu wollen schienen, auf den ersten Blick erkannte.

Der Eine war der Prinz Louis Napoleon selbst und der Andere, einer seiner vertrautesten Anhänger, der Graf Persigny. Wohl hätte der Greis eher die wunderbarste Erscheinung erwartet, als den Mann hier zu sehen, der sich durch den Staatsstreich an die Spitze der Regierung emporgeschwungen hatte. Aber seine Verwunderung dauerte nur wenige Augenblicke, und ohne seine gewohnte, würdevolle Haltung nur im Geringsten aufzugeben, schaute er beiden offen, und ohne

Bestürzung zu verrathen, in's Gesicht, denn er war ein Mann der keine Menschenfurcht kannte.

„Sie sind der Fabrikant Maquet, aus Paris?" redete ihn der Prinz, nachdem er ihn lange aufmerksam betrachtet, in seiner kurzen, aber nicht unfreundlichen Weise an.

Der Greis antwortete mit einem entschiedenen „Ja!"

„Sie wurden nach dem vierten December des vorigen Jahres vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, wegen thätiger Theilnahme am Barricadenkampfe?" fuhr der Prinz fort.

„Ich wurde verurtheilt; aber ich protestirte dagegen, als einen Akt der Gewalt;" entgegnete Maquet fest.

„Die Gewalt war nothwendig um das Recht wieder herzustellen, Ruhe und Ordnung wieder aufzurichten und die Parteileidenschaften zu zähmen, welche das ganze Reich in Anarchie zu stürzen droheten;" versetzte Louis Napoleon, indem sich sein Gesicht verfinsterte. „Doch ich bin nicht hierher gekommen, um mit Ihnen über die Begriffe von Gewalt und Recht zu streiten, oder mich in politische Discussionen mit Ihnen einzulassen. Ich weiß, daß Sie zu meinen Gegnern gehören, daß Sie unter Ihren politischen Glaubensgenossen als Republikaner ein gewisses Ansehen genießen; aber ich will meine Gegner nicht durch Worte bekehren, sondern durch Thaten. Jetzt verlange ich von Ihnen zu wissen, auf welche Weise es Ihnen gelungen ist sich der Ausführung des kriegsgerichtlichen Urtheils zu entziehen?"

„Das kann und darf ich Ihnen nicht sagen; er-

widerte der Greis hastig; „denn um keinen Preis der Welt würde ich einen Verrath an meinen Freunden begehen.“

Wieder zog der Prinz die Stirn finster zusammen und rief etwas aufgeregt, nach einer Pause: „Ich kenne Ihre Freunde; es sind die Mitglieder des geheimen Bundes der Marianne, zu deren Häuptern sie gehören.“

Jedes Mitglied der „Marianne“ hatte einen Eid leisten müssen, vor Gericht das Dasein des Bundes entschieden abzuleugnen, deshalb sprach auch Maquet jetzt, kalt und ruhig, eingedenk seines Schwures: „Ich kenne keine geheime Verbindung dieses Namens.“

Es erfolgte jetzt eine Pause und Persigny nahm endlich zuerst das Wort, indem er im Tone des Unwillens ausrief: „Es ziemt wahrlich einem Greise mit weißen Haaren nicht, dem Oberhaupte seines Staates gegenüber eine offenbare Lüge auszusprechen. Ich warne Sie ernstlich, geben Sie Ihre schroffe Haltung auf; denn sie wird Sie nur um so schneller zu Ihrem Sturze führen. Bedenken Sie, daß das Schwert des Kriegsgerichtes noch immer über Ihrem Haupte schwebt.“

„Ich habe es bedacht;“ versetzte Maquet mit einer imponirenden Würde; „und Sie finden mich bereit in dieser Stunde noch zu sterben.“

Der Prinz beobachtete ihn noch schärfer, und begann dann wieder: „Sie stehen Ihrem Alter nach bereits am Rande des Grabes und die kurze Spanne Zeit, die Sie nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge noch zu leben hätten, mag Ihnen allerdings gleichgültig sein. Aber bedenken Sie, daß Sie nicht allein

stehen. Sie haben zwei Enkelinnen, die Sie lieben und deren Schicksal sich an das Ihrige knüpfen wird. Es liegt Ihnen also eine Gewissenspflicht ob, meine Fragen der Wahrheit gemäß zu beantworten, und der Macht, die Sie doch mit allen Ihren Freunden nicht zu brechen vermögen, auch nicht länger zu trotzen."

„Freilich werde ich nur mit bitterer Qual im Herzen zum Tode gehen;" sprach Maquet nach kurzem Bedenken; „wenn ich die schmerzliche Ueberzeugung mit mir nehmen muß, daß meine Enkelinnen und ihre wackern Verlobten ihr Leben noch lange Jahre vielleicht, getrennt von einander in Schmach und Elend werden vertrauern müssen. Aber mein Gewissen wird ruhig dabei bleiben, denn die Treue die ich meinem Vaterlande und seiner Freiheit geschworen habe, ist meine erste Pflicht, und ich kenne die Meinigen, sie werden sicher lieber leiden, als ihr Schicksal gemildert sehen wollen durch schändlichen Verrath, der statt Ihrer, Andere in's Unglück stürzen würde. Aber ich will auch nicht für sie um Gnade bitten, denn ich weiß, daß sie es für sich selbst nicht thun würden. Ich habe sie von Kindheit schon gelehrt dem Vaterlande Alles zu opfern, und sie werden für ihren politischen Glauben selbst das Aeußerste zu dulden wissen, wie es wackern Kindern Frankreichs ziemt."

„So haben Sie sich denn die Folgen Ihrer Verstocktheit selbst zuzuschreiben;" erwiderte der Prinz mit scharfer Betonung. „Wenn Sie darauf beharren meine Fragen nicht beantworten zu wollen, so wird das Todesurtheil noch diese Nacht an Ihnen vollzogen werden."

Doch diese Drohung schien auch nicht den geringsten Eindruck auf den Greis hervorzurufen. Kalt und ruhig wie vorher sprach er: „Ich beharre fest bei meinem Schweigen. Nehmen Sie mir mein Leben, aber lassen Sie mich meine Achtung vor mir selbst mit in's Grab nehmen."

Diese Worte, die mit dem tiefsten Ernste gesprochen wurden, schienen einen sichtbaren, lebhaften Eindruck, sowohl auf den Prinzen, als auch auf seinen Begleiter hervorzurufen. Sie wechselten einige leise Worte zusammen, worauf der Prinz sich erhob, und mit ganz veränderter Miene und einem gütigen Ausdrucke zu dem Greise sprach: „Ich habe es erwartet, Sie so fest und entschlossen zu finden; ich mußte es erwarten, nachdem ich Ihre Enkelinnen und die Verlobten derselben gesprochen hatte. Ich ehre den festen, unerschütterlichen Charakter auch bei meinen Gegnern und deshalb will ich Ihnen Frist geben zu besserer Einsicht zu gelangen. Vielleicht wird es Ihnen bald klar werden, daß unser herrliches Vaterland einer rettenden Hand bedurfte, um es vom jähen Sturze in den gähnenden Abgrund zurück zu halten, der sich vor ihm geöffnet hatte. Ich cassire das Urtheil, welches über Sie und die Ihrigen gefällt wurde. Sie sind frei. Man wird Ihnen eine Schrift einhändigen, welche Sie in Ihre bürgerlichen Rechte und in den ungeschmälerten Besitz Ihres Vermögens wieder einsetzt. Hegen Sie sonst einen Wunsch, so sprechen Sie ihn aus, und ich will ihn zu erfüllen suchen, wenn ich kann."

Maquet stand lange in das höchste Erstaunen ver-

sunken. Er glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen; denn er hatte sicher erwartet, nach seinen letzten Worten sein Verhör beendigt zu sehen und ohne Säumen zum Tode geführt zu werden. Nicht die geringste Hoffnung hatte er auf den Mann gesetzt, den er für seinen erbittertsten, unversöhnlichsten Feind gehalten, und deshalb würde er es auch um keinen Preis haben über sich gewinnen können, eine Bitte um Begnadigung an ihn zu richten. Um so mehr aber mußte ihn die Großmuth überraschen, mit welcher er ihm und den Seinigen Leben und Freiheit schenkte und mit einem einzigen Schlage alle ihre Leiden und Sorgen vernichtete.

Als ob ein Zauberwort ihn gefesselt hätte, stand er starr und unbeweglich, blickte bald den Einen, bald den Andern an, mit ungläubiger Miene und der Graf Persigny mußte ihm den Ausspruch des Prinzen erst wiederholen, ehe er daran zu glauben begann. Aber auch dann fand er seine Sprache noch nicht wieder und erst als ihn Louis Napoleon mit gewinnender Freundlichkeit auf's Neue fragte: „Nun, mein Alter, haben Sie sonst gar keinen Wunsch?“ stammelte er die Worte hervor: „Ja, ich habe drei Wünsche. Erstens: daß ich Ihnen danken könnte; zweitens: daß ich mich in Ihnen getäuscht haben möchte; und drittens: daß ich die lieben Meinigen jetzt gleich umarmen dürfte.“

„Ihr letzter Wunsch soll augenblicklich erfüllt werden;“ versetzte der Prinz und zog die Klingel. Auf dieses Zeichen öffnete sich die Thür des Seitenzimmers, und der Inspector des Gefängnisses ließ Anna und Marie, mit ihren Verlobten Charles und Etienne, in

den Saal treten. Kaum aber hatten sie den Greis erblickt, als sie mit einem jubelnden Freudenrufe, ohne auf die Uebrigen zu achten, auf ihn zustürzten und ihn in inniger Umarmung umringten.

Der Prinz und Persigny waren nur wenige Augenblicke lang Zeugen des freudigen Wiedersehens; dann verschwanden sie unbemerkt aus dem Saale.

Es dauerte lange, ehe die Glücklichen Worte fanden, sich gegenseitig auszusprechen, und als nun der alte Maquet unter Freudenthränen den Seinigen mittheilte, daß ihre Urtheile cassirt, daß sie frei wären, wurden auch diese vom höchsten Staunen ergriffen, welches endlich in einen neuen Ausbruch des Jubels überging. Der schnelle Wechsel von der drohendsten Gefahr, zu einem kaum für möglich gehaltenen Glücke, war so überwältigend, daß sie nur die Thatsache festzuhalten suchten und nicht daran dachten darüber nachzugrübeln, ob die Beweggründe des unerwarteten Gnadenaktes, aus einem reinen Humanitätsgefühle, oder aus politischer Klugheit hervorgegangen wären.

Erst nachdem sich der erste Sturm der Freude gelegt hatte, trat der Inspector zu ihnen, erklärte ihnen nochmals, daß sie frei wären und ungehindert das Gefängniß verlassen dürften, wobei er dem alten Maquet ein Document einhändigte, welches die Wiedereinsetzung desselben in seine Rechte und Besitzthümer enthielt, zugleich aber auch die Wiederaufhebung des Erbschaftsdecretes, welches für Medard ausgefertigt worden war, in sich faßte.

Alle fühlten sich von dem Drange beseelt wieder

freie Luft zu athmen, und nach so langer Abwesenheit ihre trauliche Wohnung wieder zu sehen, wo sie vor ihrer Unglücksperiode so friedliche, glückliche Tage genossen hatten. Deshalb säumten sie auch nicht, sich eiligst aus dem Gefängnisse zu entfernen, und wie im Triumphe führten sie den geliebten Greis hinaus.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als sich dieses glückliche Ereigniß im Gefangenhause begab, saßen Medard und Helene, in einem mit nicht gewöhnlichem Luxus ausgestatteten Zimmer in Maquets Hause beisammen. Die junge Frau war in die tiefste Trauer gekleidet, doch schien sie den Schmerz über den plötzlichen Tod ihres Vaters schon ziemlich überwunden zu haben; denn in ihren Mienen drückte sich mehr Mißmuth, als wahre Herzenstrauer aus.

Medard hatte sich auffallend verändert. Er war sehr bleich und mager geworden, hatte auch seine stolze Haltung fast gänzlich verloren und erschien sehr unruhig und niedergedrückt. Die Nachricht, daß man die Seinigen in der Provinz wieder verhaftet und nach Paris geführt hatte, war ihm von einem Mitgliede des Generalrathes der „Marianne“ in vertraulicher Weise mitgetheilt worden, und er hatte, wie wir bereits erwähnten, kein Mittel unversucht gelassen, um in das Gefängniß zu gelangen und dort die Seinigen zu sehen und zu sprechen. Doch waren alle seine Bemühungen vergeblich gewesen und da er befürchten mußte, daß ein neues Urtheil über die Gefangenen gesprochen und ihr Prozeß zum Stadtgespräche werden würde, so hatte er sich endlich entschlossen seiner Gattin Alles mitzutheilen,

was auch so eben geschehen war. Helene erschrak heftig, als sie erfuhr, daß der alte Maquet noch am Leben sei, und machte ihm die bittersten Vorwürfe darüber, daß er es ihr bisher verhehlt habe. Auch die Nähe der Enkelinnen, welche als nächste Erben ihres Großvaters, nach überstandener Strafe doch vielleicht noch Ansprüche erheben konnten an das Vermögen, welches sie jetzt als ihr Eigenthum betrachtete, beängstigte sie.

Nach einem langen Streite, welcher durch jene Mittheilung hervorgerufen worden war, rief sie endlich im höchsten Unmuthe: „O, hätte ich dies Alles nur ahnen können. Welche Schmach wird nun auf uns fallen, wenn das Haupt Deines Großvaters der Guillotine öffentlich zum Opfer fällt. Die Leute werden mit Fingern auf mich deuten, ich werde mich nirgends blicken lassen dürfen und man wird sich von uns zurückziehen, wie von Geächteten.“

Medard hatte schon längst einen tiefen Blick in ihr Herz geworfen, der ihn enttäuscht, und ihm ihren Charakter in einer weit düsterern Beleuchtung erblicken ließ, als er ihn erkannt zu haben glaubte, so lange er noch durch seine Leidenschaft verblendet war. Allein er hatte sie doch nicht für so kaltherzig gehalten, daß sie den zu erwartenden Henkerstodt seines wackern Großvaters nur deshalb beklagen würde, weil er vielleicht bewirken konnte, daß man sich von ihr zurückziehe.

Deshalb stieg auch seine Empörung jetzt auf das Höchste und mit drohender Miene dicht vor sie hintretend, rief er ihr zu: „Wage es nicht, Helene, noch einmal solche Reden zu führen, die mir einen sehr unerfreulichen

Blick in Dein Inneres gewähren. Ich habe die kindliche Liebe, die Du für Deinen Vater nährtest, stets geachtet und verlange nun auch, daß Du die Empfindungen ehrst, die mich an die Meinigen knüpfen. Der gute, alte Maquet ist mir mehr als ein Verwandter, er war mein Wohlthäter von frühester Jugend an, und nahm mich als eine arme, verlassene Waise zu sich, um mich zu einem Manne zu bilden. Aber auch seine Enkelinnen haben mich stets gütig behandelt und ich würde die niederträchtigste Undankbarkeit begehen, wollte ich ihnen jetzt, in ihrem tiefsten Unglücke nicht meine ganze Theilnahme beweisen."

„Ich sollte aber meinen;" entgegnete sie hochfahrend, „daß der größte Theil Deiner Theilnahme jetzt Deiner Gattin gebührte, und nicht jenen unsinnigen Rebellen, die ihr Unglück selbst verschuldet haben. Es war hinterlistig, es war schändlich, daß Du es mir und meinem Vater verbargst, daß Dein Großvater noch lebte und daß sie sich Alle dem Arme der strafenden Gerechtigkeit entzogen hatten. Hätte dies mein Vater auch nur geahnet, so würde er es nie geduldet haben, daß ich Dir meine Hand gereicht. Hast Du nie daran gedacht, daß das Vermögen, welches uns durch meine Bemühungen zufiel, nie in unsrer Hand ganz gesichert sein wird, so lange sie sich noch am Leben befinden und unter veränderten Umständen noch ihre Ansprüche daran erheben können?"

„Ich habe daran gedacht;" versetzte Medard fest und bestimmt; „und eben deshalb habe ich mich auch nur als den Verwalter des Vermögens meines Groß-

vaters betrachtet und eben deshalb habe ich mich auch Deiner Verschwendungssucht so viel als möglich widersetzt."

„Ha! Das ist abscheulich!" rief sie in Zorn ausbrechend. „Also ließest Du mich das Vermögen, welches schon dem Staate verfallen war, retten; nur damit Du es für Deine Familie, die zu Vagabonden herabgesunken, die vogelfrei war, verwalten könntest; und an mich, an Deine Gattin gedachtest Du nicht?"

„Allerdings gedachte ich Deiner;" erwiderte er, während auch auf seiner Stirn eine helle Zornröthe emporflammte; „denn ich konnte Dich ja an dem Genusse unseres Wohlstandes theilnehmen lassen und hätte Dir das genügt, so würdest Du sorglos und glücklich an meiner Seite haben leben können, Jahre lang."

„Aber wenn die Deinigen nun einst zurückgekehrt und ihr Eigenthum reclamirt hätten?"

„So würde ich es ihnen ohne Zögern zurückerstattet haben und durfte mich überzeugt halten, daß sie uns nicht würden haben darben lassen."

„Nicht darben lassen! O, wie bescheiden! Du meinst, sie würden uns eine Pension, ein Almosen ausgesetzt haben. Konntest Du Dir aber jemals einbilden, daß mir das genügen würde?"

„Allerdings konnte ich das, weil ich mir zugleich einbildete, Du hättest mir Deine Hand gereicht aus Liebe zu mir und nicht um des Vermögens willen."

Diese Worte aber, die er in scharfem Tone sprach, brachten den Zorn Helenens ganz zum Ausbruche, so daß sie ihrer sonst gewohnten Klugheit vergaß und sich ihrer Maske gänzlich entledigte. Sie schlug ein schal-

lendes Gelächter auf, und rief dann mit Hohn und Verachtung auf ihn herabschauend: „Also hast Du Dir wirklich eingebildet, ich hätte Dich geliebt? Für einen solchen Thoren hätte ich Dich kaum gehalten? Nun wohl denn, so will ich Deine Offenheit erwidern. Ich habe von Anfang an nur mein Spiel mit Dir getrieben; es ist mir nie in den Sinn gekommen Dich zu lieben und ich hätte Dir niemals meine Hand gereicht, wenn es mir nicht gelungen wäre Maquets Vermögen auf Dich übertragen zu lassen. Ich wollte in Glanz und Reichthum leben und betrachtete Dich als eine unwillkommene und unvermeidliche Zugabe. Jetzt wirst Du Dich nicht darüber beklagen können, daß ich Dir meine Gefühle verborgen hätte, aber Du wirst auch einsehen, daß nach dieser Erklärung eine Trennung zwischen uns ganz unvermeidlich ist. Du weißt aber, daß in unserm Ehecontracte, im Falle einer solchen Trennung eine jährliche Unterhaltungssumme für mich festgesetzt ist, die ich jetzt beanspruche. Ich werde dies Haus schon morgen verlassen.‘

Eine solche Entwickelung ihres Streites hatte freilich Medard nicht erwartet. Einige Augenblicke lang stand er wie erstarrt. Zuweilen hatte ihm wohl schon eine innere Stimme gesagt, daß er nicht geliebt sei, daß seine Leidenschaft ihn verblendet und daß er sich in seiner Gattin bitter getäuscht habe. Doch er hatte es sich selbst abzuleugnen gesucht, er hatte noch immer gehofft sich ihre Liebe erwerben zu können, ihr offenes Geständniß aber, welches er so eben hören mußte, schlug alle seine Hoffnungen darnieder. Die höhnende Ver-

achtung, die sie ihm gezeigt, hatte jedoch auch zugleich seinen Stolz wieder in ihm erweckt, und gerade in dem Augenblicke, wo sich alle Schattenseiten ihres Charakters ihm enthüllten, wo seine Empörung gegen sie auf das Höchste gestiegen war, fühlte er sich geneigt in eine Trennung von ihr zu willigen. Aber zuvor gedachte er erst noch einen harten Schlag gegen sie zu führen, den sie nicht erwartet hatte.

„So sei es denn!" entgegnete er ihr mit einer Ruhe, die sie in das größte Erstaunen versetzte. „Trennen wir uns, wenn Du willst, auf der Stelle. Du hast Dich mir durch Deine moralischen Enthüllungen in einem so häßlichen Lichte gezeigt, daß ich meine Täuschung erkenne und gern auf Deinen ferneren Besitz verzichte. Was nun aber die Dir im Ehecontracte, im Falle einer Trennung, ausgesetzte Unterhaltungssumme betrifft, so versteht es sich von selbst, daß ich diese nur an Dich zahlen kann, wenn ich die Mittel dazu besitze. Gegenwärtig aber bin ich ganz mittellos; so, daß ich vielleicht morgen schon, arm, wie unser ärmster Arbeiter, aus diesem Hause gehen werde, um mir eine Stelle zu suchen, die mir einen bescheidenen Unterhalt gewährt. Es wird deshalb auch Dir nichts übrig bleiben, als Dich nach irgend einer Stellung umzusehen, die Dir Aussicht bietet, Dich zu erhalten."

Umsonst versuchte Helene eine ungläubige Miene zu erkünsteln, ihre Bestürzung war so groß, daß sie sich in einen Sessel niederlassen mußte; denn ihre Kniee droheten unter ihr zusammen zu brechen. „Bist Du wahnsinnig geworden?" stammelte sie endlich unwillig

hervor, indem sie ihm starr und forschend dabei in's Gesicht blickte. „Was soll dies unsinnige Geschwätz? Glaubst Du mir vorlügen zu können, daß Du banquerott bist?"

„Banquerott?" entgegnete er, noch immer in seiner Ruhe beharrend. „Es fällt mir nicht ein dies behaupten zu wollen, denn das Geschäft befand sich nie in einem blühenderen Zustande als jetzt. So will ich Dir denn auch noch mein letztes Geständniß ablegen. Ich habe einen Anhänger der gegenwärtigen Regierung gebeten, seinen ganzen Einfluß dahin zu verwenden, daß meinem Großvater das Leben geschenkt werde. Für eine Umwandlung seines Todesurtheils in Kerkerhaft und für eine Milderung des Deportationsurtheils über seine Enkelinnen, habe ich das ganze von ihm ererbte Vermögen geboten, und es ist mir Hoffnung gegeben worden, meine Bitte erfüllt zu sehen. Wahrscheinlich morgen schon wird man die Entscheidung fällen und da der Staat Geld braucht, so wird man wohl nicht zögern mein Anerbieten anzunehmen und mein Gewissen sagt mir, daß ich den Reichthum des alten Maquet auf keine würdigere Weise hätte verwenden können."

Als ob ein Blitzstrahl vor ihr niedergeschlagen wäre, zuckte Helene zusammen und brach dann unter krampfhaftem Schluchzen in die Worte aus: „Nein, das ist zu viel! Du mußt wahnsinnig geworden sein, Elender; sonst hättest Du nimmermehr einen so hirnverrückten Gedanken fassen können. Aber glaube nicht, daß ich es dulden werde. Ich thue Einspruch! Ich werde mich des Vermögens nicht berauben lassen, welches Du mir,

nur mir allein zu danken hast. Meine Pathe, Madame Demoulin, wird Himmel und Erde in Bewegung setzen, um durch ihren Einfluß eine so unsinnige Vergeudung des Reichthums zu verhindern, den sie mir durch ihren Einfluß zugewendet hat. Ich werde auf der Stelle zu ihr gehen und ihr Alles entdecken."

Sie wollte an ihm vorübereilen, um die Thür zu erreichen, allein er hielt sie entschlossen zurück, und rief ihr gebieterisch zu: „Du wirst nicht von der Stelle gehen, und wenn ich Dich einsperren sollte! Die Rettung der Meinigen ist ein gutes, edles Werk, und muß ich auch den ganzen Mammon dafür opfern, so werde ich doch sagen können, daß ich sie billig erkauft habe. Wir sind Alle an Arbeit gewöhnt, und wenn man auch Alles hinnimmt, so werden wir doch die Kraft behalten, unsern Unterhalt redlich zu erwerben. Ich lasse Dich nicht aus diesem Zimmer; denn ich kenne Deine Intriguen, und will jede Störung meines guten Werks vereiteln, sollte es auch mit Gewalt geschehen!"

Sie hatte ihn noch nie in einem so gebieterischen Tone sprechen gehört, aber unglücklicherweise warf er sich dabei wieder in die Brust und nahm eine so herrische Haltung an, welche bei seiner kleinen, verschrobenen Gestalt lächerlich erscheinen mußte. Seine Worte riefen deshalb auch keineswegs den imponirenden Eindruck in seiner Gattin hervor, den er beabsichtigt hatte, sondern erweckten ihr höhnisches Gelächter auf's Neue. Sie stellte sich dicht vor ihn hin, der sich mit verschränkten Armen gegen die Thür gelehnt hatte, und sprach dann zu ihm, indem sie einen Blick der tiefsten

Verachtung auf ihn heftete: „Geh' aus dem Wege armes Männchen, oder ich werde Dir zeigen, wie man unartige Kinder bei Seite schiebt."

Ihr Hohn empörte ihn wieder auf's Neue, und er versetzte mit einem beinahe theatralischen Pathos: „Ich weiche nicht von dieser Thür und wenn es mein Leben kosten sollte!"

Aber auch aus ihren Augen blitzte auf's Neue ein wüthender Zorn hervor und indem sie mit giftigem Hohne ausrief: „Ich werde doch so viel Kraft besitzen, um einen Krüppel zu überwältigen, faßte sie ihn bei seinen Kleidern, um ihn von der Thür wegzuziehen.

Kaum aber hatte sie das Wort „Krüppel" ausgesprochen, als plötzlich eine furchtbare Veränderung mit ihm vorging. Sein Antlitz verzerrte sich und wurde todtenbleich und aus seinen Augen schossen Gluthblitze einer entsetzlichen Wuth hervor. Weit streckte er seine langen Arme nach ihr aus und mit einer Kraft, die man ihm nicht zugetraut hätte, umschlang er sie. „Krüppel!" brüllte er dann über seine schäumenden Lippen; „das scheidet uns auf ewig! Jetzt aber will ich, Du sollst hier bleiben!" Und mit wahrer Riesengewalt schüttelte er sie, daß sie laut aufschrie, und schleuderte sie dann von sich, weit in's Zimmer hinein.

Sie strauchelte über einen Stuhl, der im Wege stand und stürzte zu Boden, ihre Stirn heftig aufschlagend, auf den ausgeschnitzten Fuß eines Sophatisches. Erst als er sie fallen sah und ihren gellenden Schmerzensschrei hörte, verließ ihn der furchtbare Rausch des Zornes, der ihn ergriffen hatte.

Er sah athemlos, daß sie sich nicht mehr regte, er bemerkte, daß ihr Blut von ihrer hartverletzten Stirn auf den Teppich floß, und jetzt ergriff ihn die Angst, daß er sie getödtet, oder daß sie doch wenigstens gefährlich verwundet sei. Da sprang er hinzu, hob sie empor und legte sie auf den Divan nieder; aber sie blieb starr und unbeweglich. Er wagte es nicht Jemand zu Hülfe zu rufen und versuchte selbst alle Mittel, die ihm zu Gebote standen, um ihr Blut zu stillen und sie wieder zum Leben zu erwecken. Endlich, nach langen Bemühungen gelang es ihm; doch sobald sie die Augen öffnete, wendete sie dieselben finster von ihm ab, als sie ihn über sich gebeugt erblickte, und stieß ihn mit beiden Händen von sich.

Sein Zorn hatte sich fast gänzlich gelegt und er sprach zu ihr nicht ohne Theilnahme, so daß ein sanftes Wort von ihr ihn wahrscheinlich vermocht haben würde, sie sogar um Verzeihung zu bitten, obgleich sie ihn bis zum höchsten Ausbruche der Wuth gereizt hatte.

Aber der heftige Groll gährte jetzt noch mehr als jemals in ihrer Brust, wenn die Erschöpfung, die Schmerz, Ohnmacht und Schrecken ihr verursacht, sie auch zwangen, sich ruhig zu verhalten. Weit entfernt ein sanftes Wort auf seine theilnehmenden Aeußerungen zu erwidern, flüsterte sie über ihre bebenden Lippen: „Das werde ich Dir gedenken!“ und forderte dann, in einem lauteren und heftigeren Tone, daß er sie verlassen solle. Dabei riß sie sein Tuch, welches er ihr um die Stirn gebunden hatte, ab, warf es verächtlich von sich und schlang ihr eignes Tuch um ihr Haupt.

Medard sah wohl ein, daß sie der Ruhe bedürfe, und um nicht auf's Neue mit ihr in Streit zu gerathen, war er eben im Begriffe ihrem Verlangen Folge zu leisten und aus der Thür zu gehen, als diese sich öffnete und der alte Maquet mit seinen Enkelinnen und deren Verlobten hereintrat.

Bei dem unerwarteten Anblicke der Seinigen wich er mehr erschrocken, als erfreut zurück, denn sein erster Gedanke war, daß es ihnen zum zweiten Male gelungen sei aus dem Kerker zu entrinnen und daß sie gekommen wären, um vorläufig eine Zuflucht in ihrem Hause zu suchen.

Aber der Greis, welcher seine Bestürzung sogleich bemerkte, ließ ihn nicht lange in seinem Irrthume und indem er ihm seine Hand hinreichte, sprach er frohbewegt: „Du darfst uns freudig willkommen heißen, Medard; denn wir sind freigesprochen!“

Als Helene dieses Wort vernahm, stieß sie einen nur halbunterdrückten Schreckensruf aus, wendete sich ab von den Eingetretenen und verhüllte ihr Gesicht, als ob es ihr Pein verursache, sie zu sehen.

Medard aber ließ einen wahren Jubelruf vernehmen, der aus vollem Herzen kam, und begrüßte sie jetzt mit der lebhaftesten Freude. „Ja, willkommen! Tausendmal willkommen! rief er, ihnen herzlich die Hände schüttelnd: „Freigesprochen! Ganz frei? Das übertrifft meine kühnsten Erwartungen, und ich darf jetzt um so eher hoffen, daß Ihr das Opfer, welches ich, selbst nur für eine Milderung Eures Urtheils geboten, um so leichter verschmerzen werdet.“

„Also warst Du bereits vorbereitet? Hast die Aufhebung unseres Urtheils erwartet?“ fragte Maquet hastig. „Doch von welchem Opfer sprichst Du? Man hat bis jetzt auch nicht die kleinste Bedingung an unsere Freilassung geknüpft.“

Medard, welcher sich einbildete, daß die Begnadigung nur in Folge seiner an jenen einflußreichen Mann gerichteten Bitten erfolgt sei, glaubte auch jetzt seine Bemühungen um ihre Rettung offen darlegen zu müssen und entdeckte ihnen ohne Rückhalt, welchen Weg er zu ihrem Beistande eingeschlagen, und wie er das ganze Vermögen Maquets geboten, um dessen Todesurtheil in Haft zu verwandeln und die Deportationen seiner Enkelinnen zu mildern.

Der Greis war erstaunt und wie es schien, freudig bewegt über das uneigennützige Verfahren seines Verwandten, und mit kurzen Worten gab er ihm jetzt nähere Auskunft über das unerwartete, wichtige Ereigniß, welches sie so glücklich wieder zusammen führte. Er ließ ihn auch das Begnadigungsdecret lesen und Medard brach in laute Verwunderung aus, als er sich überzeugte, daß man das angebotene Opfer verschmäht und den Greis in so großmüthiger Weise, sogar wieder in den unbeschränkten Besitz seines Vermögens gesetzt hatte.

„Du hast Dich verheirathet?“ fragte Maquet nach einer Pause und warf einen forschenden Blick auf Helenen, die noch immer, mit abgewendetem Antlitze, auf dem Divan lag, und nicht den geringsten Antheil an der Freude ihres Gatten zu nehmen schien.

Der Ausdruck der Freude verschwand aus Medards

Blicken und verlegen stammelte er ein leises „Ja" hervor, indem er zugleich auf Helenen deutete, und sie zu entschuldigen suchte, daß sie sich außer Stande befände die Befreiten würdig zu empfangen, da sie sich durch einen unglücklichen Fall verletzt habe.

Zu seinem größten Erstaunen erhob sich aber seine Gattin in demselben Augenblicke vom Sopha, und der ganze Ausdruck ihres Gesichtes hatte sich plötzlich verändert. Mit einer demüthigen, fast ehrfurchtsvollen Miene ging sie auf das Haupt der Familie zu, und sprach zu ihm in einem wehmüthigen und wie es schien, aufrichtigen Tone: „Kein Schmerz soll mich verhindern, Ihnen die Freude auszudrücken, die mir Ihre Befreiung verursacht, und mit wahrer Rührung heiße ich Sie willkommen." Sie küßte dabei die Hand des Greises so innig und hochachtungsvoll, daß ihr dieser angenehm überrascht, in's Auge blickte und sie an seine Brust zog. Aber auch Anna und Marie, die jedes Zeichen der Hochachtung, welches ihrem Großvater gespendet wurde, so hochschätzten, daß derjenige, der ihm eine solche Huldigung darbrachte, schnell ihr Herz gewann, vergaßen ihren Groll, den sie von jeher gegen Helenen, wegen ihrer Arbeitsscheu, ihrer Koketterie und ihrer Sucht sich über ihren Stand zu erheben, genährt hatten, und nahmen nicht allein die ihnen dargebotene Hand freundlich an, sondern umarmten sie auch schwesterlich.

Medard stand ganz verwundert dabei, und glaubte seinen Augen und Ohren kaum trauen zu dürfen. Er fragte sich im Stillen, ob dies dieselbe Helene sei, die noch vor wenigen Minuten sich furienartig gegen ihn

erhoben, als er ihr vertraute, welches Opfer er der Rettung der Seinigen bringen wolle? die ganz unverholen den Tod des alten Maquet und die Verbannung seiner Enkelinnen gewünscht, um nur im ungestörten Besitze ihres Vermögens bleiben zu können?

Aber die Ueberraschung berührte ihn doch in einer so angenehmen Weise, weil sie ihm über die Verlegenheit hinweghalf, den eben erlebten heftigen, ehelichen Zwist zu verbergen, daß er geneigt war das eben Vorgefallene zu vergessen. Ja, die Leidenschaft die er noch immer für sie nährte, und seine angeborene Gutmüthigkeit, veranlaßten ihn sogar sie bei sich zu entschuldigen und sich selbst im Stillen Vorwürfe zu machen, daß er sie nicht sanfter und nachsichtiger behandelt hatte. Er redete sich ein, daß er sie zum Zorne gereizt, daß alle ihre unedeln Aeußerungen nur durch die Heftigkeit, die sie noch nicht zu bezähmen vermöge, hervorgerufen worden seien, und daß ihre besseren Empfindungen, die er sonst an ihr so hochgeschätzt, jetzt wieder erwacht wären.

Sie ließ sich, geduldig wie ein Kind, von Marie und Anna nach ihrem Schlafzimmer führen, weil sie ihr Ruhe anempfahlen und ihr einen frischen Verband um ihre verletzte Stirn zu legen versprachen, und da auch die beiden Werkmeister sich entfernten, um die noch in den Hofgebäuden wohnenden Arbeiter zu begrüßen, so blieb Medard mit dem alten Maquet ganz allein zurück.

Der Greis hatte sich in einen Lehnstuhl niedergelassen, und schien, ohne die Veränderungen in seinem Hause zu beachten, noch ganz versunken zu sein in das

Gefühl seines Glückes, welches so unvermuthet über ihn gekommen war. Noch schien er die jähe Umwandlung, die mit seinem Schicksale vorgegangen, kaum fassen zu können, und alle seine Gedanken vereinigten sich in ein fast ununterbrochenes Dankgebet, welches er dem höchsten Wesen, dem Herrscher aller Welten, widmete. Dabei aber drängte sich ihm auch zugleich ein dankbares Gefühl gegen den irdischen Urheber seines Glückes auf, und obgleich er noch immer so fest und unerschütterlich wie sonst, an seinem republikanischen Glauben hing und sich dem Systeme der gegenwärtigen Regierung abgeneigt erklärte, wollte er es doch nicht leugnen, daß der Prinz Napoleon großmüthig gegen ihn und die Seinigen gehandelt. Dabei war er weit entfernt, den Werth seiner Handlung durch Unterlegung berechneter, eigennütziger Bewegungsgründe abschwächen zu wollen, und in diesem Sinne sprach er sich auch gegen Medard aus.

Dieser fühlte sich aber, nachdem sich der erste Ausbruch der Freude bei ihm gelegt, dem verehrten Greise gegenüber, bald in einer niedergedrückten Stimmung; denn er fürchtete in seiner Abwesenheit Manches gethan zu haben, was seine offene Mißbilligung erregen würde. Um sich die Last deshalb auch sobald als möglich vom Busen herabzuwälzen, begann er mit einer Selbstanklage und berichtete zuerst, ohne jedoch der Wahrheit ganz treu zu bleiben, wie er zu seiner Verheirathung mit Helenen, durch den wichtigen Dienst veranlaßt worden sei, den sie ihm dadurch geleistet, daß sie ihm durch Fürsprache ihrer Pathe dazu verholfen habe, das vom Staate confiscirte Vermögen wieder frei zu machen und

auf ihn übertragen zu lassen. Dann suchte er sich durch die strengen Weisungen, welche ihm der Präsident des Gerichtshofes gegeben, zu entschuldigen, wegen Entfernung der republikanischen Arbeiter aus der Fabrik und wegen des Einflusses, welchen er dem Vater Helenens auf das Geschäft gestattet hatte. Endlich aber bemühete er sich auch noch Entschuldigungsgründe hervorzusuchen, für die Einführung des Luxus in das einfache patriarchalische Haus, wozu er sich durch Helenens Sucht nach äußerem Glanze hatte hinreißen lassen.

Der Greis hörte ihm ruhig zu und entgegnete ernst, aber doch mit wohlwollender Miene: er fürchte, daß er sich mit seiner Heirath übereilt und wohl Manches gethan habe, was er wahrscheinlich nicht werde billigen können; doch wolle er ihm keine Vorwürfe machen und suchen Alles wieder in das gehörige Gleis zu bringen. Doch fordere er über Alles, was geschehen sei, die größte Offenheit von ihm.

„Da Du bereits entschlossen gewesen;“ fuhr er dann fort; „unser ganzes Vermögen als Opfer zu bieten, für eine Milderung unseres Urtheils, so wird es Dich jetzt auch nicht schmerzlich berühren, wenn ich mein Eigenthum selbst wieder in die Hand nehme und es verwalte nach meinem besten Ermessen. Sei deshalb unbesorgt um Deine Zukunft. Ich werde Dir von heute an einen Gehalt aussetzen, welcher Dir die Mittel reichlich gewähren wird, mit Deiner Frau anständig zu leben. Ich hätte freilich gewünscht Dich wenigstens noch eine Zeit lang unverheirathet zu sehen, auch daß Du eine andere Wahl getroffen hättest; allein ich kann

mich in Helene irren und da es einmal geschehen ist, sollst Du auch von mir kein unzufriedenes Wort mehr darüber hören. Laß uns also schweigen.“

Medard war eben im Begriffe gegen seinen Wohlthäter seinen wärmsten Dank auszusprechen, als Marie und Anna aus Helenens Schlafgemache wieder in's Zimmer traten.

Die beiden einfachen, in den strengsten Grundsätzen auferzogenen Mädchen hatten in früherer Zeit immer eine gewisse Abneigung gegen Helenen gefühlt, welche wohl auch durch das Benehmen derselben begründet sein mochte. Sie hielten sie besonders für eitel und hochmüthig, und wurden deshalb um so mehr überrascht, durch das niedergedrückte, fast demüthige Wesen, mit welchem sie ihnen jetzt entgegen trat, als ob sie gleichsam Schutz und Beistand von Ihnen erbitten wollte. Ihr sichtbar, leidender Zustand flößte ihnen sogleich Theilnahme für sie ein, und der stille Jubel ihres Herzens über das unerwartete Glück, welches ihnen zugefallen, stimmte sie überhaupt mehr als jemals zur Versöhnlichkeit. Auch bedachten sie, daß sie doch nun einmal ihre Verwandte und Hausgenossin geworden sei und daß sie schon um des Familienfriedens willen ein möglichst freundliches Verhältniß mit ihr anzuknüpfen suchen müßten. Sie bewiesen ihr deshalb auch eine wahrhaft schwesterliche Theilnahme, entkleideten sie, brachten sie zu Bett und versprachen ihr, sie mit der größten Sorgfalt pflegen zu wollen.

Helene zeigte ihnen dagegen eine so lebhafte Rührung und Dankbarkeit, die so ungekünstelt erschien, daß

sie an der Wahrheit derselben nicht zweifeln mochten. Als sie sie aber theilnehmend über die Ursache des Falles, durch den sie sich nicht unbedeutend verletzt hatte, befragten, da brach sie in Schluchzen und Thränen aus und zögerte lange, bis sie endlich eingestand, daß sie einen heftigen Streit mit Medard gehabt, worauf dieser sie so hart von sich zurück gestoßen, daß sie das Gleichgewicht verloren, zu Boden gestürzt und ihre Stirn am Fuße des Sophatisches verwundet habe. Doch suchte sie auch ihren Gatten, wie im Anfluge eines edeln Gefühls, sogleich wieder zu entschuldigen, daß es nicht in böser Absicht geschehen, und daß er gewiß keine Ahnung gehabt, der Stoß würde so üble Folgen haben. Ja, sie bekannte sogar, sie habe selbst ihrer Heftigkeit nicht gebieten können und ihn zum Zorne gereizt.

Die beiden Schwestern fühlten sich ergriffen durch dies Geständniß und waren unwillkürlich geneigt Parthei für die Leidende zu nehmen, da eine rohe Behandlung eines weiblichen Wesens, jedes fühlende, weibliche Herz empört. Sie sprachen tröstende Worte zu ihr, waren aber zartfühlend genug nicht nach der Ursache des Streites zu forschen, um nicht aufs Neue eine Aufregung in ihr hervorzurufen, und als sie ihr hierauf empfahlen Ruhe zu suchen, entgegnete sie mit tiefer Empfindung: sie werde nicht eher Ruhe finden, als bis sie sich mit ihrem Gatten versöhnt habe.

Diese Aeußerung aber gewann ihr die Herzen Marieens und Anna's vollends ganz und nachdem sie ihr einen schwesterlichen Kuß auf die Wangen gedrückt,

begaben sie sich in das andere Zimmer zurück, um mit Medard zu sprechen.

Sie zogen ihn bei Seite und theilten ihm ernst und vorwurfsvoll mit, wie sehr die arme Helene durch seine Schuld leide und daß sie ihnen erklärt: sie könne keine Ruhe finden, bis sie sich mit ihrem Gatten versöhnt habe.

Medard war hoch erstaunt; eben so sehr über die schnelle Umwandlung seiner Gattin, als über die herzliche Theilnahme, die ihnen von ihrer Verwandtin gewidmet wurde. Um diese aber nicht erkalten zu lassen, beschloß er auch sogleich ihnen Helenens heftige, selbstsüchtige und intriguante Gemüthsart zu verhehlen und lieber alle Schuld auf sich zu nehmen, als den günstigen Eindruck zu stören, den sie hervorgerufen hatte. Willig beeilte er sich auch sogleich zu ihr zu gehen und ihr die Hand zur Versöhnung zu bieten.

Helene hatte eine vollständige Begnadigung der Gefangenen für ganz unmöglich gehalten und deshalb wurde sie auch zu ihrem Schrecken durch die unvermuthete Erscheinung der Befreiten belehrt, daß sie ihre Maske gegen ihren Gatten zu früh abgeworfen hatte. So beschloß sie denn auch nach kurzem Bedenken wieder einzulenken und sie besaß Geistesgegenwart und Verstellungskunst genug, um schnell einen neuen Plan zu ersinnen und auszuführen. Die Idee, sich von ihrem Gatten zu trennen und mit der,. für einen solchen Fall im Ehecontracte ihr ausgesetzten Summe, ein ungebundenes Leben zu führen, mußte sie aufgeben, da sie wohl einsah, daß Medard auch beim besten Willen unfähig

gewesen wäre, ihr eine hinlängliche Alimentation zu gewähren. Deshalb entschloß sie sich schnell die plötzliche Veränderung aller Verhältnisse im Hause erst ruhig zu beobachten und sich in die Gunst der Befreiten einzuschmeicheln, um dann das Wohlwollen derselben für sich auszubeuten. Dazu aber war es unumgänglich nothwendig, sich sogleich wieder mit ihrem Gatten zu versöhnen, was sie auch trotz der schweren Beleidigungen, die sie ihm zugefügt, doch für leicht ausführbar hielt, weil sie seine Schwächen kannte.

Als er daher zu ihr in ihr Schlafcabinet trat, streckte sie ihm matt ihre Hand entgegen, schaute ihn mit einem bittenden Blicke an, und flüsterte ihm zu: „Verzeihe mir!“ während sie ihm, durch den schmerzlichen Ausdruck ihrer Züge, die aufrichtigste Reue zu erkennen zu geben suchte.

Schon durch die Mittheilung der beiden Schwestern in eine versöhnliche Stimmung versetzt, fühlte er sich durch ihren Anblick und durch den ersten Schritt, den sie that, indem sie ihn um Verzeihung bat, so erweicht, daß er nicht allein sich beeilte ihr alles Vorgefallene zu vergeben, sondern sich auch zugleich selbst anklagte, sie aufgereizt, hart und lieblos behandelt zu haben.

„Ja, Du mußt große Nachsicht mit mir haben;“ sprach sie zu ihm in flehendem Tone; „denn ich bin sehr unglücklich. Höre mich! Ich habe Dir noch ein schweres Geständniß abzulegen, welches ich bisher sorgfältig vor Dir verborgen; daß ich Dir aber jetzt enthüllen muß, weil es meine Rechtfertigung enthält.“

Medard blickte sie erstaunt an und sie fuhr fort, indem sie die Hände ringend, in lautes Schluchzen ausbrach: „Beklage Deine unglückliche Helene! Denn es ist ein Unheil über mich gekommen, das ich Dir nicht länger mehr verbergen kann und darf — ich bin wahnsinnig geworden — wahnsinnig! Verstehst Du das entsetzliche Wort?“

Medard erschrak sichtbar und vermochte in seiner Bestürzung kein Wort hervorzubringen. Sie aber sprach schmerzlich bewegt weiter: „Der schreckliche Tod meines geliebten Vaters hat den schwarzen Raben ausgebrütet, der in meinem Hirne nistet. Mein ganzes Nervensystem wurde bis in seine Grundfasern erschüttert, als es mir klar wurde, daß man mir meinen Vater schändlich hingemordet hatte. Von jenem Zeitpunkte an bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß sich zuweilen meine Sinne verwirrten. Ich erschien mir dann als eine Andere; alle meine edleren Gefühle waren wie in Fesseln geschlagen, ich fühlte, wie Rache und Bosheit in meinem Herzen gährten, wie ich Alles aus einem gehässigen Gesichtspunkte betrachtete, wie sich die sanftesten Empfindungen in eine wilde Heftigkeit umgewandelt hatten, wie sich meiner eine unwiderstehliche Habgier bemächtigte, und wie ich Alles haßte, was ich sonst geliebt hatte. Allerdings kämpfte ich dagegen, aber vergebens, und die Anfälle dauerten Stunden lang, ja oft ganze Tage lang. Ich litt entsetzlich, bis die gräßliche Umwandlung nach und nach wieder von mir wich und der gute Genius, der sonst unablässig mein Herz beherrschte, wieder einzog in meine geängstigte Brust. Du wirst

bemerkt haben, daß ich mich seit dem Tode meines Vaters oft geraume Zeit in mein Zimmer verschloß, und daß ich Dir dann sagte, ich fühle das Bedürfniß mit meiner Trauer allein zu sein. Aber es hatte keinen andern Grund, als weil mir eine Vorempfindung sagte: daß ein neuer Anfall über mich kommen würde und daß es Zeit sei den Menschen aus dem Wege zu gehen. So geschah' es auch heute. Aber der Anfall war so heftig, daß er mir keine Ruhe ließ im engen Zimmer und mich hinaustrieb. Unglücklicherweise traf ich mit Dir zusammen, und ich weiß nur, daß ich geras't habe, erinnere mich aber an Nichts mehr, was ich gesprochen habe, in meinem Paroxismus. Deshalb darfst Du mich auch nicht verantwortlich machen wollen, für die bösen Worte, die mir vielleicht in meinem beklagenswerthen Zustande entflohen sind. O bitte, bitte, lieber Medard, thue es nicht; es wäre ja ungerecht; denn so oft ich meine Sinne beisammen habe, liebe ich Dich aufrichtig und wahrhaft und möchte Dich um Alles in der Welt nicht kränken."

Sie umschlang ihn mit beiden Armen, zog ihn zärtlich an sich und er war so ganz besiegt, daß er selbst jetzt an ihrem Bette auf seine Kniee niedersank und sie leidenschaftlich um Verzeihung anflehete. Ihr Geständniß hatte ihn tief erschüttert, denn er zweifelte auch nicht einen Augenblick an der Wahrheit desselben und machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er so verblendet gewesen und ihren traurigen Zustand nicht erkannt hatte. Ungeachtet seiner tiefen Bekümmerniß aber, vermochte er doch seine Freude kaum zu verbergen, daß er

sie entschuldigen, daß er sie wieder lieben durfte, wie früher. Alle ihre Fehler, die sie während ihrer kurzen Ehe schon ziemlich offen verrathen, schrieb er jetzt auf Rechnung der unglücklichen Geistesverwirrung und hielt sich jetzt wieder so fest überzeugt als sonst, daß sie die reinsten, edelsten Gefühle besitze; auch machte ihn ihre Versicherung, daß sie ihn noch immer aufrichtig und wahrhaft liebe, wenn sie sich in ihrem natürlichen Zustande befinde, unaussprechlich glücklich; denn er glaubte ja so gern daran.

Dabei fand er das Uebel selbst aber sehr bedenklich; denn obgleich es jetzt nur zeitweise seine bösen Folgen äußerte, so fürchtete er doch, daß es sich immer mehr befestigen und ausdehnen und endlich ihren Geist mit einer immerwährenden Nacht umhüllen möchte. Er erklärte deshalb auch, daß er augenblicklich einen Arzt herbeirufen wolle, dem sie ihr volles Vertrauen schenken und ihm nichts verhehlen müsse.

Sie hielt ihn aber zurück und beschwor ihn, ihr Geständniß jetzt noch als das strengste Geheimniß bei sich zu bewahren, worauf sie zu ihm sagte: „Nein, nein, noch will ich keinen Arzt. Es würde nur Aufsehen erregen, und ich möchte meinen Zustand, so lange es nur irgend möglich ist, vor den Deinigen verhehlen. Auch hat die glückliche Umwandlung unserer häuslichen Verhältnisse, welche durch die Rückkehr Deiner Familie herbeigeführt worden ist, die Hoffnung in mir erweckt, daß es mir gelingen wird mein Uebel zu bekämpfen und zu besiegen, auch ohne ärztliche Hülfe. Das beste, ja vielleicht das einzige Mittel mich zu heilen, wird

die Liebe sein. Wenn ich mich auch ferner eines so gütigen Wohlwollens erfreuen darf, wie es mir Dein würdiger Großvater und seine liebenswürdigen Enkelinnen bei ihrer Heimkehr bezeigten; wenn Du selbst, mein theurer Medard, mir durch Nachsicht und Geduld Deine Liebe bewahren willst, dann hoffe ich, wird sich meine düstre, verbitterte Stimmung in stille Heiterkeit und Frieden umwandeln, die finstern Wolken meines Geistes werden sich zerstreuen und ich werde Kraft finden, den bösen Feind, der zuweilen kommt, um mich zu überwältigen, von mir abzuwehren."

Der arme Verblendete fand Alles was sie sprach, ganz vernünftig und da es mit seinen Wünschen übereinstimmte, wußte er auch nichts dagegen einzuwenden. Nachdem er ihr noch hatte feierlich versprechen müssen den Seinigen den Inhalt ihres heftigen Streites und alle Aeußerungen, die ihr dabei in ihrer Raserei entflohen, zu verschweigen, bat sie ihn sich zu entfernen und den Abend im Kreise der Seinigen zuzubringen; denn sie bedürfe nun der Ruhe und wolle versuchen einzuschlafen.

Er sträubte sich freilich sehr ernstlich dagegen und erbot sich die ganze Nacht bei ihr zu wachen; aber sie lehnte es entschieden ab, indem sie behauptete, es würde sie nur beunruhigen, wenn sie wisse, daß er ihr seinen Schlaf opfere. So mußte er denn endlich nachgeben und ging in das Wohnzimmer zurück, wo seine Mittheilung, daß er sich mit seiner Gattin vollkommen ausgesöhnt und daß sie sich bereits wohler zu befinden scheine, ungeheuchelte Freude erregte. Auch Charles

Valette und Etienne Lambert kamen jetzt zurück, und vermochten kaum Worte zu finden, den Jubel der alten Arbeiter zu schildern, über die Befreiung ihres verehrten Fabrikherrn und der Seinigen.

„Nun, so kommt, lieben Kinder;" erwiderte hierauf der Greis. Ehe wir uns selbst Ruhe gönnen, von unsern glücklich überstandenen Leiden, laßt uns die wackern Leute begrüßen, die gewiß eben so aufrichtig meinen Tod betrauert haben, als sie mein Wiederaufleben mit Freude erfüllt."

Sie gingen in den Hof hinab, wo sie die Arbeiter, die dort wohnten, noch in einem großen Werksaale versammelt fanden, und kaum erschienen die Befreiten in der Thür, als ihnen auch schon ein donnerndes Lebehoch entgegen schallte, welches so oft wiederholt wurde, daß es schien, als ob es gar nicht enden sollte. Nachdem aber die Ruhe nur einigermaßen wieder hergestellt war, hielt der Greis eine kurze, herzliche Rede an die braven Leute, in welcher er sich jedoch aller politischen Anspielungen enthielt, auch seine eignen, überstandenen Schicksale mit Stillschweigen überging. Zum Schlusse versprach er ihnen ein heitres Fest, für den nächsten Sonntag, drückte dann Jedem die Hand, erkundigte sich hier und dort nach den Verhältnissen einzelner Familienväter, und wo er sich überzeugte, daß irgend eine Noth vorhanden war, versprach er Abhülfe und Beistand. Auch Marie und Anna hatten sich indessen den Frauen und Kindern genähert, und fanden so viel zu fragen, anzuhören, zu trösten und zu versprechen, daß ihnen fast eine ganze Stunde, wie im Fluge vergangen war,

ehe sie wieder in ihr Wohnhaus zurückkehrten. Dort fanden sie ein einfaches, aber schmackhafteres Abendbrot, als sie seit langer Zeit genossen, ihrer harrend, und sie nahmen es ein mit jener behaglichen Ruhe, welche das Gefühl der Sicherheit nach langen Gefahren und Leiden gewährt. Ein Glas Wein am häuslichen Heerde erquickte die jetzt so Glücklichen, und trug dazu bei sie in eine recht gemüthliche Heiterkeit zu versetzen, die sich auf das Höchste steigerte, als der Greis mit den Verlobten hellklingend anstieß und im Tone der herzinnigsten Freude zu ihnen sprach: „Die glücklichen Brautpaare sollen hochleben! In acht Tagen, Kinder, soll Eure Hochzeit sein!"

IX

Ein volles Jahr war vergangen, seit jenen zuletzt erzählten Ereignissen und man befand sich im Frühlinge 1853.

Was man längst in ganz Frankreich erwartet hatte, war bereits geschehen. Der Prinz Louis Napoleon hatte das Kaiserreich wieder hergestellt und er selbst hatte den auf's Neue errichteten Thron seines großen Oheims bestiegen. Man hatte das Volk um seine Meinung befragt und mehr als sieben Millionen Stimmzettel, die man in den Wahlurnen des Landes gefunden, hatten ihre Beistimmung ausgesprochen. Die Armee, die Börse, die Geistlichkeit und Alle die auf

Staatsämter hofften, hatten sich laut für das Kaiserreich erklärt, und man glaubte dadurch die Partheien mit einem Schlage vernichtet zu haben. Die Art und Weise, wie man das neue Regiment organisirte, war trotz der Verheißung einer demokratischen Freiheit doch dem modernen Absolutismus so nahe verwandt, daß die Erstarrung, welche noch immer das ganze Volk gefesselt hielt, dadurch nur noch vermehrt wurde. Doch glaubte ein großer Theil des Bürgerstandes, Kaufleute, Börsenmänner, Gewerbtreibende und Solche, die von ihren Renten lebten, daß durch das Kaiserreich die Ruhe und Ordnung erst vollkommen wieder hergestellt sei, und daß man nun einer auf lange Dauer gesicherten Regierung entgegen sehen dürfe. Da nun auch das Militair sich ein französisches Kaiserreich nicht ohne Kriegsruhm denken konnte, so gab dies Alles den öffentlichen Zuständen eine gewisse Festigkeit. Auch säumte der neue Kaiser nicht, mit Maßregeln hervorzutreten welche das materielle Wohl der arbeitenden Classen fördern und verbessern sollten, wodurch es ihm gelang, sich auch in den niedern Kreisen, wo der republikanische Sinn noch am meisten verbreitet war, Anhänger zu erwerben, und Diejenigen, welche festhielten an ihrem politischen Glauben, wenigstens zum Dulden und Stillschweigen zu bewegen. Unter solchen Umständen wurde natürlich auch die Wirksamkeit der geheimen Gesellschaften fast gänzlich unterdrückt; denn die Mitglieder derselben sahen wohl ein, daß die öffentliche Stimmung einer neuen, gewaltsamen Umwälzung sehr ungünstig sei, und daß man harren müsse bis zu einer Zeit, wo die Unzufrie-

denheit mit dem gegenwärtigen Regimente wieder anfange lebhafter um sich zu greifen.

Auch die Partheigänger der vertriebenen Bourbonen-Familie, welche unter dem Namen „Legitimisten" bekannt sind, hatten zwar mit großem Mißvergnügen das Kaiserreich neuerstehen sehen; aber sie erkannten auch, wie alle übrigen politischen Partheien, daß sich augenblicklich nichts dagegen thun, als im Stillen protestiren ließe, und daß man eine Zeit abwarten müsse, wo das Volk der neuen Regierungsform wieder überdrüssig geworden sei. Im Ganzen waren aber auch die Aussichten des Grafen Chambord, den man als Heinrich V. gern als König von Frankreich gekrönt gesehen hätte, wohl die schwächsten von allen übrigen Partheien und seine Anhänger waren größtentheils nur unter dem alten, hohen Adel zu suchen, von dem es sprüchwörtlich heißt: daß er nichts gelernt und nichts vergessen habe. Indessen läßt sich dies nicht allein auf die steifen, in ihren Vorurtheilen verknöcherten Marquis, Grafen und Barone anwenden, sondern auch auf alle Diejenigen, welche unsere Zeit so wenig verstehen, daß sie sich einbilden, die Völker könnten nur durch den Absolutismus regiert werden. So lange die Welt steht, hat es sich bewährt und es ist in den Büchern der Geschichte zu lesen, daß dieser Aberglaube der Herrschenden, wenn wir es so nennen wollen, das größte Unheil gestiftet, und immer neue Revolutionen hervorgerufen hat. Haben wir es doch selbst an Ludwig Philipp gesehen, den alle Welt für den klügsten Regenten Europa's hielt, wie schnell er von seinem Throne herabstürzte, sobald er sein Ge-

lüste ernstlich blicken ließ, eine absolutere Regierungsform einzuführen, nachdem er Jahre lang den freisinnigen Bürgerkönig mit Glück gespielt. Er hatte auch eben nichts gelernt und nichts vergessen und kannte das französische Volk nicht, welches sich wohl zeitweilig ein politisches Joch auferlegen und sich in die Fesseln des Absolutismus schlagen läßt, aber dann plötzlich erwachend, das Joch von sich schleudert und die Fesseln zerbricht. Deshalb gab es auch, besonders in den höheren Kreisen Männer genug, welche das Kaiserreich nur als ein nothwendiges Uebel betrachteten, um die Partheifehden, die unter der Republik das Land in Anarchie zu stürzen droheten, zu unterdrücken; die aber keineswegs an einen dauernden Bestand des kaiserlichen Regiments glaubten. Es gehört jedoch nicht hierher ihre Gründe zu untersuchen, die auf politische Erfahrungen gestützt und vielleicht triftig genug sein mochten.

Keiner aber von allen Legitimisten war durch die Errichtung des Kaiserthrones mehr erbittert und niedergeschlagen worden, als der alte Marquis von Chereville. Er hatte schon längst eine persönliche Abneigung gegen Louis Napoleon gehegt und sprach ihm nicht allein alle Fähigkeiten seines großen Oheims, welche diesen zu einem Welthelden gemacht, sondern auch überhaupt jedes Regierungstalent ab und prophezeihete ziemlich vorlaut seiner Regierung eine kurze Dauer. Da er dieses aber in öffentlichen Kreisen that und gänzlich rücksichtslos dessen persönliche Fähigkeiten einer scharfen, durchaus nicht schmeichelhaften Kritik unterzog, so wurden seine Aeußerungen durch Spione, die sich überall eindrängten,

höheren Orts gemeldet, und er erhielt bald darauf den ernstlichen Rath Paris zu verlassen, und sich zu seiner Familie auf das Land zu begeben, wo diese noch immer zubrachte.

Er kannte die Bedeutung eines solchen Rathes und wußte, daß er einer gelinden Verbannung gleich kam, und fand sich dadurch auf das Tiefste verletzt und auf das Höchste erbittert. Hätten ihn seine Freunde nicht überwacht und zurückgehalten, so würde er gewiß noch größere Unbesonnenheiten begangen und den Ministern, ja, vielleicht dem Kaiser selbst, alles das in's Gesicht gesagt haben, was er in den Kreisen seiner Standesgenossen geäußert. Es war ihm eine seiner liebsten Gewohnheiten geworden, sich in den vornehmen Salons seiner legitimistischen Freunde zu bewegen, und er hielt sein Paris für das Paradies der Welt. Deshalb bereitete es ihm auch einen unbeschreiblichen Schmerz sich hinausgetrieben zu sehen, aus diesem Paradiese, und der Gedanke, sich hinausreißen zu müssen aus allen seinen ihm so liebgewordenen, glänzenden Verbindungen, und sich in der Provinz auf seinem einsamen Schlosse begraben zu müssen, erweckte in ihm nur Grauen und Widerwillen.

Indessen mußte er sich doch in das Unvermeidliche fügen und seine finstere, kalte Ruhe mühsam aufrecht erhaltend, verabschiedete er sich in den feinen Kreisen seiner Parthei und suchte seine Verbannung als eine freiwillige darzustellen, weil er es nicht länger mehr über sich gewinnen könne das Treiben an dem neuen Kaiserhofe mit anzusehen.

In der Umgegend von Rouen, die für revolutionair gehalten wurde, fand noch immer gewissermaßen eine Occupation statt, denn man hatte Truppenabtheilungen in die meisten Dörfer verlegt, die eine förmliche Garnison bildeten, und jedes Gelüste nach einer Erhebung niederhalten sollten. Doch war es den Soldaten streng eingeschärft worden, sich keine Gewaltthat gegen die Landbewohner zu Schulden kommen zu lassen und sich auf einen möglichst freundschaftlichen Fuß zu ihnen zu stellen, was freilich nicht überall gelingen wollte. In das Dorf Beauvillage, welches zu dem Schlosse des Marquis von Chereville gehörte, hatte man das Hauptquartier und zwei Compagnieen des Jägerregimentes verlegt, das von dem humanen Obristen de Frenac commandirt wurde. Dieser hatte sein Quartier im Schlosse selbst gefunden, und der Chef der einen Compagnie, der Capitain Hector de Plessis, gleichfalls.

Das Kriegsgericht, über die vor Jahresfrist in der Bärengrube verhafteten Landleute, welches unter dem Präsidium des Obristen in Rouen zusammengetreten war, hatte außerordentlich milde Urtheile gefällt. Daß wirklich eine Versammlung der geheimen Verbindung „Marianne" stattgefunden hatte, wurde von allen Inhaftirten entschieden abgeleugnet, und man vermochte keine Beweise aufzufinden, durch welche die Beschuldigung als Thatsache festgestellt worden wäre. Trotz der genauesten Nachsuchungen, die man am nächsten Tage noch in der abgelegenen Waldschlucht vornahm, fand man weder Embleme noch sonst etwas, was einen Geheimbund verrathen hätte, und das Kriegsgericht

mußte sich mit der fast einstimmigen Aussage begnügen, daß man mit der Versammlung durchaus nichts beabsichtigt habe, als sich über den Empfang und die Aufnahme der Truppen zu besprechen, deren bevorstehendes Einrücken in die umliegenden Dörfer man am vergangenen Tage erfahren habe. Man sei auch eben im Begriffe gewesen den Beschluß zu fassen, die Soldaten freundlich aufzunehmen und ihnen zu ihrer Verpflegung zu bieten, was man nur könne, als man plötzlich auf das Aeußerste gereizt worden sei, durch die Salve, oben vom Rande der Schlucht herab, welche mehrere Verwundungen unter den Versammelten zur Folge gehabt habe.

Der Obrist erklärte jedoch feierlich, daß er die Abtheilung, welche oben am Rande der Schlucht im Gebüsch versteckt gewesen, selbst commandirt und seinen Leuten streng eingeschärft habe nur blind zu laden; denn er habe die Versammelten nur schrecken, aber keineswegs verwunden wollen. Wären wirklich einige Landleute durch jene Salve verletzt worden, so müßten einige seiner Jäger den Befehl übertreten und mit scharfen Patronen geladen haben, worüber er eine strenge Untersuchung anstellen werde.

Die Landleute waren ganz erstaunt über die Milde und Humanität, welche ihnen der Obrist zeigte, aber ihre Verwunderung stieg noch höher, als sie das in der That milde Urtheil, welches das Kriegsgericht über sie aussprach, vernahmen. Diejenigen, die man unbewaffnet verhaftet und die behaupteten, gar nicht am Kampfe Theil genommen zu haben, wurden ohne Weiteres freigelassen; die zweite Classe der Verhafteten aber, die

sich nur mit Stöcken oder Fäusten gewehrt, schickte man nach dreitägiger Gefängnißstrafe, mit der ernsten Warnung, sich nie und nirgends gegen das Militair aufzulehnen, wieder heim, und nur die erste Classe, die aber kaum aus zwanzig Individuen bestand, und die man mit Schießwaffen, Säbeln oder Messern in der Hand, gefangen genommen hatte, mußten eine vierwöchentliche Haft erleiden, die man ihnen aber möglichst erleichterte. Der Obrist aber war zu diesem milden Verfahren theils durch seine eignen, menschenfreundlichen Gefühle, theils auch durch einen Wink der Regierung veranlaßt worden, welche die Härte, womit die fliegenden Colonnen in andern Departements, in ähnlichen Fällen verfahren waren, wieder gut zu machen strebte. Doch legte man allgemein dem Obristen das Verdienst bei, mit Nachsicht gerichtet zu haben und er hatte sich deshalb auch in kurzer Zeit bei dem Landvolke der ganzen Umgegend eine gewisse Popularität erworben.

Es war übrigens kein Freudentag für die Bewohner des Schlosses, als der alte Marquis, das gestrenge Haupt der Familie, wieder unter sie trat, mit seiner finstern Herrschermiene, seiner verbitterten Stimmung und seiner Herzlosigkeit gegen Alle, die er hätte lieben sollen.

Sie hatten das vergangene Jahr in wahrhaft stiller Heiterkeit fern von ihm verlebt, und mußten jetzt fürchten, daß durch seine Gegenwart ihnen manche Blüthe der reinsten Freude zerstört werden würde. Die Marquise war eine gute, edle Mutter, und fühlte sich glück-

lich, in einfacher Häuslichkeit, entfernt von dem herzlosen Treiben der vornehmen Welt in Paris, mit ihren Kindern und ihrem Bruder, den sie innig liebte, vereinigt zu sein, und so hatte sie in dem heitern Kreise der Ihrigen viele wahrhaft glückliche Stunden genossen. Die liebliche Hortense, welche durch die nothwendigen, gerichtlichen Formalitäten die Adoptivtochter und Erbin ihres Bruders, des Baron de Surville geworden, sah sich als Familienglied freundlich aufgenommen, und Alle waren ihr so zugethan, daß sie Niemand um ihres Glückes willen beneidete. Die zärtliche Mutter hatte ihrem Sohne gern die Einwilligung gegeben, sie zu lieben; doch wagte sie es nicht eigenwillig, ohne ihres Gatten Zustimmung eine Verbindung der Glücklichen am Altare fördern zu helfen. Diese Zustimmung war aber bis jetzt noch nicht zu erlangen gewesen. Der Baron von Surville hatte allerdings seinen Schwager ohne Säumen davon in Kenntniß gesetzt, daß er Hortense adoptirt und zu seiner Universalerbin ernannt, auch das Verhältniß derselben zu seinem Sohne offen mitgetheilt, und die Bitte hinzugefügt, dem Glücke der Kinder kein Hinderniß in den Weg zu legen. Die Marquise hatte in gleichem Sinne ihrem Gatten Vorstellungen gemacht und Edmond selbst hatte seinen Vater in der ehrerbietigsten Weise um seine Einwilligung zu einer Verbindung mit Hortense gebeten, doch auf alle Briefe, welche über diesen Gegenstand an ihn gerichtet worden waren, hatte der Marquis nur ausweichend geantwortet und sich eine Entscheidung für spätere Zeit vorbehalten. Da man seinen Charakter kannte, der

nur noch starrer und unbeugsamer wurde, wenn man ihn zu einer Entschließung zu drängen suchte, hatte man sich in Geduld fassen müssen und da die beiden Liebenden noch sehr jung waren, hatten selbst die Marquisin und ihr Bruder gewünscht, die Verbindung nicht zu beeilen. Jetzt aber, da man das Haupt der Familie erwartete, befand man sich allerdings in großer Spannung, denn man hoffte, daß er sich jetzt einem bestimmten Ausspruche nicht länger mehr werde entziehen können.

Aber auch das zärtliche Verhältniß zwischen Pauline und dem deutschen Architekten Hermann, hatte sich während des Aufenthaltes des Letzteren im Schlosse ernstlicher gestaltet; obgleich beide es noch immer nicht gewagt hatten, sich ihre Gefühle einzugestehen und auch nicht die geringste Aussicht vorhanden war, mit Bewilligung der Eltern Paulinens das ersehnte Ziel einer Verbindung für das ganze Leben zu erreichen. Edmond war der einzige Vertraute ihrer stillen Liebe, doch auch er war nicht im Stande sie durch Hoffnungen zu trösten, deren Verwirklichung kaum zu erwarten war. Nachdem die baulichen Arbeiten im Schlosse beendigt waren hatte sich Herrmann mit seinen beiden Begleitern wieder nach Paris entfernen müssen; doch verging fast keine Woche in welcher Edmond nicht einen Brief erhalten hätte, in welchen er jedoch nur andeutungsweise von seiner Liebe sprach. Doch auch dies genügte Paulinen, welche diese Briefe in der Regel zn lesen bekam, um ihre stille Leidenschaft mit einer stillen Flamme zu nähren.

Es war an einem trüben, unfreundlichen Frühlingstage, der noch einmal die kaum überstandene Winterzeit

zurückführen zu wollen schien, als der Marquis auf dem Schlosse eintraf. Schon seit mehreren Tagen war wieder kalte, rauhe Witterung eingetreten, und heftiger Sturm und Regen hatten die Reise unangenehm gemacht. Dies hatte aber dazu beigetragen den Herrn von Chereville in eine noch düstrere Stimmung als gewöhnlich zu versetzen, weshalb er auch den warmen, herzlichen Empfang der Seinigen, obgleich er sie seit Jahresfrist nicht gesehen, mit abstoßender Kälte erwiderte. Er umarmte zwar seine Gattin und seine Tochter, aber in so flüchtiger ceremoniöser Weise, daß ihnen das Herzblut erstarrte. Seinen Sohn Edmond, dem er noch immer nicht verziehen, weil er ihn als einen Abtrünnigen, als einen politischen Gegner betrachtete, der durch seine Hinneigung zum Volke seinen Namen und Titel schändete, gönnte er gar nicht einmal die Gunst einer Umarmung, sondern streckte ihm nur die Fingerspitzen zum unterthänigen Kusse entgegen. Seinem Schwager, dem Baron von Surville reichte er nur die Hand, ohne ihm auch nur durch den geringsten Druck anzudeuten, daß ihm sein Wiedersehen lieb sei. Hortense aber, die sich etwas scheu im Hintergrunde hielt, schien er gänzlich zu übersehen, und wendete ihr kalt den Rücken zu.

Mehr als sie selbst fühlte sich ihr Adoptivvater dadurch verletzt, der sogleich ihre Hand ergriff und sie vorführend, mit ceremoniöser Haltung zu ihm sprach: „Erlauben Sie mir, Herr Marquis, Ihnen meine Tochter vorzustellen, das Kind eines der wackersten Offiziere unsrer Armee, der mich vom Tode rettete, mit Auf-

opferung seines eignen Lebens. Sie ist ihres Vaters würdig, denn sie trägt den wahren Adel in sich, der sich in Tugenden und edeln Gesinnungen kund giebt.“

Der Marquis hörte ihn wie verwundert, mit halb zugekniffenen Augen an, warf dann einen scharfen und finstern Blick auf das schüchterne Mädchen und entgegnete in schneidendem Tone: „Ueber den wahren Adel sind unsere Ansichten von jeher verschieden gewesen. Doch ich erkenne die Kleine wieder; denn sie hat sich nicht verändert. Sie sieht gerade noch eben so aus, als wie sie meine Tochter als Gesellschafterin bei sich aufnahm, nachdem sie, wie ich leider später erst erfahren, sich geraume Zeit durch Handarbeit, als Blumenmacherin genährt hatte.“ Damit wendete er sich von ihr ab und verließ den Salon um sich nach seinen Zimmern zu begeben, wo ihn sein alter Kammerdiener zum Umkleiden erwartete.

Die Zurückbleibenden fühlten sich empört, durch den kalten Hochmuth und die tiefverletzende Herzlosigkeit, mit welcher der Marquis so rücksichtslos die Anerkennung der armen Hortense als Mitglied seiner Familie zurückgewiesen hatte, und die edle Mutter vermochte es nur durch ihre flehenden Blicke, ihren Bruder und ihren Sohn davon zurück zu halten, daß sie ihrem langsam sich entfernenden Gatten nicht eine heftige Entgegnung nachriefen, welche ihnen schon auf den Lippen schwebte. Wie das Hereinbrechen einer unheimlichen, finstern Nacht, hatte das Erscheinen des Marquis das helle Licht der harmlosen Freude aus dem Kreise der Seinigen vertrieben, und eine angstvolle, fast trostlose Stimmung

bemächtigte sich Aller. Am meisten litten aber die beiden Liebenden, Hortense und Edmond, und die Mutter fürchtete nicht ohne Grund, daß es zwischen dem Letzteren und seinem Vater nächstens zu einem Ausbruche kommen würde, welcher den Zwiespalt, der noch immer zwischen Beiden herrschte, nur noch mehr erweitern mußte.

Auch der Baron de Surville sah wohl ein, daß die friedlichen, glücklichen Tage, die er bisher auf dem Schlosse verlebt, vorüber waren, und die verletzende Begrüßung seines Schwagers ihm als eine Andeutung gelten müsse, sich aus dem Kreise seiner Lieben zurückzuziehen. Doch war er nicht geneigt sich ganz von seiner Familie zu entfernen und sich auf seine weit entlegenen Güter zu begeben, wo er durch seine lange Abwesenheit fremd geworden; denn das Wiedersehen seiner Schwester und ihrer Kinder, nach vieljähriger Trennung, hatte das Band der Liebe zu ihnen in seinem Herzen wieder so fest geknüpft, daß er den Gedanken nicht fassen mochte sich allzuweit von ihnen zu entfernen. Ein hübsches kleines Landhaus, von einem reizenden Garten umgeben, ungefähr eine halbe Stunde vom Schlosse entfernt, welches einem verstorbenen Fabrikanten gehört hatte, stand mit der eleganten, vollständigen Einrichtung zum Verkauf, und er beschloß augenblicklich es an sich zu bringen und sich mit seiner Adoptivtochter dort vorläufig einen häuslichen Heerd zu gründen.

Der Marquis sah an diesem Tage seine Familie nicht wieder. Er hielt sich in seine Zimmer zurückgezogen und auf die Anfragen seiner Gattin und Tochter:

ob sie etwas zu seiner Pflege oder Unterhaltung beitragen könnten? ließ er ihnen erwidern, daß er Ruhe und Einsamkeit wünsche. Der alte Kammerdiener, welcher ihnen diese Antwort brachte, fügte aber noch hinzu, daß er sich allem Anscheine nach wohl befände und sich mit Baurissen beschäftige, die er in einer Mappe mitgebracht habe und auf die er großen Werth zu legen scheine.

Am nächsten Morgen nahm er jedoch sein zweites Frühstück mit seiner Familie ein, an welchem jedoch der Baron de Surville und Hortense nicht Theil nahmen, da sie eine Ausfahrt unternommen, um das kleine Landhaus, welches der Erstere kaufen wollte, in näheren Augenschein zu nehmen. Der Marquis schien ihre Abwesenheit gar nicht zu bemerken. Nach mehreren gleichgültigen Aeußerungen begann er endlich zu seiner Gattin gewendet: „Wie viele bewohnbare Zimmer sind noch im Schlosse frei?"

Die Befragte wußte ihm augenblicklich keine bestimmte Antwort zu geben, erklärte sich jedoch augenblicklich bereit die Beschließerin darum zu befragen, was auch auf der Stelle geschah. Da der Obrist de Frenac und der Capitain de Plessis mit ihrer Dienerschaft einen bedeutenden Raum beanspruchten, auch der Baron de Surville und Hortense vier Zimmer inne hatten, so waren ungefähr nur noch sechs vollkommen eingerichtete Zimmer im Schlosse enthalten, welche noch keine besondere Bestimmung hatten.

Der Marquis schaute finster vor sich hin und nachdem er seinem Unmuthe in einigen Worten Luft gemacht, sagte er halb vor sich hinsprechend: „Das wäre

allerdings vorläufig genug; denn ich werde jetzt nur zwei Zimmer brauchen für den Architekten, und die Gesellen, die er mitbringt, können im Dorfe wohnen, oder man bringt sie in den Wirthschaftsgebäuden unter."

„Architekt? Gesellen?" bemerkte die Marquise verwundert. „Ich glaubte, die Bauarbeiten im Schlosse wären schon im vorigen Jahre beendet worden!"

„Das sind sie auch;" erwiderte ihr Gatte, und fuhr dann in einem vollkommen entschlossenen Tone fort: „Aber ich will jetzt ein neues Schloß bauen. Es soll ein niedliches Jagdschloß werden, im Style der Zeit Ludwigs des Vierzehnten und als Bauplatz habe ich den kleinen Hügel auserlesen, rechts von der großen Fahrstraße, die durch den Forst führt. Ich muß denn doch eine Beschäftigung haben, hier in dieser Waldeinsamkeit; denn Paris sehe ich wahrscheinlich nie wieder."

Die Marquise fühlte sich unangenehm berührt durch diesen Plan, den sie als eine gänzlich unnütze, aristokratische Spielerei betrachtete, deren Ausführung aber viele Unannehmlichkeiten bereiten und große Summen kosten könnte. Indessen wagte sie es auch nicht mit einem einzigen Laute eine Vorstellung dagegen zu erheben, deren Fruchtlosigkeit sie aus Erfahrung kannte, wenn er sich einmal zu einem solchen Unternehmen fest entschlossen hatte.

Als ob er eine solche Einwendung auch gar nicht einmal für möglich hielte, fuhr er sogleich weiter fort: „Ich habe mit meinem Architekten Rammenais in Paris bereits Alles reiflich besprochen und er wird im Laufe des Sommers selbst kommen und einige Zeit hier blei-

ben, um den Bau zu leiten. Indessen wird er mir zur Grundlegung und zum Beginnen des Werkes einen jungen Mann, der in hoher Gunst bei ihm steht und mehrere seiner tüchtigsten Arbeiter, senden. Er ist ein deutscher Architekt von großem Talente und hielt sich längere Zeit in Italien und Griechenland auf. Er hat auch von drei verschiedenen Baurissen, die man mir vorlegte, denjenigen geliefert, der mir am meisten zusagte und den ich deshalb auch unwiderruflich gewählt habe. Bernard" — rief er hierauf seinem alten Kammerdiener zu, der sich im Zimmer befand, um ihn beim Frühstücke zu bedienen — „hole mir die Papierrolle, die auf meinem Schreibtische liegt."

Bernard gehorchte sogleich und kehrte nach wenigen Minuten mit dem Verlangten zurück. Der Marquis rollte den großen Bogen auf und begann seiner Gattin die Einzelheiten des Risses zu erklären; die sich bemühete ein Interesse an den Tag zu legen, welches sie in der That nicht empfand. Auch Edmond und Pauline neigten sich über den Tisch um den Plan zu betrachten, doch aus einem ganz andern Bewegungsgrunde, als um ihrem Vater Theilnahme an seinem Unternehmen zu beweisen. Die Letztere zog sich, nachdem sie einen langen, glühenden Blick darauf geworfen hatte, erröthend zurück; Edmond aber betrachtete die Zeichnung ruhiger und nachdem er ganz unten, in einigen Arabesken, die den Plan einschlossen, ein verschlungenes H. und R. erblickt hatte, zweifelte er keinen Augenblick mehr daran, daß der junge, deutsche, talentvolle Architekt, welcher den in der That ausge-

zeichnet gelungenen Plan geliefert, und von seinem Vater erwartet wurde, kein Anderer sei, als sein Freund Hermann Roller. Auch Pauline hatte dieselbe Ahnung gehabt und sie war ihr bereits zur Gewißheit geworden. Doch obgleich eine selige Freude ihren Busen durchbebte, bei dem Gedanken, den geliebten Jüngling bald wieder in ihrer Nähe zu sehen, konnte sie sich doch auch zugleich der bangen Befürchtung nicht erwehren, daß ihr Vater ihre stille Liebe zu dem jungen Manne entdecken möchte. Auch ihr Bruder freute sich aufrichtig seinen Freund wieder zu sehen, obgleich er nicht ein Wort darüber äußerte, und die Entdeckung, die er gemacht, auch nicht einmal durch eine Miene verieth.

„Das Werk soll auch unverzüglich in Angriff genommen werden;" fuhr der Marquis eifrig fort, nachdem er seine Erklärung beendigt hatte. „Sobald der junge Architekt mit den Bauleuten eintrifft, gehen wir an die Ausführung des Planes, die mich gewiß für lange Zeit angenehm beschäftigen wird. Ohne diese Arbeit würde mich die Langeweile hier getödtet haben in den ersten vier Wochen."

Die Marquise antwortete nur durch einen verstohlenen Seufzer auf seine letzte, für sie und seine Famlie keineswegs schmeichelhafte Bemerkung; um aber doch Etwas darauf zu entgegnen, entschlüpften ihr unwillkürlich die Worte: „Ich finde den Plan allerdings recht schön, aber es wird große Kosten verursachen ihn zu verwirklichen!"

Kaum hatte sie dies ausgesprochen, so bereuete sie es schon; denn ihr Gatte warf ihr einen finstern, dro-

henden Blick zu, und während er den Papierbogen unmuthig wieder zusammen rollte, sprach er zu ihr: „Das konnte ich mir denken, daß die Frau Marquise wieder eine Frage stellen würde, wie eine bürgerliche Hausfrau, die bei jeder großartigen Unternehmung zuerst fragt: wie viel wird das kosten? Ist es Ihnen denn gar nicht möglich, Madame, Ihren Gesinnungen einen etwas höheren Schwung zu verleihen und nicht jede geniale und echt ritterliche Idee nach dem kleinlichen Maßstabe des Kostenpunktes zu messen?"

Die edle Frau fühlte sich tief verletzt durch diese unverdiente, rücksichtslose Zurechtweisung in Gegenwart ihrer Kinder, und erhob sich, um sich schweigend zu entfernen. Doch ihr Gatte rief ihr noch spöttisch nach: „Uebrigens können Sie sich beruhigen, Madame; denn die Kosten werden sich nicht so hoch belaufen, als Sie vielleicht glauben. Ich werde mein gutes, altes Recht in Anspruch nehmen und die Bauern auffordern mir beim Baue ihre Frohndienste zu leisten, die ich ihnen seit Jahren, so lange ich nicht auf diesem Schlosse residirte, fast gänzlich erlassen habe. Jetzt aber sollen sie daran, und ich werde doppelte Frohnen von ihnen fordern, und wehe ihnen, wenn sie sich weigern."

Seine Gattin hörte seine letzten Worte gar nicht mehr; denn sie hatte sich bereits mit Paulinen, die zärtlich ihren Arm um sie schlang, entfernt. Desto aufmerksamer aber hatte Edmond zugehört und indem eine leichte Röthe, die eine innere Bewegung verrieth, auf seine Wangen trat, entgegnete er ehrerbietig, aber doch mit seinem gewohnten Freimuthe: „Ich glaube

nicht, mein Vater, daß die Bauern des Dorfes Beauvillage sich dazu verstehen werden Ihnen Frohndienste zu leisten, die durch die Revolution von 1848 abgeschafft worden sind."

Da wendete sich der Marquis rasch um, und indem sich sein bleiches, hageres Gesicht mit einer dunkeln Zornesgluth färbte, rief er heftig: „Was ist das? Was wägst Du da zu schwatzen? Weißt Du nicht, daß ich die Revolution von 1848, welche uns die saubere Republik brachte, eben so wenig anerkannt habe, als die Umwälzung von 1830, welche den Herzog von Orleans, Louis Philipp, auf Frankreichs Thron erhob? Ich habe gegen Beide protestirt, ganz besonders aber habe ich gegen Aufhebung der Feudalrechte des hohen Adels protestirt, zu welchen auch die Frohndienste der Bauern gehören. Ich will ihnen zeigen, daß ich Herr bin auf meinem eigenen Grund und Boden, und werde sie zu zwingen wissen ihre Pflicht zu thun."

„Es thut mir leid, mein Vater;" entgegnete Edmond bescheiden; „Ihnen widersprechen zu müssen. Aber ich fürchte nur, daß es Ihnen an aller Macht fehlen wird einen solchen Zwang durchzusetzen; denn so viel ich die Bauern des Dorfes kenne, werden sie Ihnen einmüthig jede frohnartige Dienstleistung verweigern, und es selbst auf Gewaltmaßregeln ankommen lassen, die sie mit Gewalt zurückweisen und dadurch die bedauerlichsten Conflicte herbeiführen würden."

„Aha!" fuhr der Marquis noch heftiger auf. „Da spricht der Demokrat wieder aus Dir. Also Du kennst die Bauern, und hast wahrscheinlich Deine Zeit hier

wieder vortrefflich benutzt, Dich unter den niedern Volksschichten umherzutreiben und die dummen Bauerntölpel zu groben Pflichtverletzungen, zum Widerstande gegen ihre angestammte Herrschaft aufzureizen? Aber wehe Dir! wenn ich diese Vermuthung bestätigt finde; es dürfte sich dann eine eherne Scheidewand zwischen uns herabsenken, welche uns für ewig trennt. Du wirst sogleich den Maire des Dorfes zu mir bescheiden lassen, damit ich ihm meinen Willen kund gebe, und um das Uebrige hast Du Dich nicht zu kümmern. Oder — Holla! Bist Du vielleicht mit dem Baue des neuen Jagdschlosses überhaupt nicht einverstanden? Sprich Dich offen aus! Ich werde Langmuth finden Dich anzuhören."

Edmond schwankte einige Augenblicke, ob er reden solle, oder nicht. Aber die Aufforderung sich offen auszusprechen, war von seinem Vater so selten an ihn ergangen, daß er nicht widerstehen konnte ihr Folge zu leisten; besonders da er bemerkt hatte, daß der Plan seiner Mutter höchst unangenehm war und bei seiner Ausführung ein harter Kampf mit den Bauern unausweichbar blieb. Er entgegnete deshalb auch nach einer Pause: „Wenn ich es denn offen eingestehen muß, so erkläre ich Ihnen, daß ich nicht einverstanden mit dem Neubaue bin. Ich kann den eigentlichen Zweck, den Nutzen desselben nicht herausfinden. Mir scheint, daß ein Jagdschloß, nur auf einem großen Terrain, vielleicht inmitten einer Grafschaft, die meilenweit ausgedehnte Forste und einen großen Reichthum an Wild enthält, an seinem Platze ist. Man kann dann große Jagden veranstalten, und große Gesellschaften dazu einladen,

und zu deren Aufnahme würde allerdings ein solches Jagdschloß recht zweckmäßig sein. Indessen ist dieses Grundstück sehr wenig umfangreich, der Forst, obgleich groß genug, gehört nur zum kleinsten Theile zu Ihren Besitzungen, und der Wildstand ist viel zu unbedeutend, um genügende Unterhaltung und Ausbeute für große Jagden zu bieten, weshalb denn auch der eigentliche Zweck des Jagdschlosses hinfällig werden würde. Deshalb will mir auch die Nothwendigkeit des Baues nicht einleuchten, und jedenfalls würde es weit nützlicher sein, und weit weniger kostspielig, dem Dorfe ein neues Schulhaus zu bauen, da das Alte den Einsturz droht, und die Gemeindecasse die Mittel dazu noch immer nicht hat erschwingen können."

Sein Vater hatte ihn zwar ungestört ausreden lassen, denn die Gründe, welche Edmond gegen den Bau vorbrachte, waren so triftig, daß er nicht sogleich etwas darauf zu entgegnen mußte; aber die letzte Bemerkung seines Sohnes, das Schulhaus betreffend, gab ihm einen willkommenen Stoff seinen Zorn auf's Neue gegen ihn loszulassen.

„Das konnte ich mir denken!" rief er, in ein erzwungenes Lachen ausbrechend; „daß Du Deine weisen Betrachtungen mit irgend einer Albernheit schließen würdest. Also ein Schulhaus, um das Bauerngesindel noch klüger zu machen, als es leider schon ist, wäre Dir lieber, als ein Jagdschloß, welches den Glanz und Ruhm Deiner Familie verherrlichen soll? Daran erkennt man Deine Gesinnungen, die an das Pöbelhafte streifen. Aber eben weil ich von Dir wohl niemals Beistand zu

erwarten habe in Ausführung höherer Entwürfe, die eines edeln Geschlechtes würdig sind, muß ich um so mehr dafür sorgen, Ruhm und Ehre unseres Hauses aufrecht zu erhalten. Der Bau ist beschlossen und wird unwiderruflich ausgeführt. Von diesem Augenblicke an dulde ich keine Gegenrede mehr. Das merke Dir!"

Mit diesen Worten wendete er sich kalt und geringschätzend von seinem Sohne ab und verließ das Zimmer. Noch an demselben Tage erschien der Maire des Dorfes bei ihm und kaum hatte er diesem die Aufforderung mitgetheilt, die Frohndienste der Bauern wieder zu organisiren, als ihn dieser verwundert anschaute und dann mit der größten Bestimmtheit erklärte, daß er sich nicht dazu herbeilassen würde, weil er von der Erfolglosigkeit im Voraus überzeugt sei und überhaupt den festen Glauben hege, daß kein Bauer mehr verpflichtet wäre, seiner Gutsherrschaft solche Dienste zu leisten. Auch ließ er sich weder durch freundliche Vorstellungen noch durch Drohungen bewegen, oder einschüchtern und so verstand er sich auch zu weiter nichts, als in einer gewöhnlichen Gemeindeversammlung in der Schenke seinen Bauern die Aufforderung des Marquis mitzutheilen, es aber gänzlich ihrem freien Willen zu überlassen, ob sie derselben Folge leisten wollten, oder nicht?

Als nun am nächsten Abende die größtentheils republikanisch gesinnten Bauern in der Schenke des Dorfs zusammen kamen, hörten sie den Vortrag ihres Maires mit einer Miene an, als ob sie sich überzeugt hielten, daß er nur seinen Scherz mit ihnen triebe und als er geendet hatte brachen sie Alle in ein schallendes Ge-

lächter aus; denn die Forderung des Marquis erschien ihnen, trotz der hinzugefügten Drohungen, so seltsam und unglaublich, daß sie meinten, sie nur von einer scherzhaften Seite auffassen zu müssen. Nach wenigen Minuten schon sprach man auch gar nicht mehr davon; denn man hielt es nicht der Mühe werth über eine Angelegenheit noch Worte zu verlieren, die für Niemand eine ernste Bedeutung hatte. Der Marquis aber hatte das Unglück gehabt sich gleich bei seinem ersten Auftreten unter seinen Bauern lächerlich zu machen, und so hatte er denn auch die Achtung fast gänzlich verscherzt, die sie ihm, um seiner wackern Familie willen, welche sich allgemeiner Verehrung erfreute, gezollt haben würden. Als ihm sein Schloßinspector, der in einem Winkel zurückgezogen, der Bauernversammlung beigewohnt hatte, ziemlich aufrichtig Bericht abstattete, über den Erfolg, gerieth er in die heftigste Wuth und schwur hoch und theuer, die Bauern für ihr unehrerbietiges Lachen hart zu bestrafen und nicht eher zu ruhen, bis er sie mit Gewalt zum Frohndienste gezwungen habe. Der Inspector wagte freilich keine Einwendung, aber er verließ seinen Gebieter kopfschüttelnd und fest bei sich überzeugt, daß es ihm nie gelingen würde seinen Willen durchzusetzen.

Der Marquis zwang sich sogar, dem Jägerobristen de Frenac, der ihn am Tage nach seiner Ankunft begrüßte und sich höflich entschuldigte, daß ihn die Umstände gezwungen hatten, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, eine freundliche Begegnung zu zeigen, obgleich er ihm schon in seiner Function als Offizier

des Kaiserreichs verhaßt war. Ja, er ging sogar so weit ihn wiederholt an seine Tafel einzuladen und einen näheren, beinahe freundschaftlichen Umgang mit ihm anzubahnen, weil er schlau berechnete, daß er vielleicht nur zu bald eines militairischen Beistandes gegen seine widerspenstigen Bauern bedürfen würde. Doch verhehlte er ihm bis jetzt noch seine Absichten, weil er ihn sich erst noch mehr durch seine Aufmerksamkeiten zu verpflichten wünschte.

So vergingen mehrere Tage und indessen erschien auch Hermann Roller auf dem Schlosse wieder und brachte sechs tüchtige Gesellen mit, unter welchen sich auch Francois Gautier und Claude Vidal wieder befanden. Die Begrüßung unter den beiden jungen Freunden war herzlich, obgleich Edmond gewünscht hätte, daß sie durch eine andere Veranlassung auf's Neue vereinigt worden wären. Als sich aber Hermann dem alten Marquis vorstellte, stutzte dieser gewaltig bei seinem Anblicke und brach in die Worte aus: „Sie scheinen mir so bekannt, mein Herr, und ich glaube sicher, daß ich Sie irgendwo schon gesehen habe. Sollten wir uns nicht in Paris begegnet sein?"

„Ich hatte die Ehre, durch Ihren Herrn Sohn, schon vor beinahe zwei Jahren in Paris in Ihr Haus eingeführt zu werden und es ist mir außerordentlich schmeichelhaft, daß Sie sich meiner noch zu erinnern scheinen;" entgegnete Hermann in seiner höflichen Weise, während er jedoch seine freie, würdevolle Haltung behauptete. Da er sich jedoch vorgenommen hatte, sich die besondere Gunst des Marquis zu erwerben; so war

er auch entschlossen, ihm gegenüber alle seine Worte vorsichtig abzuwägen.

„Ah!“ rief der Marquis etwas befremdet und durch die Erwähnung Edmonds keineswegs befriedigt; „mein Sohn hat Sie bei mir eingeführt? Ganz recht; jetzt erinnere ich mich und Sie werden entschuldigen, daß ich Ihren Namen vergessen hatte. Die deutschen Namen sind so schwer zu behalten.“

Er betrachtete ihn hierauf mehrere Augenblicke lang forschend und schien zu überlegen, wie er sein Benehmen gegen einen Freund seines Sohnes, der gewiß auch dessen politische Gesinnungen theilte, einrichten sollte. Indessen schien ihm das offene Wesen des jungen Mannes und sein geistreiches Gesicht zu imponiren, und da er ihm von seinem Architekten in Paris als außerordentlich talentvoll geschildert worden war, und er doch einmal längere Zeit mit ihm verkehren mußte, so beschloß er endlich, ihn mit einer Artigkeit zu behandeln, welche die Herablassung, die er ihm dadurch zu erzeigen glaubte, wenigstens nicht in auffallender und verletzender Weise durchschimmern ließ.

„Ich habe es stets gebilligt, wenn mein Sohn Umgang mit wackern Künstlern pflegte, denn es ist eine Ehrenpflicht der Aristokratie, alles Schöne und Edle was uns Kunst und Wissenschaft bieten, zu schützen und zu fördern;“ sprach er dann weiter. „Jetzt aber heiße ich Sie willkommen in meinem Schlosse, und werde Befehl geben, daß man Sie mit allen Bequemlichkeiten versieht und Ihnen den Aufenthalt hier so angenehm als möglich macht. Ich werde Sie meiner Familie

vorstellen und Sie werden an meiner Tafel speisen. Wenn es Ihnen aber jetzt gefällig ist, so lassen Sie uns ein Stündchen über die Ausführung meines Planes plaudern, der mir ungemein am Herzen liegt.“

Hermann dankte in einfachen, aber ehrerbietigen Worten und nahm dann an seiner Seite Platz am Tische, wo der gewählte Bauriß ausgebreitet lag, und bald hatten sie sich in ein sehr lebhaftes Gespräch versenkt, in welchem Hermann seine Kenntnisse in der Baukunst, seinen geläuterten Geschmack und sein unverkennbares Talent so vortheilhaft zu entwickeln wußte, daß der Marquis begann, trotz seines bürgerlichen Namens eine wahre Hochachtung für den jungen Mann zu empfinden. Bei der Abendtafel stellte er ihn seiner Familie vor und damit war er eingeführt, und wurde hinfort mehr als ein Gast des Hauses, wie als eine in dienstlicher Stellung sich befindende Person betrachtet.

Schon am nächsten Tage begann er seine Arbeit mit Absteckung des Baugrundes und da die hierauf folgenden Erdarbeiten rüstige Hände erforderten, so begann der Marquis die von seinen Bauern geforderten Frohndienste auch wirklich in Anspruch zu nehmen. Der Schloßinspector selbst wurde beordert, um der Sache ein wichtigeres Ansehen zu geben, bei den Bauern des Dorfes herumzugehen und ihnen die Frohnen anzusagen, die theils in Handarbeit beim Ausgraben des Grundes und beim Baue selbst, theils auch in Fuhrwerksdiensten bestehen sollten, um die nöthigen Baumaterialien aus Rouen und der Umgegend herbeizuschaffen.

Der Inspector, ein sonst im ganzen Dorfe recht

wohlgelittener Mann, mußte freilich seinem Herrn Gehorsam leisten; doch ging er mit schwerem Herzen an die Ausführung seines Auftrags, denn er war im Voraus von der Erfolglosigkeit überzeugt. Er hatte sich auch durchaus nicht getäuscht; denn überall, wohin er kam im Dorfe, wurde er mit seiner Forderung lachend abgewiesen, und einige Bauern waren keck genug hinzuzufügen: „Er möge nur seinen gestrengen Marquis grüßen, und ihm sagen: wenn er Sclaven brauchte, so möchte er sie nur auf einem amerikanischen Markte kaufen; denn in Frankreich wäre dieser Artikel nicht zu finden.“ In der Hoffnung seinen festen Willen dadurch zu brechen, verhehlte der Inspector seinem Gebieter auch diese Aeußerungen nicht, aber sie brachten gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, die Jener beabsichtigt hatte; denn sie bestärkten ihn nur noch mehr in seiner Hartnäckigkeit. Jetzt beschloß er die angedroheten Gewaltmittel in Anwendung zu bringen. Er ließ sich das dienende Personal seines Schlosses vorstellen und wählte sich den Thorwächter, einige Stallknechte und Lakaien, die er am kräftigsten befand, aus, und begann eine Häscherbande aus ihnen zu bilden. Einige kleine Zimmer im Souterrain, deren Fenster mit eisernen Stäben vergittert waren, wurden zu Gefängnissen eingerichtet, und das Schloß so gut als möglich in Vertheidigungsstand gesetzt. Nachdem dies Alles in größter Eile geschehen war, wurden eines Morgens die neuorganisirten Häscher ausgesendet, um einige der widerspenstigen Bauern, die ihm die Frohnpflicht verweigerten, gleichviel, wo sie auch gefunden werden möchten,

einzufangen und im Schlosse in die bereit gehaltenen Kerker zu werfen. Unter Anführung des Thorwächters gelang es ihnen auch, zwei Bauern, aber wohlweislich auf freiem Felde, denn in's Dorf hinein wagten sie sich nicht, einzufangen; die sie zufällig bei der Arbeit trafen, und die nichts Böses ahnend, sich erst zur Wehre setzten, als sie bereits umzingelt waren. Es entstand nun freilich ein ziemlich ernstlicher Kampf, aber die Bauern mußten der Uebermacht unterliegen, wurden fortgeschleppt und im Schlosse eingekerkert. Es waren der uns bekannte Michel Calas, welcher dem alten Maquet und den Seinigen Gastfreundschaft erwiesen, und ein junger reicher Bauernsohn, der sich André Tireur nannte, und wegen seiner heftigen, jähzornigen Gemüthsart im ganzen Dorfe gefürchtet war. Doch ihre Verhaftung war nicht unbemerkt geblieben und einige Kinder, welche sie auf dem Felde mit angesehen hatten, verbreiteten bald die Nachricht davon im ganzen Dorfe.

Man wollte Anfangs die Nachricht nicht glauben, denn man hielt sie nur für Kindergeschwätz; aber der Thorwächter hatte gegen einige Dorfbewohner selbst mit seiner Heldenthat geprahlt und da die beiden Gefangenen am Abende nicht in ihre Wohnungen zurückkehrten, so hörte jeder Zweifel auf. Doch wurde das Ganze noch immer nur als eine lustige Geschichte betrachtet, die gar keine gefährlichen Folgen haben könne und man glaubte, es werde keiner weitern Schritte bedürfen, als eine Deputation zum Maire zu senden und diesen aufzufordern die Gefangenen ungesäumt zu reclamiren und zu befreien. Dies geschah und der Maire

war augenblicklich bereit dazu, aber weder seine ehrerbietigen Vorstellungen, noch seine Drohung die Regierung zum Schutze der Landleute gegen ihn auffordern zu wollen, brachten auch nur den geringsten Eindruck auf den Marquis hervor, der ihn sehr ungnädig behandelte und sich hoch vermaß: er würde das ganze Dorf einkerkern lassen, wenn man ihm noch länger die Frohnen verweigerte.

Als der Maire mit diesem Bescheide zu den Bauern zurückkehrte, fand er sie größtentheils in der Schenke versammelt, noch immer mehr in einer heitern als in einer zornigen Stimmung. Nach einer kurzen Berathung beschloß man einstimmig die Gefangenen nicht während der Nacht in ihren Kerkern zu lassen, sondern sie auf der Stelle zu befreien und ihren Famlien zurück zu geben. Der Maire, der wohl einsah, daß das Recht auf ihrer Seite sei und daß sie ihren Beschluß doch nicht aufgeben würden, wendete auch nichts dagegen ein; aber ermahnte sie ernstlich, so viel als möglich alle blutigen Händel mit der Schloßwache zu vermeiden und sich nicht zu Excessen gegen den Grafen selbst, oder sein Eigenthum hinreißen zu lassen. Man versprach es ihm auch; denn man betrachtete die Sache so leicht, daß man gar nicht daran dachte einen ernsten Widerstand zu finden.

Wohl gegen hundert Mann, reiche Bauern, arme Tagelöhner und Knechte durcheinander, bewehrt mit Heugabeln, Dreschflegeln, Sensen, Stangen und Knitteln, zogen bald darauf nach dem Schlosse, einen muntern Gesang anstimmend.

Der Marquis saß eben mit den Seinigen bei der Abendtafel und da er einen solchen Besuch gar nicht für möglich gehalten, hatte er auch nicht daran gedacht, das Schloß in einen besondern Vertheidigungszustand zu setzen, und einige Mitglieder seiner Häscherbande warteten jetzt in goldbesetzter Livree bei der Tafel auf.

Deshalb fanden auch die Bauern das Schloßthor offen und den Thorwächter dicht dabei, auf der Bank sitzend und gemüthlich seine Pfeife rauchend. Da er die Bauern in der Ferne lustig singen hörte, hatte er gar nicht an eine Gefahr gedacht und war ruhig sitzen geblieben, ohne nach ihnen auszuschauen. Als er sie nun aber plötzlich zu Gesicht bekam, da sie um eine Mauerecke bogen und bemerkten, daß sie mit ihren ländlichen Werkzeugen bewaffnet waren, erschrak er gewaltig und wollte das Thor schließen. Einige junge Bursche aber, die dem Zuge vorausgeeilt waren und seine Absicht bemerkt hatten, sprangen pfeilschnell auf ihn zu und belehrten ihn durch einige kräftige Rippenstöße, daß er ihnen den Eingang in das Schloß frei lassen müsse. Er gab auch dem fühlbaren Nachdrucke, welchen sie ihren Worten beifügten, nach, und ließ sich ohne Widerstand in sein Pförtnerhäuschen einsperren, worauf sie sämmtlich ungehindert in den Schloßhof einzogen. Jetzt gab es dort erst Allarm. Einer der improvisirten Häscher, welcher vor dem Kellergefängnisse als Wache aufgestellt war, erhob bei dem Anblicke der Bauern ein wüthendes Geschrei, welches bis in das Innere des Schlosses drang und einen Lakaien herbeilockte. Dieser hatte kaum bemerkt was vorging, als

er in den Speisesaal hineinstürzte, wo die Familie eben versammelt war, und mit Angst und Zittern meldete, daß der Schloßhof von bewaffneten Bauern wimmele, welche gekommen wären um die Gefangenen zu befreien.

Der Marquis sprang zornig von seinem Sitze empor und befahl: alle männlichen Bewohner des Schlosses augenblicklich zu bewaffnen und das Bauerngesindel mit Gewalt zu vertreiben. Seine Gattin und Tochter suchten ihn vergebens zurückzuhalten und durch ihre flehendlichen Vorstellungen die Gefangenen frei zu geben, wurde sein Zorn nur noch mehr gereizt. Endlich aber trat auch Edmond zu ihm und sprach in festem, aber ehrerbietigen Tone: „Treiben Sie es nicht auf das Aeußerste, mein Vater! Sie werden unterliegen müssen, weil die Bauern nicht allein die Uebermacht, sondern auch das Recht auf ihrer Seite haben."

Dies hieß aber nur Oel in's Feuer gießen, und der Marquis braus'te nur noch heftiger auf, indem er ausrief: „Ha! Ich kenne Dich, Du Abtrünniger! In Deinen Augen hat der Pöbel immer Recht und Du denkst niedrig genug für die Canaille Partei zu nehmen, gegen Deinen eignen Vater! Fort, aus meinen Augen, Entarteter!"

Damit stürmte er aus der Thür, um seine Leute in aller Eile zu bewaffnen so gut als möglich, und sich mit ihnen den Bauern entgegenzuwerfen.

Die Marquise bat ihren Sohn unter Thränen, seinem Vater zu folgen und Unheil zu verhüten, und Edmond rief: „Ja, ich werde ihm folgen; und wenn ich auch keine Hand zum Angriffe gegen die Bauern

erheben will, so werde ich doch meinen Vater gegen ihren Angriff schützen und wenn es mein Leben kosten sollte!" Hierauf entfernte er sich mit Hermann und Beide begaben sich eilig in den Schloßhof.

Dort hatten aber die Bauern schon ihren Zweck erreicht, ohne daß es zu einem Kampfe gekommen war. Der Marquis war mit seinen Leuten — er hatte kaum zehn Mann zusammen bringen können — zu spät eingetroffen, denn als er an ihrer Spitze, mit gezogenem Degen den Hof betrat, war es den Bauern bereits gelungen, die Fenstergitter vor den Kellergefängnissen mit einem Brecheisen loszubrechen. Dadurch war in der leichtesten Weise eine Oeffnung gewonnen, und die beiden Gefangenen sprangen durch die Fenster lachend ihren Befreiern in die Arme, die sie unter lautem Jubel auf ihre Schultern emporhoben.

Vergeblich commandirte der Marquis zum Angriffe; seine Leute wagten es nicht auch nur einen Schritt vorwärts zu dringen, denn sie fürchteten mit Recht einen Kampf, wo Einer gegen Zehn kämpfen mußte und wenn sie es auch nicht merken ließen, so sahen sie doch selbst dem Tumulte der Bauern mit innerem Wohlgefallen zu.

Als der Marquis aber bemerkte, daß mit seinen Leuten durchaus nichts anzufangen sei, zog er sich wüthend wieder in sein Schloß zurück und verschloß sich in sein Zimmer.

Die Bauern aber hatten indessen ihre befreiten Gefangenen im Triumphe aus dem Schlosse fortgetragen und nach der Schenke gebracht, wo bis nach Mitternacht ein ungeheurer Jubel herrschte.

Das Mißlingen seiner Gewaltmaßregeln, und der Hohn, den er offenbar dabei erfahren mußte, hatten den Marquis in einen Zustand versetzt, in welchem er kaum zurechnungsfähig genannt werden konnte. Den ganzen folgenden Tag nach der Befreiung der Gefangenen, schloß er sich in sein Zimmer ein und tobte und wüthete dort gegen seine Familie, gegen seine Dienstleute und gegen seine Bauern. Er ließ Niemand vor sich und selbst sein alter Kammerdiener Bernard durfte sein Zimmer nur betreten, wenn er seiner Dienste bedurfte. Erst am Abende begann er etwas ruhiger zu werden und er verlangte den jungen Architekten bei sich zu sehen.

Hermann erschien auch schon nach wenigen Minuten bei ihm und wurde ziemlich freundlich aufgenommen. Er enthielt sich sorgfältig jeder Hindeutung auf das Vorgefallene und sprach nur von den Einzelheiten des Baues, wobei er bemerkte, daß es die höchste Zeit sei die Vorarbeiten zu beginnen.

Der Marquis hörte ihm auch sehr aufmerksam zu, bei der letzten Bemerkung aber sprang er heftig empor und brach in die Worte aus: „Allerdings ist es die höchste Zeit! Aber wo soll ich Hände hernehmen, das Werk zu beginnen, wenn mir die Hunde ihre Dienste verweigern?“

Hermann erwiderte ihm ruhig, daß für Geld in den umliegenden Dörfern überall tüchtige Arbeitskräfte zu haben wären, die man mit leichter Mühe herbeiziehen könne und daß es doch in vieler Hinsicht weit vortheilhafter sei, das Werk mit Arbeitern zu beginnen,

die ihren Lohn erhielten; die sich deshalb auch leichter anstellen und regieren ließen und wenigstens noch einmal so viel schaffen würden, als Frohnleute, die sich jeden Augenblick widersetzlich zeigen und mehr Schaden stiften, als Nutzen bringen würden.

Die Art und Weise, wie Hermann die Sache nur allein vom praktischen Gesichtspunkte aus beleuchtete, schien endlich einen tiefen Eindruck auf den Marquis hervorzurufen, ja, es schien ihm sogar angenehm, daß ihm der junge Mann einen triftigen Grund angegeben, bezahlte Arbeiter den Fröhnern vorzuziehen; denn er hatte selbst schon beinahe alle Hoffnung aufgegeben, die Bauern zu ihrer vermeintlichen Pflicht zu zwingen, und doch drängte es ihn auch endlich Hand zu legen an die Ausführung seiner, mit so vielem Eifer aufgefaßten Idee. Er konnte doch nun sagen, daß er nicht aus Nachgiebigkeit davon abstehe, die geforderten Frohnarbeiten zu verlangen, sondern aus der Ueberzeugung, daß sie ihm doch nur geringen Nutzen leisten würden.

Er ging deshalb auch bald auf Hermanns Vorschlag ein und erklärte, daß er schon am nächsten Tage seinen Schloßinspector in die Umgegend senden wolle, um dort die nothwendige Anzahl tüchtiger Arbeiter anzunehmen. Zugleich aber betheuerte er, um dem jungen Manne seine Consequenz zu zeigen, daß er deshalb doch entschlossen sei, noch ein Mittel zu versuchen, um die widerspenstigen Bauern zur Frohne zu treiben.

Hermann erwiderte nichts hierauf; denn obgleich er, eben so fest als sein Freund Edmond davon überzeugt war, daß sich die Landleute in ihrem Rechte be-

fänden und daß jeder Versuch sie zur Aufgabe desselben zu zwingen, mißlingen würde, so fand er sich doch nicht geneigt sich mit dem Marquis darüber in einen Streit einzulassen, an dessen Erfolglosigkeit er nicht zweifeln konnte.

Indessen hatte der Baron de Surville, mit seiner Adoptivtochter Hortense, das Schloß verlassen und das nahegelegene, kleine Landhaus am Ufer der Seine bezogen, wo sie von Edmond tagtäglich und von der Marquise und Paulinen sehr häufige Besuche erhielten. Der Marquis schien es kaum zu bemerken, denn er schenkte seiner Familie, wie gewöhnlich, überhaupt nur sehr geringe Beachtung und zog sich auch jetzt wieder fast gänzlich von ihr zurück, indem er beinahe immer wieder allein speiste und sich nur mit dem beabsichtigten Baue beschäftigte. Nach Verlauf einiger Tage war es auch seinem Schloßinspector gelungen, eine hinlängliche Anzahl guter Arbeiter gegen Versprechung eines guten Lohnes aus der Umgegend zusammen zu bringen und so konnte die Ausgrabung des bereits abgesteckten Grundes beginnen.

Die Bauern von Beauvillage glaubten daraus schließen zu müssen, daß der Marquis es gänzlich aufgegeben habe, sie zur Frohnarbeit zu zwingen und fühlten sich dadurch vollkommen befriedigt, ohne jedoch einen besondern Triumph dabei an den Tag zu legen. Unbesorgt, daß es ihm jemals einfallen würde, wieder darauf zurückzukommen, gingen sie ihren Geschäften nach und begegneten ihm, wo der Zufall sie mit ihm zusam-

menführte, mit der allen Franzosen eigenthümlichen Höflichkeit.

So geschah es eines Abends, daß André Tireur, jener junge, reiche Bauernsohn, welcher mit Michel Calas in das Schloßgefängniß geworfen worden war, vom Felde heimging. Sein Weg führte ihn bei dem Hügel vorbei, auf welchem das Schloß erbaut werden sollte; aber die Arbeiter hatten, da Feierabend bereits vorüber war, die Baustelle schon verlassen und in der ganzen Gegend war kein Mensch zu erblicken. Unbekümmert jedoch und keine Gefahr ahnend, schritt André vorwärts dem Dorfe zu und als er eben einen schmalen Fußpfad, der durch ein dichtes Gebüsch führte, betrat, wurde er plötzlich wieder von vier Männern der Häscherbande, die der Schloßherr noch immer beibehalten hatte, überfallen. Da er es Anfangs für Scherz nahm, so versuchte er es auch gar nicht sich zu widersetzen, und als er seine Täuschung einsah, indem man ihm Hände und Füße zusammen schnürte, war es zu spät zum Widerstande und er mußte sich fortschleppen lassen nach dem nahen Schlosse. Obgleich empört über diesen neuen Angriff auf seine Freiheit, regte sich in ihm noch durchaus keine bange Besorgniß, denn er hielt sich fest überzeugt, daß das Ganze auf dieselbe Posse wie früher hinauslaufen und die Bauern ihn ungesäumt befreien würden. Aber es sollte leider anders kommen.

Als die Häscher mit ihrem Gefangenen den Schloßhof erreichten, trat ihnen der Marquis entgegen und seine funkelnden Augen weissagten nichts Gutes.

Um ihm aber keine Furcht zu zeigen, redete ihn

der Gefangene lächelnd an: „Guten Abend Herr Marquis! Sie sehen, Ihre Häscher haben mich wieder einmal höflich eingeladen auf Ihr Schloß. Lassen Sie mir nur jetzt ein gutes Abendessen kommen und dann brauchen Sie sich nicht zu bemühen, mich in Ihrer Equipage nach Hause fahren zu lassen; denn meine Kameraden aus dem Dorfe werden schon kommen, um mich abzuholen und auf den Schultern nach Hause zu tragen.“

Es lag freilich nur ein harmloser Spott in seinen Worten, aber der Marquis fühlte sich furchtbar dadurch verletzt. Er zog die Augenbrauen finster zusammen und Zorngluth blitzte aus seinen Augen. „Nimm Dich in Acht, frecher Bursche! Du sollst ein Abendbrot bekommen; aber ich fürchte, Du wirst es stark gesalzen finden. Fort, nach dem Stalle mit ihm!“ herrschte er dann seinen Leuten zu, welche augenblicklich gehorchten.

André wurde nach dem Stalle gebracht und ahnete erst, was man mit ihm vornehmen wollte, als man ihn dort an eine Säule band und ihm die Jacke von den Schultern herabriß. Vergebens aber begann er jetzt gegen seine Bande zu wüthen und unter Flüchen und Verwünschungen laut zu protestiren, gegen jede Mißhandlung. Man hörte ihn nicht und auf Befehl des Marquis mußte ihm einer der Stallknechte eine Anzahl Hiebe aufzählen, worauf ihn der Schloßherr wieder losbinden ließ und höhnend zu ihm sprach: „So, jetzt hast Du Deine Suppe bekommen und kannst gehen, wohin Du willst. Den Bauern im Dorfe aber magst Du es nur erzählen, wie ich Dich traktirt habe und

ihnen sagen, daß es Jedem von ihnen so ergehen wird, wenn er in meine Hände fällt, bis sie sich bequemt haben mir die Frohndienste zu leisten."

Zähneknirschend entfernte sich der auf so ungerechte Weise gemißhandelte Bursche, und als er den Bauern erzählte, was ihm im Schlosse geschehen war, da schallte ein allgemeiner Schrei des Unwillens durch das ganze Dorf und selbst der Maire erklärte, daß er jetzt nicht länger zögern werde, das Verfahren des Marquis an die Regierung zu berichten und um Schutz für das Dorf zu bitten.

Von dieser Zeit an herrschte eine höchst erbitterte Stimmung unter den Landleuten gegen den Gutsherrn und sie schienen sich im Stillen gegen ihn verschworen zu haben. Seine Häscherbande durfte sich nicht im freien Felde blicken lassen, ohne verhöhnt, angegriffen und in's Schloß zurückgejagt zu werden. Die fremden Arbeiter, die zum Baue angenommen worden waren, wurden aufgewiegelt höhern Lohn zu fordern und als man ihnen diesen abschlug, gaben sie größtentheils ihre Arbeit auf und gingen in ihre Dörfer zurück. Was am Tage auf der Baustelle fertig geworden war, fand man am andern Morgen wieder vernichtet, kurz man schien es darauf abgesehen zu haben, einen förmlichen Krieg gegen den Marquis zu führen.

André aber hatte ihm ganz besonders die bitterste Rache geschworen und eines Abends als der Schloßherr von der Baustelle ganz allein durch das Gebüsch ging, trat ihm plötzlich der gemißhandelte Bursche in einer Aufregung entgegen, die nichts Gutes weissagte. Der

Marquis stutzte Anfangs, wollte aber an ihm vorüber gehen, als ob er ihn gar nicht bemerkt hätte; doch ehe er noch zwei Schritte gethan, fühlte er sich von einem starken Arme ergriffen und festgehalten. Zugleich drang ihm ein donnerndes Halt! in die Ohren, worauf André ihm zurief: „Sie werden keinen Schritt weiter gehen, Herr Marquis, als bis Sie mir Genugthuung gegeben haben."

„Genugthuung?" entgegnete dieser. „Ich glaube Du bist toll, Mensch! Ich wüßte nichts auf der Welt, wofür ich Deinesgleichen Genugthuung zu geben hätte. Laß mich los, auf der Stelle!"

„Sie werden mir Genugthuung geben, Herr;" fuhr André fort, indem er ihn unsanft hin und her schüttelte. „Sie haben mich entehrt durch die niederträchtige Mißhandlung, die Sie über mich verhängten und dafür fordere ich Sie zum Zweikampfe. Hören Sie wohl! Sie sollen und müssen sich mit mir schlagen und zwar gleich auf der Stelle; die Waffen habe ich zur Hand."

Der Marquis aber schlug ein höhnisches Gelächter auf und entgegnete: „Ich soll mich duelliren mit einem meiner Bauern? Das ist doch in der That eine so lächerliche Zumuthung, die gar keine Antwort verdient. Laß mich los Bube, oder es könnte Dir übel ergehen?"

„Uebel ergehen?" rief André wüthend. „Bedenken Sie nicht, daß Sie sich in meiner Gewalt befinden, daß wir uns hier gegenüberstehen Mensch gegen Mensch; gleichviel, ob Bauer oder Edelmann und daß wir hier kämpfen müssen auf Leben und Tod. Noch einmal und

zum letzten Male frage ich Sie: wollen Sie sich mit mir schießen?“ Er zog bei diesen Worten ein paar Pistolen, die er unter seiner Jacke verborgen gehalten hatte, hervor und zerrte ihn mit weit überlegener Kraft tiefer in's Gebüsch hinein, bis zu einer Stelle, wo sich eine kleine Lichtung befand.

Der Marquis war keineswegs feige, und obgleich er schon im vorgerückten Alter stand, würde er auch dem gefährlichsten Zweikampfe nicht ausgewichen sein, wenn ihm ein ebenbürtiger Gegner gegenüber gestanden hätte. Um keinen Preis der Welt aber würde er sich herabgelassen haben, einem seiner Bauern für irgend eine schwere Beleidigung eine ritterliche Genugthuung zu geben; deshalb fühlte er sich auch endlich durch den Antrag des jungen Burschen ganz empört und antwortete ihm endlich zornig: „In's Tollhaus will ich Dich stecken lassen, verrückter Bube! Nein, sage ich Dir und tausendmal Nein! Laß mich los, oder —“

Doch er konnte seine Rede nicht vollenden, denn der junge starke Bursche, der ihn immer noch an der Schulter gepackt hielt, schleuderte ihn jetzt zu Boden, und indem er ihm zuschrie: „Du willst nicht? Dann will ich Dich beschimpfen, wie Du mich beschimpft hast und Dir Deine Prügelsuppe zurückgeben mit Zinsen.“ Dabei zog er einen tüchtigen Haselstock aus dem Busche hervor und indem er den Marquis mit der Linken kräftig niederhielt, schlug er mit Aufbietung aller seiner Kräfte auf ihn los.

Der Geschlagene krümmte sich am Boden, ohne sich jedoch von der eisernen Faust, die ihn niedergedrückt

hielt, losreißen zu können; er stöhnte unter den furchtbarsten Schmerzen, und stieß von Zeit zu Zeit einen Hülferuf aus. Die Schläge des Wüthenden fielen immer gewichtiger auf ihn nieder und er würde wahrscheinlich seinen Geist unter der entsetzlichen Züchtigung aufgegeben haben, hätte sich nicht plötzlich das Gebüsch getheilt, und eine gebieterische Stimme: „Halt ein!“ gerufen.

Es war Hermann, der eben auf dem Heimwege begriffen, den Hülferuf des Marquis gehört hatte und Böses ahnend dem Schalle nachgegangen war. Der erste Blick, als er die Lichtung erreicht hatte, zeigte ihm was vorging und mit aller Kraft warf er sich dem Rasenden entgegen und hielt ihn zurück, den Schloßherrn, den der Schmerz schon beinahe ohnmächtig gemacht hatte, vollends ganz zu tödten.

Sei es nun, daß André seine Rache bereits genügend gekühlt hatte, oder daß er sich gegen Hermann nicht zur Wehre setzen wollte, welcher bei allen Bauern die größte Achtung genoß; kurz, er ließ sich Einhalt gebieten und indem er ausrief: „Weil er mir einen ehrlichen Zweikampf verweigerte, habe ich ihn mit gleicher Münze bezahlt und ich denke er wird genug haben!“ entfernte er sich.

Es dauerte mehrere Minuten lang, ehe der gemißhandelte Edelmann so viel Kraft wieder gewann, um sich aufzurichten und von Hermann unterstützt nach seinem Schlosse zu wanken. Dort sprach er seinem Befreier, in wärmeren Ausdrücken als er jemals gegen ihn gebraucht hatte, seinen Dank aus, ließ sich aber

auch zugleich feierlich von ihm versprechen, die Beschimpfung die er erlitten, Jedermann und vor Allem seiner Familie zu verschweigen. Auch ließ er keinen Arzt rufen, obgleich er sich sehr unwohl befand, sondern nahm die Dienste Hermanns an, der ihm versprach die Nacht bei ihm wachen zu wollen, und der aus der kleinen Hausapotheke einige beruhigende und schmerzstillende Mittel für ihn bereitete. Natürlich brachte der Kranke eine sehr unruhige Nacht zu und die sorgfältige Pflege, die ihm der Architekt angedeihen ließ, steigerte das Wohlwollen, welches er für den jungen Mann schon hegte, noch bedeutend.

Die Familie befand sich in großer Besorgniß; denn sie hatte von dem alten Kammerdiener Bernard gehört, sein Herr sei anscheinend sehr krank und hinfällig nach Hause gekommen, habe seine Dienste abgelehnt und ihm verboten seine Gattin oder Tochter zu ihm zu lassen. Edmond war abwesend vom Schlosse und befand sich bei seinem Oheim dem Baron de Surville. Indessen suchte Pauline ihre Mutter dadurch zu beruhigen, daß ihr Vater den jungen Architekten bei sich behalten habe, demungeachtet aber fühlte jene sich gekränkt, weil ihr Gatte die Pflege eines Fremden der ihrigen vorgezogen hatte. Am andern Tage aber hatte sich das Befinden des Marquis so sehr verschlimmert, daß er kaum noch bei Besinnung war und Hermann hielt sich selbst gegen seinen Willen verpflichtet einen Arzt herbeirufen zu lassen. Doch suchte er die Familie so viel als möglich zu beruhigen und da er die schwere Beschimpfung, die dem Haupte derselben widerfahren

war, seinem Versprechen gemäß, nicht mitzutheilen wagte, so griff er zu einer Nothlüge und berichtete: der Marquis habe auf der Baustelle einen unglücklichen Fall gethan.

Der herbeigerufene Arzt aber entdeckte bei der ersten Untersuchung des Patienten sogleich die eigentliche Ursache seiner Leiden und forderte von Hermann, unter vier Augen, nähere Aufklärung. Dieser sah sich denn auch jetzt genöthigt, ihm den wahren Hergang mitzutheilen, worauf ihm der Arzt erklärte, er brauche sich gar keine Mühe mehr zu geben die Sache zu verheimlichen; denn der Vorfall sei bereits im ganzen Dorfe bekannt, da André Tireur sich dem Gerichte freiwillig gestellt und offen bekannt, daß er den Schloßherrn überfallen und gezüchtigt habe, nachdem er ihm jede Genugthuung für die Mißhandlung, die er ihm zugefügt, verweigert. Man habe ihn gegen eine Caution, die sein Vater geleistet, freigelassen, und er solle nun in einigen Tagen vor die Assisen gestellt werden; doch hoffe man allgemein, daß er freigesprochen werden würde.

Es herrschte von diesem Augenblicke an eine sehr traurige und gedrückte Stimmung auf dem Schlosse, und obgleich der Arzt versicherte, daß für seinen Patienten noch keine Todesgefahr vorhanden sei, so verhehlte er doch nicht, daß sich eine schwere Krankheit ausbilden könne, über deren Ausgang sich freilich mit Gewißheit noch nichts sagen lasse.

Auch Edmond war die wahre Ursache der Krankheit seines Vaters nicht verborgen geblieben und er fühlte die Beschimpfung, die ihm zugefügt worden war,

tief und schmerzlich, obgleich er sich nicht zu leugnen vermochte, daß derselbe sie durch seine gewaltsamen Maßregeln gegen die sonst so friedlich gesinnten Bauern selbst verschuldet hatte.

Aber es war auch noch ein anderer Grund vorhanden, der den jungen Marquis in die größte Mißstimmung versetzte. Er war mit seinem Vater gänzlich zerfallen und hatte fast keine Hoffnung mehr, daß er ihm seine Einwilligung zu einer Verbindung mit Hortense ertheilen würde. Der Baron de Surville hatte aber sehr bestimmt erklärt, daß er ein vielleicht in's geheim geschlossenes Bündniß gegen den Willen seines Schwagers nie zugeben würde und seine Adoptivtochter hatte sich diesem Ausspruche gehorsam gefügt und wollte deshalb auch dem Geliebten nur ein rein schwesterliches Verhältniß gestatten. Der glühenden Leidenschaft des jungen Mannes schien dies aber nicht zu genügen und er glaubte einen Mangel an Liebe darin zu entdecken, der ihn tief verletzte. Dazu kam noch das Erwachen einer Eifersucht, die, so unbegründet sie auch sein mochte, ihm die bittersten Qualen bereitete. Der Jägerobrist de Frenac, ein offener, durchaus redlicher Mann, der nicht mit der Gewaltherrschaft der gegenwärtigen Regierung übereinstimmte, fühlte sich unheimlich berührt von der düstern Stimmung, die im Schlosse herrschte und hatte daher Freundschaft geschlossen mit dem Baron de Surville, auf dessen Landhause er fast täglich einige recht vergnügte Stunden in interessanter Unterhaltung mit seinem Kriegskameraden zubrachte; denn auch er hatte früher in Algier gedient. Aber er hatte auch sei-

nen Capitain, Hector de Plessis bei dem Baron eingeführt und während die beiden ältern Offiziere ihre Kriegsthaten gegen einander austauschten, suchte Jener, so oft Edmond gerade nicht zugegen war, Hortense in so angenehmer Weise zu unterhalten, daß ihm diese gern ihr Ohr lieh. Er war nicht ohne Geist, besaß eine vielseitige Bildung und in seinem Benehmen ließ er jene ritterliche Artigkeit vorwalten, welche Damen stets gefällt. Daher kam es denn auch, daß das junge Mädchen seine Annäherung nicht allein duldete, sondern sogar zu begünstigen schien, obgleich sie ihn auch nicht im Entferntesten zu weiteren Huldigungen aufmunterte. Traf es sich nun, daß Edmond und Hector sich zu gleicher Zeit auf dem Landhause befanden, so erzeigte sie dem Letzteren fast dieselbe Aufmerksamkeit, als dem Ersteren; da ihr dieser unter den gegenwärtigen Verhältnissen doch auch nicht mehr als Freund und Bruder sein durfte. Edmond aber faßte ihr Benehmen nicht aus diesem Gesichtspunkte auf, sondern ließ sich durch Eifersucht verblenden, eine erwachende Liebe für den jungen Offizier darin zu erblicken und bald betrachtete er Hector nur noch als seinen Nebenbuhler, und so offen und edelsinnig er auch sonst zu denken und zu handeln pflegte, warf er doch insgeheim einen Haß auf ihn.

Die Krankheit des Marquis verzögerte sich; denn sie war in ein Nervenfieber übergegangen, welches um so gefährlicher auftrat, da der Gemüthszustand des Kranken ein höchst peinlicher war, und bei jedem Gedanken an die erlittene Mißhandlung immer wieder auf's Neue eine heftige Empörung bei ihm ausbrach.

Da er aber in der That sich sehr schwach fühlte, so hatte er endlich eingewilligt, daß seine Gattin und Tochter ihn verpflegen durften, was auch mit der größten Hingebung und Sorgfalt geschah. Ja, er duldete es sogar, daß sein Sohn ihn besuchen, Stunden lang an seinem Bette sitzen und ihm vorlesen, oder auf andere Weise unterhalten durfte. Ueberhaupt zeigte er sich zutraulicher und gütiger gegen seine Familie, als jemals in seinen gesunden Tagen. Weit mehr jedoch äußerte er noch immer sein Wohlwollen gegen Hermann, der sein ganzes Herz erobert zu haben schien. Dieser theilte seine ganze Zeit auch redlich zwischen seinen Krankenbesuchen und der Beaufsichtigung seines Baues, der aber nur sehr langsam von Statten ging, da die wenigen Arbeiter, die ihm noch geblieben, das Werk nicht rasch zu fördern im Stande waren. Auch mußte er bemerken, daß der Marquis fast gar kein Interesse mehr für die Ausführung des Planes äußerte, den er doch Anfangs so eifrig und hartnäckig verfolgt hatte.

Deshalb fühlte er sich auch kaum überrascht, als eines Abends, da er sich allein mit dem Patienten befand, dieser zu ihm sprach: „Es scheint ein Unstern zu walten über unserm Baue. Ich bin nicht abergläubig, aber ich habe auch die Erfahrung gemacht im Leben, daß es uns selten etwas hilft, wenn wir dem Schicksale trotzen wollen. Dazu kommt noch, daß es sehr unentschieden ist, ob meine Krankheit zur Genesung, oder zum Tode führt, und sollte ich meine Augen schließen müssen für immer, so würde der Bau meinen Hinterbliebenen doch keine Freude machen. Also habe

ich mich auch fest entschlossen den Plan aufzugeben. Noch ist wenig darauf verwendet worden und den Verlust, den ich dabei erleide, kann ich verschmerzen."

Obgleich nun dieser Entschluß keineswegs mit Hermanns Wünschen übereinstimmte, da er glaubte das Aufgeben des Baues würde auch seine Verabschiedung vom Schlosse zur Folge haben, stimmte er doch sogleich bei; denn er wollte auch selbst den Schein vermeiden, als ob er um seines eignen Vortheils willen die Fortsetzung des Werkes wünsche.

Der Marquis blickte ihn lange forschend an und fuhr dann fort: „Aber ich möchte Sie doch nicht gern von mir lassen, und gebe ich auch das Jagdschloß auf, so wird sich doch eine andere Arbeit für Sie finden, die Ihrer würdig ist. Mir ist eingefallen, daß meine Gattin, einst vor Jahren, als wir einen Sommermonat hier auf dem Lande zubrachten, an einer Stelle des Parks, die eine reizende Aussicht auf den Fluß bietet, einen hübschen Pavillon wünschte. Da wir jedoch fast immer in der Residenz lebten, hielt ich einen solchen Bau für überflüssig. Aber jetzt, wo wir vielleicht nie wieder nach Paris zurückkehren werden, fühle ich mich sehr geneigt, den Wunsch meiner Gattin zu erfüllen. Lassen Sie sich morgen früh den Platz von ihr zeigen, nehmen Sie ungesäumt Ihre Vermessungen vor und liefern Sie mir dann sobald als möglich eine Zeichnung, ganz nach Ihrem Geschmacke. Ich denke, wenn wir auch etwas recht Elegantes hinstellen, so wird doch ein solcher Pavillon kaum den zehnten Theil kosten, von

der Summe, die ein Jagdschloß verschlungen hätte und wird uns sicher größeren Nutzen stiften."

Hermann ging mit wahrer Begeisterung auch in diese neue Idee ein und war hoch erfreut, daß ihm dadurch die Aussicht gewährt wurde, seinen Aufenthalt auf dem Schlosse verlängern zu dürfen. Noch mehr erfreut aber war die Marquise, als er ihr den Plan ihres Gatten mittheilte, denn sie war innig gerührt, daß dieser sich eines Lieblingswunsches, den sie vor Jahren geäußert, erinnert hatte, und zugleich den Bau des Jagdschlosses, der ihr so schwere Sorgen und so bange Befürchtungen verursacht, aufzugeben Willens war. Sie zeigte Hermann auch am nächsten Morgen sogleich den Platz im Parke, der ihn auch außerordentlich passend fand und sogleich seine Vorarbeiten begann.

Schon am zweiten Tage nach seiner Unterredung mit dem Marquis legte er diesem Plan und Zeichnung vor, die sowohl dessen Billigung, als auch den lebhaftesten Beifall seiner Gattin fanden.

Es war eine eigenthümliche Erscheinung, daß von dem Augenblicke an, wo der Marquis dem Baue des Jagdschlosses entsagt und eine liebreichere Hinneigung zu seiner Familie erwachte, als er ihr jemals bezeigt hatte, nicht allein eine Umwandlung in seinem Gemüthsleben vorging, sondern auch seine körperlichen Leiden zu weichen begannen. Es hatte sich eine Krisis eingestellt, die mit Hülfe des geschickten Arztes so geleitet wurde, daß sie entschieden zur Besserung führte, und nach wenigen Tagen war die Krankheit schon so weit besiegt, daß eine vollkommene Genesung als gewiß angenommen

werden durfte. Endlich konnte er sein Schmerzenslager verlassen und es war rührend, wie die Seinigen mit einander wetteiferten, ihm Beweise ihrer Liebe zu bieten, obgleich sie von ihm selbst niemals wahre Liebe empfangen hatten. Wenn er sich nun auch nicht laut darüber äußerte, so schien er es doch im Stillen anzuerkennen und sprach es durch ein sanfteres, freundlicheres Benehmen gegen die Seinigen aus. Selbst Edmond, der trotz des Zwiespaltes, welcher zwischen ihnen schon seit Jahren geherrscht hatte, doch seine Sohnespflichten treu gegen ihn erfüllte, sah' sich jetzt mit einem gewissen Wohlwollen behandelt, welches ihn veranlaßte seine Aufmerksamkeiten gegenden Genesenden nur noch zu verdoppeln. Er brachte jetzt fast den ganzen Tag bei ihm zu und wurde gewöhnlich nur am Abende von Hermann abgelöst, wenn dessen Feierabendstunde geschlagen hatte, wo sich dann der Marquis gern mit dem jungen Architekten über den Fortschritt des Pavillonbaues, der sehr eifrig in Angriff genommen worden war, unterhielt. Dann war es aber gewöhnlich schon zu spät noch einen Besuch in dem Landhause seines Oheims abzustatten und so erlitt er denn nicht allein die Qualen der Sehnsucht nach seiner Geliebten, sondern auch die Folter der Eifersucht, wenn er sich dachte, daß der Capitain de Plessis sein Außenbleiben zu nur noch häufigeren Besuchen bei Hortense benutzen würde.

Als nun aber der Marquis vollkommen wieder genesen war, zeigte sich die Umwandlung seines Charakters noch deutlicher und schien sich sogar bis auf seine politischen Meinungen zu erstrecken. Die unbesiegbare

Hartnäckigkeit, mit welcher er bisher für die vertriebene Bourbonen=Familie geschwärmt und nur ihre Rechte auf den französischen Thron ganz allein anerkannte, hatte eine Milderung erfahren. Er hielt zwar noch immer fest an seiner Behauptung, daß der Sohn der Herzogin von Berri, der einzige legitime Erbe der Krone Frankreichs sei und daß jeder loyale Franzose dahin streben müsse, ihn unter dem Namen Heinrich V. auf den Thron seiner Väter zurückzuführen. Aber er gab doch jetzt zu, daß das Volk auch seine Rechte habe und daß die Zeit eine liberale Regierung erfordere, welche der Bevölkerung Gelegenheit gebe, sich an der Gesetzgebung und an der Verwaltung zu betheiligen. Sein Sohn war ganz verwundert über diese Zugeständnisse, die er sonst mit dem größten Eifer bekämpft hatte und erstaunte noch mehr, als er ihn mehrmals bemerken hörte: er habe sich jetzt überzeugt, daß eine radicale Umänderung der gegenwärtigen Verhältnisse doch niemals ohne Beihülfe der Volksmassen zu erreichen sein werde, und daß er deshalb auch gar nicht abgeneigt sei einer Verbindung der Legitimisten und der Republikaner das Wort zu reden, um nur vor Allem das Kaiserreich wieder zu stürzen. Doch verhehlte er es dabei keineswegs, daß er nur die Hoffnung darauf gründete, die Republik würde sich, wie dies schon früher geschehen, durch innere Zwiste gar bald überleben und einer Monarchie der Bourbonen Platz machen. Es schien ihn deshalb jetzt auch zu gereuen, daß er sich mit den Landleuten verfeindet, und sich in der ganzen Umgegend unter den niedern Classen verhaßt gemacht hatte, doch glaubte er, daß es

seine Ehre nicht gestatte, zu einer Aussöhnung zuerst die Hand zu bieten, weshalb er auch seinem Sohne zu verstehen gab, daß er es gern sehen würde, wenn er eine Vermittelung, die ihn nicht compromittire, übernehmen wolle. Edmond war auch gern bereit dazu, fand aber keinen fruchtbaren Boden für sein Unternehmen, denn die Bauern waren selbst gegen ihn mißtrauisch geworden, da er sich nach der Mißhandlung, die Einer aus ihrer Mitte an seinem Vater verübt, von ihnen zurückgezogen hatte. Man zeigte ihm überall Zurückhaltung und Unglauben an die versöhnlichen Gesinnungen seines Vaters und selbst die Mitglieder des geheimen Bundes der Marianne zeigten sich weit kälter und verschlossener gegen ihn, als sonst.

Als nun die Assisen eröffnet wurden, verweigerte der Marquis es entschieden, als Ankläger gegen André Tireur vor den Schranken zu erscheinen und derselbe wurde nach einer kurzen Verhandlung freigesprochen. Der noch immer stolze Edelmann, der sich schon dadurch, daß die fatale Angelegenheit in öffentlicher Gerichtssitzung verhandelt wurde, sehr unangenehm berührt fühlte, verließ während der Zeit, in welcher die Assisen tagten, sein Schloß, und stattete einigen, theils in der Nähe, theils entfernter wohnenden alten Edelleuten, die sich gleich ihm zu der Partei der Legitimisten hielten und Paris verlassen hatten, um die Huldigungen die man dem neuen Kaiserreiche brachte, nicht mit ansehen zu müssen, seinen Besuch ab. Da man ihn kannte, als einen eifrigen Verfechter des Bourbonenthumes, so fand er überall die freundlichste Aufnahme; ja man vertraute

ihm sogar das Geheimniß an, daß seit Errichtung des Kaiserthumes unter den Legitimisten sich ein geheimer Bund gebildet habe, dessen Mitglieder sich die „Heinrichsritter“ nannten. Die Tendenz dieses Bundes stimmte gänzlich mit seinen Ansichten überein; denn sie bestand darin einen Aufstand der Volksmassen, selbst für einen republikanischen Zweck zu begünstigen und zu unterstützen, um nach Vernichtung des Kaiserreiches neue Pläne zu einer Wiederherstellung der alten Monarchie verfolgen zu können. Kurz es lag der geheimen Verschwörung eigentlich nur die Absicht zu Grunde, sich vom Volke die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, um sie dann mit Gemüthlichkeit verzehren zu können.

Mit wahrer Begeisterung schloß sich aber der Marquis den Verbündeten an, und als er ungefähr nach Verlauf einer Woche wieder nach seinem Schlosse zurückkehrte, waren alle seine Gedanken noch so lebhaft mit den neuen politischen Aussichten, die sich ihm eröffnet hatten, beschäftigt, daß er die Nachricht fast mit Gleichgültigkeit aufnahm: der junge Bauer André Tireur sei in seiner Abwesenheit vom Geschwornengerichte, wegen der Mißhandlung, die er ihm zugefügt, vollkommen freigesprochen worden. Ja, es sollte noch ein Ereigniß dazwischen treten, welches alle seine Gedanken und Gefühle so sehr in Anspruch nahm, daß er der demüthigenden Angelegenheit kaum noch gedachte.

Edmond hatte die Abwesenheit seines Vaters benutzt und jetzt um so häufiger, die, während dessen Krankheit ausgesetzten Besuche im Landhause seines Oheims wiederholt. Aber so oft er auch dorthin kam,

fand er jetzt den Capitain de Plessis als täglichen Gast des Hauses und die Eifersucht hatte ihn so verblendet, daß er jetzt ein vertraulicheres Verhältniß zwischen dem jungen Offiziere und Hortense zu bemerken glaubte. Es mochte in der That nur Täuschung sein, aber er fühlte sich doch so verletzt und aufgeregt dadurch, daß er ein kaltes Benehmen gegen die Geliebte annahm und ihr seine Eifersucht auch auf andere Weise deutlich zu erkennen gab. Natürlich fühlte auch sie sich nun durch das Mißtrauen, welches in seinem Benehmen lag, tief verwundet und zog sich immer mehr von ihm zurück, wodurch sein Verdacht nur noch bestärkt wurde.

Eines Abends, als er mit dem Capitain nach dem Schlosse zurückritt, war seine Aufregung auf das Höchste gestiegen, und ehe sie das Ziel noch erreicht hatten, brach ein heftiger Streit zwischen Beiden aus, den Edmond durch eine beleidigende Bemerkung veranlaßt hatte. Es fielen Worte, die nach den Gesetzen der Ehre eine blutige Genugthuung forderten, und kaum war der junge Marquis in seinem Zimmer angekommen, als ihm ein Lieutenant der Jäger die Ausforderung seines Rivalen überbrachte. Edmond nahm sie sogleich an und bezeichnete den Architekten Hermann Roller als seinen Secundanten, mit dem die üblichen Verabredungen getroffen werden sollten. Hermann nahm jedoch die Mittheilungen, die er ihm ungesäumt über die Affaire machte, mit offener Mißbilligung auf; denn obgleich er wahren Löwenmuth besaß, war er doch ein abgesagter Feind des Zweikampfes, den er für thöricht und barbarisch erklärte, weil er nie eine Garantie biete, daß

das Recht auch wirklich den Sieg gewinne. Er bot deshalb auch seine ganze Ueberredungskunst auf, seinen Freund versöhnlich zu stimmen und ihn zu bewegen, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, eine gütliche Ausgleichung herbeiführen zu dürfen. Doch alle seine Bemühungen waren vergebens; denn Edmond blieb beharrlich bei seinem Entschlusse sich mit dem Capitain zu schlagen, und drohete sich einen andern Secundanten zu wählen, wenn er ihm seinen Beistand versagen wolle.

Dadurch sah sich Hermann leider gezwungen, von allen versöhnlichen Schritten abzustehen und traf mit schwerem Herzen die nöthigen Verabredungen. Das Rendezvous wurde für den nächsten Morgen festgesetzt, als Kampfeswaffe wurden Pistolen gewählt und drei Gänge bestimmt.

Ein sehr trüber Tag war eben angebrochen, als sich Beide, mit einem Kästchen, welches die Pistolen enthielt, nach einer abgelegenen Stelle des Parks begaben, wo sie hoffen durften um diese frühe Stunde ganz ungestört zu sein. Wenige Minuten später, nachdem sie den bestimmten Platz erreicht hatten, erschien auch der junge Capitain, mit seinem Secundanten. Auf die Gefahr hin seinen Freund zu erzürnen, versuchte Hermann noch einmal eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, indem er sich jetzt geradezu an Edmonds Gegner wendete, und ihn freundlich aufforderte zuerst die Hand zu einer Beilegung des Streites zu bieten, ehe er in einen blutigen Kampf ausartete.

Der Herr von de Plessis aber zog ihn bei Seite, und indem er ihn mit einem scharfen Blicke vom Kopfe

bis zu den Füßen musterte, sprach er leise zu ihm: „Sie wissen, daß ich der beleidigte Theil bin, und ich würde deshalb den Verdacht der Feigheit auf mich laden, wollte ich zuerst die Hand zur Versöhnung bieten. An Ihrem Freunde ist es, die Beleidigung, die er mir zugefügt und durch welche er den ganzen Zwist hervorrief, zurückzunehmen und dabei einzugestehen, daß es ihm leid thut. Will er dies nicht thun, so sehe ich keinen andern Ausweg unsern Streit auszugleichen, als durch die Waffen."

Hermann aber gab noch immer nicht alle Hoffnung auf, sondern erinnerte ihn an die Gastfreundschaft und freundliche Aufmerksamkeit, die er auf dem Schlosse des Marquis gefunden, schien aber gerade dadurch den jungen Offizier nur um so mehr aufzureizen; denn dieser entgegnete ihm, wieder einen scharfen Blick auf ihn werfend: „Es ziemt Ihnen gerade am wenigsten mich an die Pflichten, welche mir die Gastfreundschaft auferlegt, zu mahnen; denn ich sollte meinen, daß ich sie gerade gegen Sie in vollem Maße erfüllt habe. Halten Sie mich nicht für blind, meine Augen sind hell genug und haben Sie längst erkannt. Sie waren Einer der Gefangenen, die ich in der alten, verfallenen Kapelle in der Vorstadt St. Martin machte, nachdem die Barricaden zerstört und die Revolution beendet war. Sie wurden verurtheilt zur Deportation, wußten sich aber mit einigen Ihrer Gefährten der Vollziehung des Urtheilsspruches zu entziehen. Ich bin so überzeugt, daß ich nicht irre, daß ich Sie jeden Augenblick hier hätte auf's Neue verhaften lassen können; doch ich bemerkte,

daß Sie sich des Wohlwollens des alten Marquis und der Freundschaft seines Sohnes, ja, der Gunst aller Familienglieder erfreuten, und deshalb glaubte ich auch die Gastfreundschaft, die ich hier genoß, dadurch ehren zu müssen, daß ich die Entdeckung die ich gemacht, tief in meinen Busen verschloß, und Ihnen Ihre unbeschränkte Freiheit ließ. Ich könnte mich selbst jetzt noch weigern, Ihnen als verurtheilten Flüchtling das Recht zuzuerkennen, bei dieser Ehrensache als Secundant zu erscheinen, doch will ich auch hier die Pflicht der Gastfreundschaft walten lassen und will thun, als ob ich Sie nicht erkannt hätte. Jetzt lassen Sie uns aber endlich zur Sache schreiten."

Hermann wußte jetzt nichts mehr vorzubringen, denn er hatte noch nicht geahnet, daß Jener ihn wieder erkannt habe, und er befand sich deshalb in einer gewissen Verlegenheit. Er wollte nicht leugnen, daß er sich wirklich schon einmal als Gefangener in den Händen des Offiziers befunden und wußte nicht, wie er ihm seinen Dank für die Rücksicht, die er ihm erzeigt hatte, ausdrücken sollte. Ueberzeugt, daß jetzt jede Hoffnung auf eine friedliche Vermittelung entschwunden sei, traf er, mit dem Secundanten des Gegners, die nöthigen Vorbereitungen und der Zweikampf begann.

Die ersten beiden Kugeln, welche die Duellanten mit einander wechselten, blieben erfolglos.

Im zweiten Gange streifte Edmonds Kugel die Epaulette des Kapitains, jedoch ohne ihm nur die geringste Verwundung beizubringen.

Hermann begann schon zu hoffen, daß der ganze

Zweikampf, ohne bedeutende Verletzung der Streitenden vorüber gehen werde; aber er sollte sich leider bald getäuscht sehen. Beim dritten Gange, wo der Verabredung gemäß, auf Commandowort Beide zugleich schossen, sprang Edmond hoch auf, drehte sich im Kreise und stürzte dann zur Erde nieder. Die Kugel seines Nebenbuhlers hatte seine Brust durchbohrt, dieser selbst aber war ganz unverletzt geblieben.

Edmonds Verwundung schien sehr gefährlich und er mußte mit der größten Vorsicht in's Schloß geschafft werden, wo sich glücklicherweise gerade zufällig der Arzt eingefunden hatte, um sich zu erkundigen, ob der Marquis wieder zurückgekehrt sei? Hermann übernahm die traurige Pflicht Mutter und Schwester seines Freundes von dem Vorfalle in Kenntniß zu setzen, und so sehr auch Beide dadurch erschüttert wurden, boten sie doch ihre ganze Charakterfestigkeit auf, um sich nicht niederbeugen zu lassen; denn sie sahen wohl ein, daß sie jetzt des Muthes bedurften, in dieser neuen, harten Prüfung.

Nach mehreren, vergeblichen Bemühungen gelang es dem Arzte endlich die Kugel aus der Wunde zu ziehen, worauf Edmond eine merkliche Erleichterung spürte und seine Besinnung zurückkehrte. Eine nähere Untersuchung belehrte den Arzt, daß die Kugel einen weniger gefährlichen Lauf genommen, als er Anfangs vermuthete, weshalb er auch die Hoffnung aussprach, unter gewissen Umständen den Verwundeten zu retten.

Dieser Ausspruch trug viel dazu bei, daß Mutter und Tochter, nachdem der erste Schrecken überwunden

war, auch ihre Fassung vollkommen wieder erlangten, und alle Anstalten trafen sich in die Pflege zu theilen.

Die Marquise erwartete an demselben Tage ihren Gatten zurück, und bestand darauf ihm selbst zuerst das Unheil mittheilen zu wollen. Auch schrieb sie sogleich einige Zeilen an ihren Bruder, den Baron de Surville, und unterrichtete ihn von dem traurigen Ereignisse, ohne ihm jedoch die Ursache des Duells, die sie selbst noch nicht genau kannte, mitzutheilen. Der Baron aber, dem die glühende Eifersucht Edmonds nicht unbemerkt geblieben, errieth den wahren Grund, und als er Hortense, nach einer vorsichtigen Vorbereitung das Geschehene mittheilte, brach diese in die bittersten Vorwürfe gegen sich selbst aus und klagte sich an, das Unheil verschuldet zu haben. In jedem ihrer Worte sprach sich aber ihre Liebe zu Edmond so rein und rückhaltslos aus, daß ihr Adoptivvater dadurch beruhigt wurde, denn er hatte bereits den Verdacht gehegt, daß der junge Offizier wirklich einen Zwiespalt in ihrem Herzen entzündet habe. Er erfüllte deshalb auch gern ihre dringende Bitte, mit ihr nach dem Schlosse zu eilen, damit sie in der Nähe des Unglücklichen weilen und die Seinigen in der Verpflegung des Verwundeten unterstützen könne.

Sie waren kaum eingetroffen, als auch der Marquis von seiner Rundreise, die er dem Besuche befreundeter Edelleute in der Umgegend gewidmet, zurückkehrte.

Als ihn seine Gattin von den unheilvollen Folgen des Duells in Kenntniß setzte, schien er weit tiefer ergriffen zu werden, als sie erwartet hatte, und ohne nach der Ursache des Zweikampfes zu fragen, forschte er nur,

mit wahrhaft väterlicher Besorgniß, nach dem Befinden seines Sohnes und nach dem Ausspruche des Arztes. Ohne sich erst umzukleiden, begab er sich sogleich in das Krankenzimmer, und Edmond fühlte sich so erfreut durch seinen Besuch und so gerührt durch die liebreichen Worte, die er zu ihm sprach, daß er seine Hand ergriff und sie an seine Lippen zog, um seinen Dank auszudrücken, da das ärztliche Verbot ihm nicht zu sprechen erlaubte. Hortense aber wurde noch nicht zu ihm gelassen, da man dadurch eine Aufregung in ihm hervorzurufen fürchtete, die in seinem Zustande höchst gefährlich wirken konnte.

Der Obrist de Frenac hatte die Nachricht von dem Zweikampfe mit großem Mißfallen aufgenommen. Er ließ den Capitain zu sich kommen, und nachdem ihm dieser den ganzen Vorfall der Wahrheit gemäß mitgetheilt, ertheilte er ihm einen ernstlichen Verweis, obgleich er wohl einsah, daß der junge Offizier, nach den Gesetzen der Ehre, einem Duelle nicht hatte ausweichen können. Da ihm aber unter den obwaltenden Umständen eine Entfernung des Capitains vom Schlosse unumgänglich nothwendig erschien, so zeigte er ihm an, daß er noch heute seinen Platz mit einem Kameraden in Rouen wechseln und auf der Stelle dorthin abgehen müsse.

Jener mußte dieser Anordnung Gehorsam leisten und ehe Hortense noch auf dem Schlosse eintraf, befand er sich schon auf dem Wege nach Rouen.

X

In dem Hause des Fabrikanten Maquet hatte indessen Alles wieder einen geregelten Gang angenommen, und alle Familienglieder wetteiferten mit einander dem würdigen Greise den Abend seines Lebens durch unablässige Beweise der Hochachtung und Liebe zu erheitern. Aber wenn auch die beiden Enkelinnen, die nun durch Priestersegen bereits den längstersehnten Bund mit den Geliebten geschlossen hatten und jetzt als glückliche Hausfrauen walteten, dem lieben Großvater jeden Wunsch an seinen Augen abzusehen suchten, so sahen sie sich hierin doch nicht selten übertroffen von Helenen. Sie schien es sich zur Aufgabe ihres Lebens gemacht zu haben, dem Greise eine so ehrerbietige, liebevolle Aufmerksamkeit zu widmen, wie sie dieselbe noch gegen keinen Menschen gezeigt hatte.

Mit einer unermüdlichen Wachsamkeit war sie früh und spät bemüht, die zärtlichste Fürsorge für den alten Mann an den Tag zu legen, so daß dieser gar bald sich in der wohlwollendsten Weise zu ihr hingezogen fühlte. Dabei that sie Alles mit einer scheinbar so natürlichen Herzlichkeit, und vermied allen Anschein, als ob sie sich irgendwie vordrängen wollte, daß sie auch nicht die geringste Eifersucht der beiden Enkelinnen erregte, die sie nach und nach recht lieb gewannen, und sich oft im Stillen eingestanden, daß sie sich sehr in ihrem Charakter getäuscht hätten.

Aber auch ihr Gatte Medard vermochte eine geheime Verwunderung über ihre gänzliche Umwandlung

nicht zu verbergen, und obgleich er durch die Aufmerksamkeit und Sorge, die sie dem alten Maquet widmete, sich selbst beeinträchtigt sah, da sie nur wenig in seiner Nähe weilte, so freute er sich doch darüber, denn er hielt ihr verändertes Benehmen für den sichersten Beweis, daß die Anfälle des Wahnsinnes, an die er wirklich geglaubt hatte, gänzlich von ihr gewichen wären. Den größten Theil des Tages war er in seine Comptoirgeschäfte vertieft, und wenn er in den Abendstunden, oder Sonntags im Kreise seiner Familie zubrachte, fühlte er sich geschmeichelt, wenn er von allen Seiten das Lob seiner Frau preisen hörte.

Auch benahm sie sich gegen ihn selbst weit liebreicher als sonst, und da sie ihm durchaus keine Ursache mehr gab ihren Wünschen zu widersprechen, so schien sich auch ihre Heftigkeit gänzlich verloren zu haben. Ihre politischen Ansichten selbst, die sonst mit einer wahren Begeisterung nur für das Kaiserthum gestimmt waren, suchte sie nach und nach immer mehr dem republikanischen Glaubensbekenntnisse der Familie unterzuordnen, bis sie endlich erklärte, sie sei ganz bekehrt. Aber auch in Maquets Hause selbst war eine Milderung der politischen Meinungen bemerkbar geworden. Der Chef des Hauses, der während seines ganzen vielbewegten Lebens fast niemals einen blinden Fanatismus hatte in sich aufkommen lassen und gewohnt war Jedermann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, betrachtete jetzt mit unpartheiischeren Blicken das System der neuen Regierung. Er konnte sich deshalb auch eines stillen Beifalls nicht erwehren, so oft er bemerkte, daß der Kaiser Louis

Napoleon, oft mit bedeutenden Kosten, Maßregeln anordnete, welche dazu dienen sollten die materiellen Zustände der Arbeiterclassen zu verbessern, wenn auch diese nicht ganz den erwünschten Erfolg hatten, weil sie noch immer von vielen Seiten mit Mißtrauen aufgenommen wurden. Er glaubte eine solche Anerkennung auch öffentlich aussprechen zu können, ohne seinen republikanischen Grundsätzen untreu zu werden; doch wurden nicht selten solche freimüthige Aeußerungen, besonders von Mitgliedern der Marianne falsch gedeutet und er mußte zu seinem großen Leidwesen bald bemerken, daß der geheime Bund, dem er angehörte, mit Ausnahme weniger vertrauter Freunde, ihn mit Mißtrauen betrachtete, und den Einfluß, den er sonst ausgeübt hatte, zu brechen suchte.

Schon die Begnadigung, die ihm und den Seinigen durch den jetzigen Kaiser selbst zu Theil geworden war, hatte dieses Mißtrauen erweckt; denn es lag darin etwas Räthselhaftes, was man sich nicht zu erklären wußte. Man wollte nun einmal nicht daran glauben, daß die Freisprechung der fünf Verurtheilten ganz bedingungslos geschehen sei, und manche Muthmaßungen wurden ausgesprochen, welche seine politische Treue in Zweifel stellten. Ja, es verbreitete sich sogar das Gerücht, daß er der Regierung habe gewisse Aufschlüsse über die Verbindung der Marianne geben müssen, um seine Freiheit zu erlangen. Alles dies konnte aber dem Greise nicht verborgen bleiben und obgleich er sich gekränkt dadurch fühlte, hielt er es doch unter seiner Würde sich dagegen zu vertheidigen, und seine Gegner sahen sich

dadurch veranlaßt sein Schweigen als Bewußtsein seiner Schuld zu deuten. Theils wegen dieses unangenehmen Zwiespaltes, theils auch, weil er wirklich bei seiner Rückkehr in sein Haus dringende Arbeiten vorgefunden hatte, die ihn fortwährend beschäftigten, zog er sich immer mehr vom Bunde zurück und auch dies wurde wieder zu seinem Nachtheile ausgelegt, indem man ihn der Lauheit und der Abtrünnigkeit beschuldigte.

So vergingen wieder mehrere Monate, bis das freudige Ereigniß eintrat, daß seine Enkelin Marie, die glückliche Gattin Etienne Lamberts, von einem Knaben entbunden wurde. Die Freude des Greises einen Urenkel auf seinen Knieen zu wiegen, war groß, aber doch legte Helene eine noch größere, beinahe ausschweifende Freude an den Tag, und erwarb sich dadurch die wohlwollende Zuneigung der Familie in einem noch höheren Grade. Früh und spät war sie unermüdet um die Verpflegung der Wöchnerin besorgt und wäre ihr ein Engel vom Himmel herabgestiegen, so hätte sie ihm keine innigere Anbetung widmen können, als dem neugebornen Kinde; so daß die Mutter beinahe mit Eifersucht gegen sie erfüllt wurde.

Dabei hatte sich aber auch Helene ungemein schnell in die einfache Lebensweise und patriarchalische Sitte des Hauses, welche Maquet nach seiner Rückkehr wieder einführte, gefunden, und schien ihrem Hange nach Luxus und Vergnügungen gänzlich entsagt zu haben. Auch nahm sie sich der Wirthschaft thätig an und war so häuslich geworden, daß sie wöchentlich, an einem bestimmten Tage nur einmal ausging, um, wie sie vorgab

ihre Wohlthäterin und Pathe, die Gattin des Präsidenten Demoulin zu besuchen. Sie kam dann freilich oft erst spät Abends zurück und wurde bei schlechter Witterung in einer herrschaftlichen Equipage nach Hause gebracht, während ihr bei schönem Wetter, stets ein Livreediener zu ihrem Schutze folgen mußte. Kein Mitglied der Familie, am wenigsten ihr Gatte, mißgönnte ihr diese Erholung und es fiel Niemand ein auch nur im Geringsten daran zu zweifeln, ob sie jene Besuchabende auch wirklich bei der Präsidentin zubrächte.

Eines Abends entschloß sich Medard jedoch sie dort abzuholen, und um ihr einmal ein außerordentliches Vergnügen zu bieten, einer Vorstellung in der großen Oper mit ihr beizuwohnen. Um sie zu überraschen, hatte er ihr vorher nichts davon gesagt; aber zu seinem größten Erstaunen gab ihm der Portier im Hause des Präsidenten die Versicherung, daß seine Gattin gar nicht hier gewesen und daß sich die Frau Präsidentin in Gesellschaft begeben habe.

Diese Nachricht begann ihn zu beängstigen; er ging mehrere Straßen in großer Unruhe auf und nieder, und dann begab er sich wieder nach Hause, um sie zu erwarten.

Indessen befand sich Helene in einem mit verschwenderischem Luxus ausgestattetem Boudoir eines kleinen, aber reizenden Palais. Halb liegend, halb sitzend hatte sie sich in die schwellenden, mit Sammet überzogenen, Polster einer Causseuse zurückgelehnt, und fächelte sich mit einem prachtvollen Pfauenwedel, dessen Federn in einen Handgriff von Elfenbein mit goldenen

Verzierungen gefaßt war, Kühlung zu. Neben ihr saß ein noch ziemlich junger Mann in den dreißiger Jahren, dessen Hand vertraulich ihre schneeweißen, runden Schultern streichelte, und der überhaupt in einem sehr vertrauten Verhältnisse mit ihr zu stehen schien, denn er befand sich im Negligee und war in einen rothsammtnen Schlafrock, mit Gold gestickt, gekleidet.

Zuweilen schlug sie ihn scherzend mit dem Pfauenwedel auf die Hand, welche sie liebkos'te, oder wehete auch ihm etwas Kühlung zu. Er war ein schöner Mann gewesen, aber Ausschweifungen aller Art, hatten ihn bereits der Blüthe der Gesundheit und der Kraft beraubt. Doch war sein blasses Gesicht, welches durch glänzende Schwärze seines wohlgepflegten Bartes auf Wangen, Kinn und Lippen, noch bleicher erschien, noch immer außerordentlich interessant zu nennen und das beinahe dämonische Feuer seiner dunkeln Augen verrieth einen lebhaften, energischen Geist; aber zwei kleine querlaufende Falten zwischen den Augenbrauen und ein versteckter Zug, welcher von den Mundwinkeln ausging, deuteten auch zugleich auf List und Bosheit hin.

Er nannte sich Baron Albert Dermont und gab vor von einer alten Familie abzustammen, wobei er nie verfehlte von seinen Gütern zu sprechen, die er in der Bretagne besitzen wollte. Nachdem er seine Eltern, die in der Provinz gelebt, frühzeitig durch den Tod verloren, hatte er, in einem Alter, in welchem er bereits mündig geworden war, nicht allein von ihnen, sondern auch von einem alten Onkel in Martinique ein nicht unbedeutendes Vermögen geerbt. Nach Art der meisten

jungen Erben in Paris hatte er sich aber auch schon seit Jahren beeilt, den von den Seinigen mühsam erworbenen Reichthum so schnell als möglich in der leichtsinnigsten Weise zu vergeuden. Als er bemerkte, daß er sich mit schnellen Schritten dem Abgrunde näherte, war er jedoch schlau genug, sich nach irgend einem Rettungshafen umzuschauen, der ihn vor einem gänzlichen Ruin bewahren sollte. Es gelang ihm auch wirklich, da er in seiner Wahl nicht eigensinnig war, und jedes Mittel ihm willkommen erschien, wenn es ihn nur vom Untersinken rettete. Schon im Jahre 1848, als die Republik proklamirt wurde, hatte er sich zur napoleonischen Partei gehalten, und derselben in'sgeheim mancherlei wichtige Dienste geleistet, die eben kein allzufeines Ehrgefühl erforderten. Sich darauf stützend, suchte er nach dem Staatsstreiche um eine Anstellung nach, die lohnend genug wäre, seine zerrütteten Verhältnisse wieder zu ordnen, oder ihn doch wenigstens über Wasser zu halten. Die Regierung kannte ihn aber zu gut, und wagte es nicht, ihm jetzt, wo die Augen Aller auf sie gerichtet waren, ein Amt zu vertrauen, zu welchem wenigstens der äußere Anschein eines ehrenwerthen Charakters erforderlich war. Sie fand ihn also mit einer ganz neugeschaffenen, geheimen Charge ab, indem sie ihn zum Chef jener geheimen Polizeiagenten ernannte, welche vorzugsweise dazu bestimmt waren, die geheimen, politischen Gesellschaften in Frankreich, wie im Auslande, auszuwittern und zu überwachen. Man glaubte nicht mit Unrecht, daß er mit Hülfe seiner bekannten Schlauheit gerade auf diesem Felde gute Dienste leisten

würde und außer einer nicht unbedeutenden Gratificationssumme, mit welcher er im Stande war seine dringendsten Schulden zu decken, erhielt er ein ansehnliches Gehalt, durch welches er sich noch immer, wenigstens eine scheinbar glänzende Existenz vor den Augen der Welt zu erhalten wußte. Helenens Vater Sonneur war einer seiner tüchtigsten Agenten gewesen, und nach dessen Tode wurde er eines Tages durch den Besuch der schönen, jungen Frau überrascht, welche ihm mehrere geheime Papiere, die der Ermordete hinterlassen, überbrachte. Sein leicht entzündliches Herz flog ihr schnell entgegen, aber sie spielte die Rolle einer tugendhaften Ehefrau ziemlich lange, ehe sie ihm das Geständniß ihrer Gegenliebe vertraute. Dann aber bildete sich ein geheimes Verständniß zwischen Beiden, von welchem der arme Medard auch nicht die leiseste Ahnung hatte. Der Baron Dermont fand aber bald, daß Helene nicht allein außerordentlich reizend, sondern auch mit einer seltenen Schlauheit begabt war, welche sie befähigte ihn selbst in seinem amtlichen Wirkungskreise zu unterstützen, wodurch ihr Bündniß nur noch enger geknüpft wurde. So hatte sie schon seit geraumer Zeit den alten Maquet und die Seinigen streng überwacht; da sich diese jedoch seit ihrer Befreiung von dem geheimen politischen Treiben fast gänzlich entfernt hielten, so hatte sie auch bis jetzt noch keinen wichtigen Bericht zu liefern gehabt.

An jenem Abende hatte sie der Baron sehr ernstlich wieder aufgefordert ihre Bemühungen zu verdoppeln, da er sich fest überzeugt halte, daß nicht allein der alte Maquet, sondern auch die beiden Gatten seiner Enkel-

innen und ihr eigner Gatte Medard, noch zu der Marianne in der engsten Beziehung ständen.

„Ich will thun, was ich kann;" entgegnete sie etwas verletzt; denn sie hatte seine Ermahnung als einen Vorwurf der Nachlässigkeit aufgenommen, den sie nicht verdient zu haben glaubte; „oder vielmehr: ich habe gethan, was ich konnte. Hätte ich irgend etwas Wichtiges bemerkt, so hätte ich wahrlich nicht gesäumt es Ihnen mitzutheilen, denn Sie wissen, wie sehr ich die ganze Familie hasse. Aber der alte Maquet hält sich in der That zurück von seinen alten Bundesfreunden und die Uebrigen folgen seinem Beispiele, wodurch sie auch, wie es scheint, offenbar in Mißcredit gerathen sind, bei der Marianne."

„Bedenken Sie, theure Helene;" entgegnete der Baron; daß ihr eigner Vortheil es erheischt irgend eine wichtige Entdeckung zu machen. Sie würden, wenn man eine erhebliche Klage darauf gründen könnte, nicht allein von ihrem Gatten befreit, sondern auch der lästigen Verstellung überhoben werden, durch welche Sie der Familie eine Zuneigung heucheln müssen, die Sie nicht empfinden. Ja, man könnte Ihnen sogar, wenn es zu einer neuen Verurtheilung der Verschwornen käme, jedenfalls einen großen Theil des Vermögens sichern, welches sonst ganz allein den Enkelinnen des Alten zufallen wird."

„O, wenn ich sie Alle vernichten könnte!" fuhr Helene auf und ihr schönes Antlitz nahm den Ausdruck des bittersten Hasses an. „Aber ich hoffe, meine Stunde schlägt bald, und dann — dann"

„Dann wirst Du ganz mein sein!“ unterbrach sie der Baron, indem er sie zärtlich an sich zog. „Du glaubst nicht, wie ich leide bei dem Gedanken, daß Du, meine schöne, reizende Helene, das Eigenthum jenes widerlichen Krüppels bist, während Du verdientest mit einer Grafenkrone geschmückt zu werden.“

Sie sah' ihn lange mit seltsam forschenden Blicken an, und fragte dann in ernstem Tone: „Würdest Du mir Deine Hand am Altare reichen, wenn ich frei wäre und zu Dir träte, nicht als die arme Tochter des ermordeten Polizei-Agenten, sondern als reiche Erbin? Sprich es offen aus: würdest Du mich dann zu Deiner Gattin nehmen, vor aller Welt?“

Es würde ihm schwer geworden sein, ihr auf den ersten Theil ihrer Frage eine offene Antwort zu geben; doch sobald er hörte, daß sie von Reichthum sprach schwand alle Verlegenheit, und indem er sie fester an sich zog, entgegnete er feurig: „Ja, ich schwöre Dir's, bei Allem was mir heilig ist, sobald Du frei wärst, solltest Du mein liebes Weibchen werden.“

Sie schien dadurch befriedigt und indem sie sich seinen Armen entzog, sprach sie mit finsterer Entschlossenheit: „Und ich gebe Dir mein Wort, Du sollst bald — bald von mir hören. Doch jetzt muß ich Dich verlassen und wieder zurückkehren unter das unerträgliche Sclavenjoch, dem sich mein Leib, wie meine Seele beugen muß. Leb' wohl und erwarte bald wichtige Nachrichten von mir.“ — Er führte sie durch mehrere Zimmer und dann eine geheime Hintertreppe hinab, in einen kleinen Hof, in welchem sich eine Pforte nach

einer wenig belebten Straße öffnete, zu der sie selbst einen Schlüssel besaß.

Dort schieden sie von einander.

Helene ging die enge Straße hinab und auf einem freien Platze angelangt, stieg sie in einen Miethwagen, der dort hielt, und ließ sich nach Hause fahren. Auf dem ganzen Wege war sie in tiefe Gedanken versunken und ein unheimlicher, finsterer Schatten hatte sich über ihr schönes Antlitz gebreitet.

Medard, der eben wieder unruhig nach ihr ausgeschaut, kam ihr schon auf der Hausflur entgegen und fragte hastig und besorgt: „Woher kommst Du, Helene? Ich suchte Dich vergeblich, bei der Präsidentin, Deiner Pathe!

Sie hatte schnell eine heitere Miene angenommen, und um Zeit zu gewinnen ihn auszuforschen, rief sie: „Um's Himmelswillen! Ist etwas vorgefallen, daß Du mich dort suchtest?"

„Nein, es ist nichts vorgefallen;" entgegnete er offen. „Ich wollte Dich nur abholen, um Dich in die große Oper zu führen, weil Du so lange kein Vergnügen gehabt. Allein der Portier sagte mir: Du seist gar nicht dagewesen und die Präsidentin befinde sich schon seit Mittag in Gesellschaft. Wo warst Du so lange?"

„O, das thut mir herzlich leid;" antwortete sie, ohne die geringste Verlegenheit blicken zu lassen und ihm freundlich die Hand drückend; „ich will Dir Alles erklären, mein guter Medard, laß uns nur erst hinauf gehen."

Der gutmüthige Gatte begann sich schon zu beruhigen und Beide gingen hinauf in ihre Wohnung. Dort legte sie Hut und Mantille von sich und indem sie ihn auf den Sopha zu sich niederzog, begann sie mit der heitersten Miene: „O, ich habe eine große Freude gehabt! Doch laß Dir Alles in bester Ordnung erzählen, Du weißt, daß ich ausging, um heute, wie gewöhnlich, meine Pathe zu besuchen; hatte auch beinahe ihr Haus erreicht, als mir ihre Kammerjungfer begegnete und mir mittheilte, daß ihre Herrin bereits ausgefahren sei, um einer Gesellschaft beizuwohnen; weshalb sie auch wahrscheinlich erst spät Abends wieder zurückkehren würde. Es wäre also unnütz gewesen, bis nach ihrem Hause zu gehen und ich kehrte wieder um, da ich ja doch darauf verzichten mußte, sie zu sehen. Bei einem großen Modemagazin vorübergehend, blieb ich unwillkürlich stehen vor den Schaufenstern, und ergötzte mein Auge an den Herrlichkeiten, die dort ausgestellt waren. Doch Du darfst mir glauben, daß meine Eitelkeit dadurch nicht rege wurde, und ich freute mich über die Kraft der Entsagung, die ich seit einiger Zeit gewonnen; denn auch nicht der geringste Wunsch wurde laut in mir, irgend etwas von den kostbaren Putzgegenständen zu besitzen. Anna und Marie und ihr guter Großvater haben mich nicht umsonst gelehrt, daß nur die Einfachheit der Lebensweise unser wahres Lebensglück begünstigt. Ein leerer Miethwagen hielt vor der Thür des Magazins, den ich aber nicht eher beachtete als bis eine junge Dame in meinem Alter und ein älterer Herr, den Laden verließen und eben in den Wagen einsteigen wollten.

Mir aber erschien das Gesicht der Dame gleich auf den ersten Blick außerordentlich bekannt, und auch sie betrachtete mich aufmerksam und scharf, bis sie mich plötzlich bei meinem Mädchennamen nennend, mit einem lauten Jubelrufe in ihre Arme schloß. Der wohlbekannte Ton ihrer Stimme brachte mich auch sogleich auf ihren Namen und ich erkannte jetzt augenblicklich meine liebste Schulfreundin in ihr, die Tochter eines Handwerkers, die sich aber zur Gouvernante ausgebildet hatte, und in dieser Eigenschaft eine Anstellung im Elsaß gefunden, bei einem reichen Gutsbesitzer in der Nähe von Straßburg. Dieser war noch ein Mann in seinen besten Jahren, und da er auch zugleich Wittwer war, heirathete er meine schöne Freundin, die seine Kinder vortrefflich erzog, schon nach dem ersten Jahre ihres Eintritts in sein Haus. Sie nennt sich jetzt Louison Saville und lebt in den glücklichsten Verhältnissen. Ihre Freude aber, mich wiederzusehen, vermag ich Dir gar nicht zu beschreiben. Sie behandelte mich wie eine Gefangene; denn sie ließ mich gar nicht aus ihren Armen. Ich mußte zu ihr in den Wagen steigen und mit nach dem Hotel fahren, wo sie abgestiegen waren, und auch ihr Gatte behandelte mich mit der größten Aufmerksamkeit. So saßen wir denn zusammen und nachdem wir uns alle unsere irgend erheblichen Lebensereignisse, seit unserer Trennung vertraut hatten, tauschten wir unsere Erinnerungen aus unsern Schul- und Kinderjahren aus, und die Stunden verflogen uns wie Minuten; so daß ich ordentlich erschrack, als ich bemerkte, daß es schon so spät sei. Ach;" fuhr sie dann in einem traurigeren Tone fort;

„so freudig unser Wiedersehen war, so traurig war unser Abschied. Ich werde sie wahrscheinlich nun in langer Zeit nicht wieder sehen; denn sie befindet sich schon seit acht Tagen mit ihrem Gatten in Paris und reist morgen in aller Frühe wieder ab und es bleibt uns nur der einzige Trost, daß wir eine recht fleißige Correspondenz mit einander verabredet haben."

Sie hatte diese ganze Erzählung, ohne auch nur einen Augenblick zu stocken, mit dem Anscheine der Wahrheit vorgetragen, so daß ihr Gatte auch nicht die mindeste Ahnung davon hatte, wie sehr sie ihn täuschte. Ja, er schenkte ihr vollkommenen Glauben und fühlte sich jetzt so gänzlich wieder beruhigt, daß er über sich selbst lachte, weil er sich den ängstlichsten Befürchtungen, ja, wohl gar einem leisen Verdachte gegen sie hatte hingeben können.

Mit derselben Unbefangenheit wiederholte aber Helene später dieselbe Erzählung, als sie am Abende wie gewöhnlich mit der ganzen Familie zusammen traf, und es fiel Niemand ein auch nur den mindesten Zweifel gegen die Wahrheit ihrer Worte zu hegen.

Am nächsten Tage wurde der alte Maquet überrascht, durch den Besuch eines Fremden, der ihn allein zu sprechen verlangte. Da sich Helene gerade auf dem Corridore befand, so führte sie ihn ein, und nachdem sie das Aeußere des höchst anständig gekleideten, schon ältlichen Mannes gemustert, fühlte sie sich, wie durch eine geheime Ahnung zu dem Verdachte veranlaßt, daß er Einer der Verschworenen der Marianne und in keiner andern Absicht gekommen sei, als um geheime Angele-

genheiten mit dem Greise zu besprechen. Sie glaubte deshalb auch, wenn es ihr gelänge Beide zu belauschen, so würde sich ihr endlich eine treffliche Gelegenheit bieten, dem Baron Dermont einen wichtigen Bericht zu liefern.

Der Greis bewohnte wie früher, das uns bekannte Zimmer im Hintergebäude, in welchem sich die unbemerkbare Tapetenthür befand, welche den geheimen Gang verschloß, der über eine kleine Hintertreppe in den Hof führte. Diese Thür stand jetzt gerade halb offen, und während Maquet dem Fremden entgegen ging und ihn mit sichtbarer Ueberraschung, Alles um sich her vergessend, anstarrte, schlüpfte Helene geräuschlos und gewandt in den dunkeln Gang hinein, die Thür halb offen lassend, wie früher.

„Mein Himmel! Sehe ich recht?" rief Maquet endlich, beide Hände des Fremden erfassend.

„Sind Sie nicht mein Todesgefährte aus jener Schreckensnacht, nach dem Staatsstreiche? Ja, ich täusche mich nicht; Sie sind mein Retter."

„Es freut mich, daß Sie mich wieder erkennen;" entgegnete der Andere; „obgleich ich deshalb auch Besorgniß hegen sollte, von den Trabanten des Despotismus gleichfalls erkannt zu werden. Doch es ist eine lange Zeit verflossen, seitdem diese Bursche mein Gesicht gesehen und ihr Todesurtheil über mich sprachen. Auch wird ja Keiner vermuthen mich noch unter den Lebenden zu finden, und Alle werden sich überzeugt halten, daß ich in jener Mordnacht von den Kugeln der Jäger gefallen, und in der großen Grube vermodere. Endlich

kennen auch unsere Feinde meinen Namen nicht einmal; denn ich weigerte mich hartnäckig ihn dem Kriegsgerichte zu nennen, und unter der Bezeichnung „unbekannter Rebell", wurde ich verurtheilt. Ich bekleide jetzt schon seit geraumer Zeit den Posten eines Comptoirchefs und Buchhalters auf dem Comptoir des Architekten Rammenais, der sich in politischer Beziehung gänzlich neutral zu halten scheint und deshalb auch für einen unverdächtigen Mann gilt. Die Leute, mit welchen ich verkehre, kennen mich nur unter dem Namen Toussaint; doch vor Ihnen, mein lieber, alter Todesgefährte, will ich heute mit offenem Visir erscheinen und Ihnen vertrauen, daß ich der Marchese de Saluzzi bin und als politischer Flüchtling aus Rom vertrieben, mich hierher gewendet habe. Jetzt vergönnen Sie mir eine geheime Unterredung."

„Sehr gern;" entgegnete der Greis, sich von seinem Erstaunen erholend. „Erhalte ich doch zugleich auch Gelegenheit meinem lieben Retter zu danken. Ah!" rief er dann, sich umschauend; „Helene, die Sie zu mir einführte, hat sich ja bereits wieder entfernt, und wir sind ganz allein. Wenn wir uns nur hüten, nicht allzulaut zu sprechen, wird uns Niemand hören. Auch ist mein Haus nur von meiner Familie bewohnt und es befindet sich kein einziges Mitglied darunter, welches eines Verrathes fähig wäre."

Helene hatte indessen, in ihrem Verstecke, fast jedes Wort vernommen, was gesprochen wurde.

Der Greis und der Marchese hatten indessen dicht neben einander in Lehnstühlen Platz genommen, und

der Letztere begann: „Ich habe Ihnen bereits das Zeichen gegeben, daß ich dem Bunde der Marianne angehöre, aber ich kann Ihnen wohl vertrauen, daß ich auch Mitglied anderer geheimen Gesellschaften bin. Was mich aber jetzt vorzugsweise antreibt unsere Bekanntschaft, oder besser: unsere Todesbrüderschaft zu erneuern, das ist der Wunsch Ihnen eine freundschaftliche Warnung zu ertheilen."

„Mir, eine Warnung?" versetzte der Greis. „Doch ich errathe! Ich habe mich in der letzten Zeit vom Bunde der Marianne zurückgezogen, weil ich bemerkte, daß mehrere Mitglieder ein unverdientes Mißtrauen auf mich geworfen hatten. Man beargwohnt mich, für die Begnadigung, welche mir und den Meinigen so unerwartet zu Theil wurde, Geständnisse abgelegt und einen Verrath am Bunde dadurch begangen zu haben. Wie aber kann ich mich dagegen vertheidigen, wenn man meiner einfachen Erklärung, daß dies nicht der Fall ist, keinen Glauben schenkt; da mir doch die eigentlichen Beweggründe meiner Befreiung selbst heute noch eben so räthselhaft erscheinen, als an jenem Abende, wo ich das Gefängniß verließ, um als freier Mann mit den Meinigen in mein Haus zurückzukehren. Meiner republikanischen Gesinnung bin ich so treu geblieben, wie früher und daß ich mich wegen der Cassirung meines Urtheils der gegenwärtigen Regierung nicht zuwendete, glaube ich dadurch bewiesen zu haben, daß ich mit meiner Familie und allen meinen Arbeitern gegen die Erhebung Louis Napoleons zum Kaiser stimmte."

„Ich bin fest überzeugt von Ihrer unerschütterlichen

Treue an unsrer guten Sache;" fuhr der Marchese fort; „aber ich möchte Ihnen doch als Freund rathen, nicht länger mehr in Ihrer zurückgezogenen Stellung zu beharren und eine neue Thätigkeit zu entwickeln, um das gegen sie aufgetauchte Mißtrauen zu verscheuchen."

„Aber was soll ich thun?"

„Es bietet sich so eben eine treffliche Gelegenheit für Sie dar, zur Ausführung einer großartigen, kühnen Idee. Wahrscheinlich wird es Ihnen nicht unbekannt sein, daß die alte Carbonaria wieder auf's Neue organisirt worden ist. Sie hat zwar ihren Hauptsitz in Italien, wird aber von London aus durch das Comité der politischen Flüchtlinge geleitet. Ihr vornehmstes Oberhaupt ist Mazzini. Ihr Zweck beschränkt sich nicht mehr auf die Befreiung Italiens und die Herstellung einer italienischen Republik allein. Sie will ganz Europa befreien und alle europäischen Staaten vereinigen zu einer einzigen untheilbaren Republik, nach dem Vorbilde der nordamerikanischen Union. Um aber diesen Zweck erreichen zu können, müssen sich zuvor die sämmtlichen geheimen Gesellschaften, die durch alle europäischen Staaten verbreitet sind, mit einander vereinen, und unter einer einzigen Leitung auch nach einem und demselben Ziele hinstreben. Nehmen Sie das große Werk der Einigung in die Hand, und suchen Sie die Marianne mit der neuen Carbonaria fest zu verbinden, und wir werden eine gewaltige Macht gewinnen und einen Riesenschritt gethan haben zum Tempel der Freiheit."

Der Greis schien durch diesen Antrag überrascht zu sein, aber keineswegs in einer freudigen Weise; denn

eine finstere Wolke zog über seine reine Stirn und eine bedenkliche Stimmung schien sich seiner zu bemächtigen. „Ich kenne die eigentlichen Zwecke der neuen Carbonaria nicht genau;“ begann er dann; „und muß Ihnen offen bekennen, daß ich Ihren Mazzini nicht für den Mann halte, dem ich das Schicksal Europa's, ja nicht einmal Italien's, anvertrauen möchte. Er mag ein gebornes Revolutionsgenie sein, aber er ist auch zugleich Revolutionair aus Leidenschaft, und ich habe gar häufig von seinen Umsturzplänen gehört, nie aber von einem Plane des Wiederaufbauens, den er entworfen hätte. Die Revolution soll nur eine Nothwehr sein, wenn alle andern Mittel fehlgeschlagen sind, um sich vor einer tyrannischen Regierung zu schützen. Sie soll aber niemals dem Ehrgeize, der Herrschsucht und Habsucht Einzelner als Staffel dienen, sondern dem gesammten Volke die Macht der Selbstregierung und Selbstverwaltung gewähren und aus den Trümmern der zusammengestürzten, unerträglichen Verhältnisse einen Tempel des allgemeinen Bürgerwohls wieder aufbauen. Jedes Haupt einer solchen Revolution, und wenn es auch die ausgezeichnetsten Dienste geleistet hätte, soll nach glücklicher Beendigung derselben wieder als einfacher Bürger in die Reihen seiner Mitbürger zurücktreten und geduldig harren, ob das Vaterland seine ferneren Dienste beanspruchen wird. Dazu gehört aber freilich eine republikanische Tugend, die bei Mazzini schwerlich zu finden sein dürfte.“

„Sagen Sie nicht allein bei Mazzini, sondern bei keinem unserer Revolutionshäupter, die wir in der Neuzeit

bekannt geworden sind;" unterbrach ihn der Marchese. „Ihre Ansichten scheinen mir doch etwas zu idealistisch. Daß wieder aufgebaut werden muß, wo man umstürzt, versteht sich von selbst; aber bei einer Revolution kann man das Maß des Umsturzes, und also auch das Maß des Aufbauens nicht im Voraus bestimmen. Man muß eben die Ereignisse entscheiden lassen und dann, wie Sie richtig bemerkten, die gesammte Volksstimme über die Art und Weise entscheiden lassen. Republiken werden nicht in einem Tage gebaut und wir haben dies an den Vereinigten Staaten erlebt, die sich noch immer in einem gewissen Gährungsprozesse befinden —"

„Da Sie Amerika erwähnen —" fiel ihm der Greis wärmer werdend in's Wort — „so muß ich Ihnen geradezu erklären, daß ich die Verfassung und Regierungsform der Vereinigten Staaten, für unsere europäischen Verhältnisse durchaus nicht passend finde, und daß ich deshalb auch mit Recht fürchte, ein solches Riesenunternehmen würde in Europa schon beim ersten Schritte scheitern."

„Ich will Ihnen nicht widersprechen;" versetzte der Marquis, der auch immer lebhafter wurde; „doch Sie werden mir gewiß zugestehen, daß nur durch die Ausführung eines Riesenplanes ein günstiger Erfolg zu erwarten ist. Die Revolutionen in einzelnen Staaten haben wir größtentheils in kläglicher Weise zu Grunde gehen sehen, weil andere befreundete Mächte intervenirten und die einzelnen Erhebungen durch militairische Uebermacht erdrücken halfen. Denken Sie sich nun aber einen Aufstand, der an einem und demselben Tage in

ganz Europa ausbricht, der durch die überall verbreiteten, geheimen Gesellschaften gut organisirt und geleitet wird, und sagen Sie selbst, ob sich nicht große Hoffnungen darauf bauen ließen."

„Ja, die Idee mag großartig, riesenhaft sein; aber ich halte sie für unausführbar;" erwiderte der Greis. „Wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß die verschiedenen geheimen Gesellschaften, welche über ganz Europa verbreitet sind, verschiedene politische Parteien repräsentiren und daß schon deshalb eine Vereinigung derselben sehr schwierig, ja, fast unmöglich sein dürfte. So z. B. widerstreitet meinen Ansichten eine Verbindung unserer Marianne mit der neuen Carbonaria durchaus. Es widerstrebt allen meinen Grundsätzen, einen Kampf um das edelste Gut eines Volks, um seine Freiheit, mit unredlichen, unchristlichen Mitteln auszufechten, und Mordbrand, Raub und Meuchelmord zu sanctioniren. Dies thut aber Ihre Carbonaria, und dies sind die saubern Mittel, die Ihr Apostel Mazzini in seinen Proclamationen anempfiehlt. Wenn wir die Jesuiten ausrotten wollen, dürfen wir nicht selbst zu Jesuiten werden. Lassen Sie uns abbrechen davon. Mit meinem Willen wird sich die Marianne niemals mit der Carbonaria verbinden und sich unter die Herrschaft ihres fanatischen Mazzini stellen, der mit der Flagge der Freiheit winkt und die Geißel der Tyrannei unter seinem Gewande versteckt trägt."

Der Marchese sah sich unangenehm getäuscht, was er jedoch so viel als möglich zu verbergen suchte. Er hatte fast mit Gewißheit gehofft, daß der freisinnige

Greis auf seinen Antrag eingehen würde, und da ihm derselbe sehr am Herzen lag, beschloß er ihn gelegentlich zu wiederholen. Für jetzt aber verließ er den Gegenstand gänzlich, lenkte das Gespräch auf die Marianne und bat sich einige genaue Nachweisungen über die Verbreitung derselben, nicht allein in Frankreich, sondern auch im übrigen Europa aus. Da der Greis zu dem Generalrathe des Bundes gehörte, war er im Stande seine Anfragen zu beantworten und erklärte sich auch bereit dazu. Doch mußte er erst einige geheime Papiere, die er wohl verwahrt hatte, hervorsuchen.

Helene, welche sich noch immer auf ihrem Lauscherposten befand, schrak zusammen, als sie ihn sich der geheimen Thür nähern hörte, und schlich eilig bis an das äußerste Ende des dunkeln Ganges zurück, wo sie sich zusammen gekauert in eine Ecke niederdrückte. Doch der Greis kam ihr nicht allzunahe; denn er blieb ungefähr in der Mitte des Ganges stehen, wo er an der Wand an eine verborgene Feder drückte, worauf sich eine kleine Nische, gleich einem Wandschranke öffnete, deren Vorhandensein in dem alten Gemäuer von Außen durchaus nicht zu erkennen war. Das kleine Behältniß enthielt weiter nichts, als ein eisernes Kästchen, welches fast gänzlich mit Papieren angefüllt war, die Geheimnisse enthielten, größtentheils in einer besondern Chifferschrift niedergeschrieben. Der Greis las aber dieselben eben so sicher und fließend, als ob es die Schriftzeichen seiner Landessprache gewesen wären, und nachdem er dem Marchese die erbetenen Mittheilungen daraus gemacht hatte, legte er die Papiere wieder in

das eiserne Kästchen und verschloß die Oeffnung des geheimen Wandschrankes mit einem Drucke seiner Hand.

Indessen aber hatte Helene die Zeit benutzt, war aus ihrem Winkel hervorgeschlichen und hatte die eigenthümliche Maschinerie der Mauernische so genau untersucht, als es ihr der matte Lichtstrahl, der durch die nur angelehnte Gangthür herein fiel, erlaubte. Es waren ihr dazu freilich nur die wenigen Minuten vergönnt, welche der alte Maquet darauf verwendete, dem Marchese seine Nachweisungen zu geben, aber sie genügten ihr, um das verborgene Getriebe zu erkennen und die Feder zu erspähen, durch deren Druck die Oeffnung geschah. Jetzt fürchtete sie nur, daß der Greis die Thür des Ganges hinter sich verschließen und sie dadurch in eine gefährliche Gefangenschaft gerathen würde; denn sie wußte, daß die Thür am Fuße der kleinen Hintertreppe, die nach dem Hofe führte, stets fest verschlossen gehalten wurde. Zu ihrem Glücke aber vergaß Maquet die Gangthür zu schließen und begleitete den Marchese, als dieser sich von ihm verabschiedete, über den ganzen Corridor, bis in die Zimmer seiner Enkelinnen, um ihm diese vorzustellen.

Sobald aber Helene, die ihnen nachgeschlichen war, diese Absicht nur bemerkte, zog sie sich sogleich wieder zurück, öffnete rasch den verborgenen Wandschrank, nahm die geheimen Papiere aus dem eisernen Kästchen, verschloß die Nische wieder und schlüpfte dann mit ihrem Raube pfeilschnell, aber so geräuschlos als möglich, zum Zimmer hinaus, in ihre Wohnung, wo sie die Papiere sogleich verbarg.

Erst eine halbe Stunde später kam der Greis wieder in sein Zimmer zurück und bemerkte nun erst, daß die Gangthür noch offen stand. Er drückte sie in die Feder und sie schnappte so fest in das Wandgetäfel ein, daß Niemand an derselben Stelle eine Thür vermuthet haben würde. Ohne auch nur im Geringsten zu ahnen, welchen gefährlichen Diebstahl Helene an ihm verübt hatte, traf er an demselben Abende, in dem Kreise seiner übrigen Familienmitglieder, wieder mit ihr zusammen, und sie war aufmerksamer und besorgter als jemals um ihn und wußte so zärtlich um ihn herum zu schmeicheln, als ob sie seine leibliche Tochter gewesen wäre.

XI.

Mehrere Tage nach diesen Vorfällen wurde Paris plötzlich durch die Nachricht in Furcht und Aufregung versetzt, daß es der Regierung gelungen sei, sich in den Besitz mehrerer, den Geheimbund Marianne betreffender Papiere zu setzen, und daß gleich darauf eine große Anzahl Verhaftungen vorgenommen worden wären. Der alte Maquet erfuhr zuerst davon durch die Zeitungen, die er schon früh Morgens las und Staunen und Theilnahme erfüllten ihn, als er unter der namhaft gemachten Liste der Verhafteten mehrere seiner intimsten Freunde, ja, sogar einige Generalräthe des Bundes fand. Er konnte es sich nicht anders enträthseln, als

daß ein schändlicher Verrath, durch irgend ein Bundesmitglied selbst, stattgefunden haben mußte, oder daß es der Polizei gelungen sei, wirklich eine Anzahl geheimer Papiere an sich zu bringen, die sich nur in den Händen der Häupter der Marianne befanden. Er fühlte sich durch die ganze Mittheilung so tief erschüttert und so ernstlich besorgt, daß er unwillkürlich die Thür des verborgenen Ganges in seinem Zimmer öffnete, dann auch den geheimen Wandschrank aufspringen ließ, um nach seinen eignen Papieren zu sehen, die er, seitdem der Marchese ihn besucht, ganz unberührt gelassen hatte. Zu seinem Schrecken aber fand er das eiserne Kästchen ausgeleert und so viel er auch darnach forschte, war doch nirgends auch nur die geringste Spur der Geheimschriften zu entdecken. Ihr Verschwinden aus ihrem sicheren Verstecke erschien ihm ganz unbegreiflich und er erinnerte sich sehr deutlich, daß er sämmtliche Papiere wieder in das Kästchen gelegt und die Nische wie gewöhnlich verschlossen hatte, von deren Existenz überhaupt nicht einmal seine Enkelinnen und deren Gatten, sondern nur allein Medard wußte, dem er das Geheimniß bei seiner Flucht nach der verfallenen Kapelle hatte mittheilen müssen.

Einige Augenblicke lang schöpfte er einen schrecklichen Verdacht gegen Medard, doch sein edles Herz ließ es nicht zu, ihn voreilig eines so entsetzlichen Verbrechens zu beschuldigen, und er ließ ihn auf der Stelle zu sich rufen.

Nachdem er ihm die Nachricht über die zahlreichen Verhaftungen mitgetheilt hatte, entdeckte er ihm das

räthselhafte Verschwinden seiner Papiere, wobei er die sichere Vermuthung äußerte, daß sie auf irgend eine Weise in die Hände der Polizei gelangt sein müßten.

Er hatte das Gesicht Medards, während er mit ihm sprach, scharf im Auge behalten; doch er konnte nichts darin entdecken, als den natürlichen Ausdruck des Staunens und Schreckens, aber keine Spur irgend einer Betroffenheit und Verlegenheit, die eine Schuld verrathen hätte. Durch diese Bemerkung fühlte er sein Herz etwas erleichtert; denn es hätte ihm schmerzlichere Gefühle, als der ganze Vorfall selbst erweckt, wenn er auf einen Blutsverwandten, dem er so viele Wohlthaten von Kindheit an erzeigt, hätte einen so schmählichen Verdacht des Verraths werfen müssen. Nachdem Medard, in großer Aufregung, aber doch in der natürlichsten Weise die Versicherung ausgesprochen, daß auch ihm der Raub der Papiere ganz unbegreiflich erscheine, empfahl ihm der Greis das tiefste Stillschweigen, welches er auch gegen alle übrigen Mitglieder der Familie zu beobachten beschloß. Dann entließ er ihn wieder an seine Geschäfte.

Der ganze Tag verging ihm unter banger Sorge, obgleich er sich bemühete vor seinen Hausgenossen eine heitere, unbefangene Miene beizubehalten. In seinem Innern aber herrschte eine qualvolle Unruhe; denn so oft er Schritte seinem Zimmer nahen hörte, glaubte er, daß man käme, um auch ihn zu verhaften. Aber der Tag verging, ohne daß sich irgend ein Trabant der Regierung seinem Hause auch nur genähert hätte. Und doch mußte er eine Verhaftung gewärtigen, wenn die

Papiere, deren sich die Polizei bemächtigt hatte, wirklich die Seinigen waren. Unglücklicherweise war der Schlüssel zu der Chiffersprache der Geheimschrift beigefügt gewesen und der Inhalt derselben mußte nicht allein viele Mitglieder des Bundes, sondern ihn auch selbst compromittiren. Desto unbegreiflicher erschien es ihm, daß man Andere eingezogen hatte, während man ihn ganz unbeachtet ließ.

Am Abende desselben Tages hatte er kurz vor der Feierabendszeit, wie er es häufig zu thun pflegte, die Arbeitssäle besucht, um bei seinen Arbeitern nachzuforschen, ob auch irgend Einer seines besondern Beistandes bedurfte.

Einer derselben, ein alter Mann, der schon viele Jahre in der Fabrik gearbeitet hatte, zog ihn bei Seite und sprach leise zu ihm: „Sollte es nicht besser sein, Herr Maquet, wenn Sie noch in dieser Nacht Paris heimlich verließen und sich irgendwo zu verbergen suchten?“

„Warum?“ entgegnete der Fabrikherr erstaunt.

„Nun, Sie haben doch gehört von den Verhaftungen;“ fuhr der Mann fort. „Alle Mitglieder der Marianne, so viel ich deren heute gesprochen habe, sind ganz empört gegen Sie; denn die Polizei spricht ganz offen davon, daß man die geheimen Papiere, durch welche die Arrestationen veranlaßt wurden, bei Ihnen gefunden habe. Natürlich glauben nun Alle, die schon längst Mißtrauen gegen Sie hegten, daß Sie die Papiere entweder zu nachlässig verwahrt, oder wohl gar gutwillig herausgegeben haben, worin sich die Leute noch durch den Umstand bestärken lassen, daß Sie nicht mit verhaftet worden sind.“

„Und gerade deshalb muß ich hier bleiben;“ entgegnete der Greis fest und entschieden; „denn wollte ich jetzt fliehen, würde ich mich in den Augen meiner Bundesbrüder nur noch mehr verdächtigen.“

„Aber bedenken Sie, lieber Herr;“ versetzte der Arbeiter unwillkührlich zusammen schaudernd; „Sie werden sich, wenn Sie hier bleiben, der Rache der Freirichter aussetzen —“

„Schweig mir von diesen!“ unterbrach ihn jedoch der Greis beinahe heftig. „Ich fürchte sie nicht, diese Wahnsinnigen; ich werde Ihnen zu trotzen wissen!“ Damit war die Unterredung beendigt, und Maquet wollte sich eben wieder über den Hof nach dem Wohnhause begeben, als er in der Dämmerung eine dunkle Gestalt bemerkte, welche an der Thür die zu der Hausdiele führte, lehnte und ihn zu erwarten schien.

Er ging dreist gerade darauf zu und bemerkte, als er näher gekommen war, deutlich daß der Harrende ein vermummter Mann war. In demselben Augenblicke gedachte er auch der Warnung des alten Arbeiters vor den Freirichtern, und war im Begriff den Vermummten anzureden, als dieser ihm zurief: „Jean Maquet, ich warne Dich zum ersten Male, im Namen der Freirichter!“

Seine Stimme ertönte dumpf und drohend, schien aber den Greis durchaus nicht in Schrecken zu versetzen, sondern im Gegentheil seinen Muth noch zu beleben. Mit beinahe jugendlicher Rüstigkeit sprang er auf den Mann los und suchte ihn mit beiden Händen fest zu halten, während er ihm ein donnerndes „Halt!“ zu-

rief. Doch Jener wußte sich ihm mit Gewandheit zu entwinden, sprang in die dunkle Hausflur hinein und stürzte sich durch die Thür auf die Straße hinaus, wo er bald den Blicken des Nacheilenden entschwand.

Der Greis kehrte in sein Haus zurück, mehr schmerzlich berührt, als in Besorgniß versetzt und begab sich in sein Zimmer. Hier ging er nachsinnend auf und nieder und gelangte bald zu dem festen Entschlusse den ganzen Vorfall den Seinigen zu verschweigen, um sie nicht in Unruhe und Besorgniß zu versetzen. Was er aber jetzt thun solle um sich in den Augen seiner Bundesbrüder zu rechtfertigen, deren Verdacht gegen ihn jetzt allerdings begründet schien — das war eine Frage, für die er augenblicklich keine Lösung zu finden wußte. Gerade Diejenigen, welche zu seinen vertrautesten Freunden gehörten, und noch immer sich treu und fest zu ihm gehalten hatten, waren verhaftet worden und da es nicht möglich war, den ganzen Bund, der viele Tausende Mitglieder in Paris allein zählte, zu einer allgemeinen Versammlung zusammen zu berufen, so mußte er auch darauf verzichten, sich gegen alle seine Bundesbrüder zu vertheidigen, so gern er es auch gethan haben würde. Es blieb ihm nichts übrig als eine Vertheidigungsschrift aufzusetzen, diese den noch frei gebliebenen Häuptern der Marianne einzuhändigen, und um die Verbreitung des Inhalts derselben in die weiteren Kreise des Bundes zu bitten. Aber er konnte sich es auch nicht verhehlen, daß dieser Weg ein sehr langsamer und unzuverlässiger war, der keineswegs einen günstigen Erfolg verbürgte. Indessen suchte er sich zu beruhigen durch

sein Bewußtsein, daß es ihm in der That nie in den Sinn gekommen, zum Verräther an seinen Verbündeten zu werden; daß er der geheimen Verbindung alle seine Kräfte geweiht und von jeher kein Opfer gescheut habe, um ihr zu nützen und die Erreichung ihres eigentlichen Zweckes, Freiheit und Bürgerwohl herbei zu führen, zu unterstützen.

Ungefähr eine Stunde früher, ehe sich die ganze Familie, in ihrer patriarchalischen Weise, zum gemeinschaftlichen Abendbrote zusammen fand, stellten sich gewöhnlich seine beiden Enkelinnen in seinem Zimmer ein, um noch eine kurze Zeit mit ihm zu verplaudern. Nicht selten las er ihnen dann auch aus einem Buche vor, oder besprach sich mit ihnen über allerlei belehrende Gegenstände.

So kamen denn auch heute zur gewohnten Zeit Anna und Marie zu ihm, die Letztere mit ihrem Kinde auf dem Arme. Bei dem Anblicke des Säuglings schien der Greis seinen stillen Kummer gänzlich zu vergessen, und eine wahrhaft rührende Heiterkeit strahlte aus seinen Zügen. Dann legte er dem kleinen Urenkel der ihm freundlich zulächelte, segnend die Hand auf's Haupt, und sprach den herzlichen Wunsch aus, daß der allgütige Gott ihn möge gedeihen lassen leiblich und geistig, zur Freude seiner Eltern und zum Nutzen für sein Vaterland. Die besorgte Schwester rückte der jungen Mutter einen Stuhl mit hoher Lehne zurecht, und schob ihr eine Fußbank unter, damit sie das Kind bequem auf dem Schooße halten konnte, um es in ihrem Arme in Schlummer zu wiegen; denn es sollte bald

zu Bett gebracht werden, und war deshalb auch schon bis auf das Hemdchen entkleidet. Marie ließ sich ihrem Großvater gegenüber nieder, der sich in seinen alten Lehnstuhl setzte, und ein großes Buch hervorholte, welches die Geschichte aller Völker mit vielen Abbildungen berühmter Männer und merkwürdiger Gegenden enthielt. Er hatte schon seit einigen Tagen angefangen, ihnen aus der Geschichte der Römer und Griechen Vorlesungen zu halten, die er mit belehrenden Bemerkungen und Anwendungen auf die Jetzzeit vermischte, und die stets mit dem größten Interesse von seinen aufmerksamen Enkelinnen gehört wurden.

Ehe er jedoch begann, trat auch Helene in das Zimmer, die seit längerer Zeit schon, an diesen Unterhaltungen lebhaften Antheil genommen hatte.

„Ich habe doch nicht gestört?“ rief sie besorgt, indem sie sich dem Greise näherte und seine hohe Stirn küßte. „Doch nein, Großväterchen schlägt ja sein Buch erst auf und ich freue mich, daß ich nicht zu spät komme. Jetzt will ich auch ganz mäuschenstill sein.“

Sie beugte sich hierauf zu Marien nieder, indem sie sich mit der Linken vertraulich auf deren Schulter stützte. Es war ein ächtes Bild eines recht gemüthlichen patriarchalischen Lebens, welches sich nun so recht natürlich gestaltete. Die junge Mutter, das Kind in ihren Armen auf dem Schooße wiegend; ihr gegenüber der Greis, das aufgeschlagene Buch auf seinen Knieen, ihr zur Linken Helene, zärtlich an ihr hängend und mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten des Greises lauschend, während Anna den Ellenbogen auf die Hüfte

gestützt, und ihr seitwärts geneigtes Haupt auf die Hand gelehnt, hoch aufrecht stand, und mit ernster sinnender Miene zuhörte. (*

Die Zeit verging schnell, und die Meldung des Dienstmädchens, daß das Abendbrot aufgetragen sei, unterbrach endlich die Vorlesung.

In einem andern Gemache, welches zum Speisezimmer bestimmt war, fanden sich bald darauf der Greis und die jungen Frauen mit ihren Gatten zusammen.

Das Kind war während des Lesens auf dem Schooße seiner Mutter eingeschlafen und zu Bett gebracht worden.

Gewöhnlich herrschte, wenn die ganze Familie Mittags und Abends um den großen, runden Tisch versammelt war, ein recht heiterer Ton, und so war es auch heute der Fall. Besonders Helene war heute ungemein gesprächig und sprudelte über von launigen Einfällen und heitern Erzählungen, so, daß sie ihr Gatte Medard mit wahrem Entzücken betrachtete. Auch der alte Maquet, der durch ihre fröhliche Unterhaltung, alle seine trüben Gedanken vergaß, hatte seine Blicke mit herzlichem Wohlwollen auf sie gerichtet, und begann endlich auch zu scherzen, indem er erklärte: sie habe sich heute durch ihre Fröhlichkeit so verdient um die Gesellschaft gemacht, daß er diese für verpflichtet halte, ihr irgend einen Wunsch zu gewähren, den sie nur dreist aussprechen möge.

Sie nahm den Scherz auch sogleich für Ernst auf

(* Siehe das Prämienbild № II

und entgegnete: „Sie wisse nicht anzugeben, warum sie sich gerade heute in so froher Laune befände, aber sie wäre dadurch gereizt worden, sich einen außergewöhnlichen Genuß zu gewähren und hätte deshalb auch schon Alles in Bereitschaft gesetzt, um einen Punsch zu bereiten. Sie bitte deshalb jetzt um Erlaubniß das Getränk brauen und es mit der frohen Tischgesellschaft theilen zu dürfen.

Ein lauter, einstimmiger Beifallsruf deutete ihr die allgemeine Einwilligung in ihren Wunsch an. Ganz vergnügt darüber sprang sie aus dem Zimmer und kehrte schon nach wenigen Minuten, gefolgt von dem Dienstmädchen, welches eine dampfende Punschbowle trug, aus der Küche zurück. Sie trug ein Theebrett mit Gläsern, auf welchen sich auch ein geschliffenes Crystallglas mit silbernem Deckel befand, welches sie schon draußen für sich selbst mit Punsch gefüllt hatte. Sie behauptete, indem sie Medard einen liebevollen Blick zuwarf, das beste Getränk würde ihr nicht schmecken aus einem andern Glase, da der schöne Crystallbecher ein Geschenk von ihrem Gatten sei.

Rasch wurden nun die Gläser vollgeschenkt und nachdem man zuerst die Spenderin des unvermutheten Genusses hatte hochleben lassen, folgten die Toaste für die Uebrigen der Reihe nach und der gute Großvater versäumte nicht, auch auf das Wohl seines schlummernden Urenkels sein Glas zu leeren.

Aber obgleich sich Anfangs, durch das feurige Getränk die Heiterkeit nur noch gesteigert hatte, so trat doch, ehe die Bowle auch nur zur Hälfte ausgeschöpft war, eine gewisse Lähmung ein, welche sich über alle Mitglieder

der Familie verbreitete, während Helene, die ganz frei davon geblieben war, gleichfalls eine Schläfrigkeit zu erkünsteln wußte.

Der Greis erhob sich zuerst, und nachdem er erklärt hatte, er fühle sich so müde, daß er nicht mehr ausdauern könne, wünschte er freundlich Gutenacht und begab sich in sein Zimmer. Auch die drei jungen Ehepaare trennten sich und zogen sich in ihre Schlafgemächer zurück. Helene ging zuletzt mit Medard, dem unterwegs schon die Augen zufielen. Das Schlafgemach der letztgenannten beiden jungen Eheleute, lag ganz abgelegen von den Wohnungen der übrigen Familienmitglieder und zwar ganz vorn im Hause, während Charles und Etienne mit ihren Gattinnen mehrere Zimmer des Hintergebäudes, in der Nähe des Großvaters, eingenommen hatten. Gerade dort aber befanden sich auch einige Vorrathskammern, die mit Holz, Kohlen und anderen leicht brennbaren Gegenständen gefüllt waren, weshalb es auch der alte Maquet schon längst zum Gesetze gemacht hatte, dort außerordentlich vorsichtig mit Feuer und Licht umzugehen.

Obgleich Alle keineswegs übermäßig von dem Punsche getrunken hatten, fühlten sie sich doch mit einer wahrhaft bleiernen Schwere vom Schlafe niedergedrückt, so daß sie, wie an allen Gliedern gelähmt, kaum noch im Stande waren sich zu entkleiden und zu Bett zu legen. Kaum war dies aber geschehen, so verfielen sie auch in einen wahrhaften Betäubungsschlummer, der sie auch der geringsten Spur ihrer Besinnung und ihres Wahrnehmungsvermögens beraubte.

Auch Medard verfiel, sobald er sich nur niedergelegt hatte, in einen wahren Todtenschlaf. Selbst Helene sah sehr bleich und angegriffen aus, aber ihre Züge verriethen mehr die bange Unruhe gespannter Erwartung, als Müdigkeit. Sie stand vor dem Spiegel, strich ihre schönen, glänzenden Locken zusammen und verbarg sie unter einem blendend weißen Nachthäubchen. Dann entledigte sie sich ihrer Oberkleider und schlug ein großes Tuch um die bloßen Schultern, denn sie fröstelte von Zeit zu Zeit, wie von einem Fieber geschüttelt. Endlich zog sie auch noch die eleganten Zeugstiefelchen aus und vertauschte sie mit Pantoffeln. Hierauf blieb sie im Unterröckchen, wohl noch eine Viertelstunde lang in einem Lehnstuhle sitzen, und ihre Gesichtszüge verfinsterten sich immer mehr, als ob sie mit einer außerordentlich wichtigen Selbstberathung beschäftigt sei.

Endlich erhob sie sich und ihr sonst so schönes Antlitz nahm einen schrecklichen Ausdruck an, in dem sich besonders die Leidenschaft der Rachsucht in ihrer ganzen Wildheit verrieth. Sie holte aus einem Schranke zwei Päckchen, in graues Papier geschlagen, hervor und verließ leise das Zimmer, nachdem sie noch einen Blick des Hasses auf ihren in den tiefsten Schlaf versunkenen Gatten warf.

Draußen blieb sie stehen und lauschte. Im ganzen Hause herrschte Todtenstille. Sie hatte dafür gesorgt, daß sie die einzige Wachende im ganzen Gebäude war, denn auch den beiden Dienstmädchen, hatte sie beim Abräumen des Tisches den Rest des Punsches gegeben, und sie dann sogleich nach ihrer Schlafstelle

geschickt, die sich im Hofe befand. — Sie ging vor sich hinstarrend, wie eine Nachtwandlerin, den langen Corridor hinab, mit so leisen Schritten, daß sie nur zu schweben schien, und schützte die Flamme der Lampe mit der hohlen Hand, damit sie nicht zu hell scheinen, oder flackern möchte. Dann begab sie sich in die Küche und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß dieselbe ganz leer sei, bog sie am Ende des Corridors nach dem Hintergebäude ein, wo Maquet mit den Seinigen wohnte. Hier zog sie einen Hauptschlüssel aus dem Busen hervor, den sie heimlich aus dem Zimmer des Großvaters genommen hatte, und schloß damit von Außen alle Thüren der bewohnten Gemächer zu, nachdem sie die inwendig im Schlosse steckenden Schlüssel herausgenommen. Dies Alles that sie sehr rasch, aber doch vorsichtig und jedes Geräusch vermeidend und wendete sich nun endlich zu den Vorrathskammern, die theils zwischen den drei Wohnungen lagen, theils auch dieselben begränzten. Auch hier schloß sie die Thüren nach einander leise mit dem Hauptschlüssel auf, und öffnete die in Papier geschlagenen Paquete, welche Zündhölzer enthielten. Schnell vertheilte sie dieselben in mehrere Portionen und legte sie zwischen das kleingespaltene Holz, auf Kohlen, Papiere, Körbe u. s. w. worauf sie sie entzündete. Nachdem sie alles in großer Hast, aber doch sehr genau ausgeführt hatte, verschloß sie die Kammern wieder und eilte den Corridor flüchtig hinab, das Unheil, welches sie angestiftet hinter sich zurücklassend.

Ihrer gräßlichen Berechnung nach sollte sich das Feuer aus den verschlossenen Kammern, bis in die be-

wohnten Zimmer verbreiten und die ganze Familie sollte durch Rauch und Flammen umkommen, ehe man noch die Brunst des Hintergebäudes von Außen bemerken, und den Unglücklichen zu Hülfe kommen konnte.

Es war ein entsetzlicher Plan, den sie ganz allein gefaßt und auch ganz allein auszuführen, sich entschlossen hatte.

Als sie wieder in ihr Zimmer zurückkehrte, war ihr Gesicht marmorbleich und verzerrt, wie das Antlitz einer Furie. Ihre Kniee brachen fast unter ihr zusammen, und sie mußte sich in einen Lehnstuhl niederlassen, um nicht zu Boden zu sinken. Als sie am Spiegel vorüberging, schauderte sie vor sich selbst zurück und ein eisiger Fieberfrost durchschüttelte ihre Glieder. Sie stützte ihr Haupt in die Hand und saß mehrere Minutenlang unbeweglich.

Erst nach und nach erholte sie sich und blickte wie aus einem schweren Traume erwachend, um sich. Anfangs schien es, als ob das Bewußtsein ihrer Schuld eine augenblickliche Reue in ihr erweckt hätte, doch der Eindruck war zu schnell vorübergehend, um feste Wurzel zu schlagen, und die bösen Geister, die in ihr tobten, behaupteten den Sieg. Gewaltsam ihre Kraft zusammenraffend, erhob sie sich.

Sie trat mit untergeschlagenen Armen an das Bett ihres Gatten, und warf einen Blick der Verachtung und des Hasses auf ihn. Noch immer war sein Antlitz leichenblaß und der unnatürliche Schlaf, in den sie ihn, so wie die übrigen Familienmitglieder versetzt hatte, schien so schwer auf ihm zu lasten, daß man keinen Athemzug vernahm.

Helene hatte sich bereits tief in den Abgrund des Verbrechens gestürzt und so war es denn auch nicht zu verwundern, daß ein neuer wahrhaft teuflischer Gedanke in ihr auftauchte. Sie betrachtete die Gelegenheit als günstig, sich ihres Gatten zu entledigen. Es war ihr nicht entgangen, wie schwer er athmete und in dem Zustande der völligen Betäubung und Hülflosigkeit, in dem er sich befand, hielt sie es für leicht ihn gänzlich zu ersticken und seinen Tod für die Folge eines Schlagflusses auszugeben.

Rasch eilte sie an ihr Bett und riß ein Pfühl heraus mit dem sie das höllische Werk vollführen wollte. Doch eben als sie sich Medard damit näherte, blieb sie plötzlich stehen.

Im ganzen Hause hatte noch immer Todtenstille geherrscht; jetzt glaubte sie einen entfernten, kreischenden Laut gehört zu haben. Erschrocken ließ sie das Kissen fallen, eilte an ihr Bett, wühlte dieses unordentlich durch einander, als ob sie bereits darin gelegen und es eben erst verlassen hätte und dann öffnete sie leise die Thür und lauschte hinaus, den Corridor entlang.

Dampfwolken drangen ihr vom Hintergebäude her entgegen und deutlich vernahm sie jetzt das laute Geschrei des Kindes.

An das Kind hatte die Brandstifterin nicht gedacht und jetzt erst erkannte sie die Gefahr, durch den Säugling ihren entsetzlichen Plan gänzlich gestört zu sehen.

Eine Mutter, die ihr erstes Kind, an dem ihr ganzes Herz hängt, zu hüten hat, schläft in der Regel sehr

leise und erwacht schon beim ersten Rufe des kleinen hülflosen Wesens. Dies war auch bei Marien der Fall, wenn sie sich in ihrem gewohnten kräftigen Gesundheitszustande befand. Glücklicherweise hatte sie aus Rücksicht für das Kind, dem sie die mütterliche Nahrung selbst reichte, nur sehr wenig von dem Getränke genossen, und der betäubende Schlaftrunk, den Helene demselben beigemischt, konnte also auch nur in geringerem Grade auf sie wirken. Sie erwachte zwar nicht beim ersten Schrei des Kleinen, doch da dieser fortfuhr mit kräftige Stimme sich bemerkbar zu machen, rang sie sich doch aus den Banden des Schlafes los, und obgleich sie das Kind fast mechanisch aus der Wiege nahm und an die Brust legte, suchte sie doch zugleich die Betäubung, die noch auf ihr lastete, zu überwältigen und zur Besinnung zu gelangen. So bemerkte sie denn auch endlich zu ihrem Schrecken, daß sich ihr Schlafgemach immer mehr mit Rauch erfüllte; auch drang zugleich, von der Wand her, welche an die Vorrathskammer gränzte, ein knisterndes Geräusch zu ihren Ohren, welches von irgend einem brennenden Gegenstande herzurühren schien. In mancher drohenden Gefahr hatte sie ihre Geistesgegenwart schon bewährt, und so war sie auch jetzt augenblicklich bereit allen Schrecken Trotz zu bieten und ungesäumt zu handeln. Das Kind, welches sich indessen beruhigt hatte, fest an ihren Busen drückend, suchte sie ihren Gatten zu wecken, aber Etienne Lambert schlief so fest, daß er selbst durch ein heftiges Rütteln nicht erwachte. Sie eilte zur Thür und fand sie fest verschlossen, was, wie sie glaubte, durch ihren Gat-

ten geschehen war. Den Schlüssel aber suchte sie vergebens.

Der Rauch drängte sich in immer dichtern Wolken in das Zimmer; das verdächtige Knistern wurde immer lauter, da stürzte die beängstigte Mutter zum Fenster riß beide Flügel auf und rief hinaus um Hülfe, mit lauter, weittönender Stimme.

Während dies Alles, in einem Zeitraume weniger Augenblicke, in größter Eile geschah, stand Helene wie ein Steinbild an ihrer Thür und lauschte noch immer.

Das Geschrei des Kindes hatte sie in die heftigste Aufregung versetzt, und ihr bleiches Gesicht war von einer stillen Wuth verzerrt. Sie konnte jetzt nicht mehr zweifeln, daß Marie erwacht war, denn sie hörte deutlich durch die Stille der Nacht, wie sie ihren Gatten rief, um ihn aufzuwecken und wie sie dann die Fenster aufriß und ihr lautes Hülfsgeschrei ertönen ließ. Drang dies zum Ohre eines Wachenden, so war noch immer Rettung möglich und die unglücklichen Opfer konnten dem schrecklichen Flammentode noch entrissen werden.

Helene rührte sich nicht. Plötzlich hörte sie laute Stimmen auf dem Hofe und fast zugleich erschallte auch das Feuersignal der Wächter auf der Straße.

Jetzt gab die Verbrecherin ihren schändlichen Plan verloren und indem sie leise Worte, die wie Verwünschungen klangen, vor sich hin murmelte, zog sie sich in ihr Schlafzimmer zurück, dessen Thür sie verschloß. Dann entkleidete sie sich ganz, verlöschte das Licht und legte sich in's Bett, indem sie sich fest schlafend stellte, wobei sie aber auf jedes Geräusch lauschte, welches von Außen bis zu ihr drang.

Das Zimmer in welchem sie sich mit Medard befand, war zwar ziemlich abgelegen von den Hofräumen, doch hörte sie deutlich genug, daß dort mehrere Stimmen durcheinander riefen und daß man sich bemühte, die verschlossene Hinterthür, welche in das Haus führte, zu erbrechen. Ein lautes donnerndes Krachen verrieth auch bald, daß diese Absicht gelungen war und gleich darauf hörte sie wie mehrere Menschen die Treppe herauf eilten und über den Corridor nach dem Hintergebäude liefen. Aber auch draußen auf der Straße war es lebendig geworden, und da auf das heftige Klopfen die große Hausthür nicht geöffnet wurde, so brach man auch diese auf und die Wächter und Löschmannschaften, die jetzt hereinstürmten, waren sehr verwundert das ganze Haus wie ausgestorben zu finden.

Die drei Männer, welche Mariens Hülfsgeschrei zuerst nach dem Hofe hinaus vernommen hatten, waren Hermann Roller, sein Freund Francois Gautier und Claude Vidal, ein anderer Maurergeselle, die sich seit längerer Zeit wieder in Paris befanden, indem ihre Arbeit auf dem Landgute des Marquis von Chereville beendigt war.

Sie hatten sich im frohen Kreise einiger Freunde verspätet, und waren eben in Begriff gewesen sich nach ihren Wohnungen zu begeben als sie eine kleine, enge Gasse, die sich hinter dem großen Hofraume des Fabrikherrn Maquet befand, durchschritten, und Mariens Hülfsgeschrei hörten. Sie richteten ihre Blicke dorthin, woher der Ruf ertönte und bemerkten deutlich die weib-

liche Gestalt mit dem Kinde auf dem Arme, von Rauch umhüllt, und gleich neben an, ein von hellem Feuerscheine erleuchtetes Fenster, dessen Scheiben bereits sprangen, worauf auch sogleich die züngelnden Flammen hervorbrachen. Augenblicklich hatten sie die Gefahr erkannt, in welcher Mutter und Kind schwebten, und ohne sich zu bedenken, überstiegen sie die Planke und sprangen in den Hofraum hinab. Dort aber wurden sie keinen Menschen gewahr und da sie auch keine Leiter fanden, um bis zum Fenster empor zu klimmen, so mußten sie sich damit begnügen Lärm zu machen, um nur die übrigen Bewohner des Hauses, die sich in Gefahr befanden zu erwecken und die Hofthür einzubrechen. Hermann und Francois kannten das Haus und waren so ziemlich mit der Localeinrichtung desselben bekannt, weshalb es ihnen auch leicht gelang die Treppe im Dunkeln zu finden und den Corridor zu erreichen, an dessen Ende, wie sie wußten, das brennende Hintergebäude lag. Der fortdauernde Hülfruf Mariens deutete ihnen das Zimmer an, in welchem sie sich befand und im Nu, war auch dieses, mit Hülfe einer Holzaxt, die sie aus der Küche holten, erbrochen. Indessen war es auch der fast Verzweifelnden gelungen ihren Gatten zu erwecken, der rasch aus dem Bette sprang, und obgleich noch immer betäubt, doch die Gefahr erkannte, die ihn und die Seinigen bedrohete, und die bereits aufs Höchste gestiegen war. Kam die Hülfe nur eine Minute später, so würden die Unglücklichen unfehlbar durch den immer dichter hervorqualmenden Rauch erstickt worden sein.

Etienne brachte jetzt Frau und Kind in ein Zimmer des Vorderhauses, um sich zu erholen und dort abzuwarten, ob man des Feuers Herr werden würde. Dann aber eilte er zurück und bezeichnete die Zimmer in welchen der Greis und Charles mit seiner Gattin Anna schliefen, deren Thüren gleichfalls erbrochen wurden. Die Genannten waren zwar durch den Lärmen auch bereits erwacht, aber noch so betäubt, daß man sie aus ihren Betten fast herausreißen mußte, ehe sie so weit zur Besinnung gelangten, um bemerken zu können was vorging.

Indessen waren auch Hülfsmannschaften von der Straße hereingekommen und das Löschen des Feuers begann jetzt mit aller Macht. Da selbst die Zwischenwände des Hintergebäudes aus fester Brandmauer bestanden, so hatten die Flammen nicht so rasch um sich greifen können und nur alles Holzwerk und die übrigen brennbaren Stoffe die sich in der Kammer befanden, ergriffen.

Eine halbe Stunde später, war das Haus gerettet, denn das angelegte Feuer in den beiden andern Kammern hatte glücklicherweise viel langsamer gefangen, und man konnte es mit leichter Mühe löschen, fand aber hier auch zugleich die deutlichsten Spuren einer absichtlichen Brandstiftung. Der schändliche Plan war vernichtet worden und die ganze von dem schrecklichsten Tode bedrohete Familie, war ohne die geringste Verletzung davon gekommen.

Sobald Etienne und Charles ihre Besinnung wieder gewonnen hatten, eilten sie auch zu Medard, rüttelten ihn aus seinem Schlafe auf, und dieser versuchte nun,

sobald sich jene entfernt hatten, auch Helene zu erwecken, was ihm aber erst nach geraumer Zeit gelang; denn sie stellte sich so tief in Schlaf versunken und so betäubt, daß sie geraume Zeit garnicht zu begreifen schien, was im Hause vorging und was der Lärm bedeute? Als sie aber scheinbar ihre Sinne gesammelt hatte, war ihre erste, hastige Frage: „Ist Niemand umgekommen? Sind alle gerettet?“

„Beruhige Dich;“ entgegnete Medard; „sie sind Alle gerettet; laß uns jetzt zum Großvater gehen.“

„Dem Himmel sei Dank!“ rief Helene, aber der Dankesruf kam nicht aus ihrem Herzen und sie hätte ihn wohl lieber in eine Verwünschung umgewandelt. Aber ihre Verstellungskunst kam ihr zu Hülfe, und während sie sich rasch ankleidete, schien sie noch ganz vom Schrecken ergriffen und als sie endlich mit Medard zu den Uebrigen eilte, schloß sie Alle mit großer Heftigkeit und laut schluchzend in die Arme, und äußerte dann wieder eine so laute Freude über ihre Rettung, als ob sie wirklich mit einer wahrhaft abgöttischen Liebe an Allen hinge.

Der alte Maquet war bereits von einem Polizeicommissaire, der auch herbeigeeilt war, einem Verhöre unterworfen worden, wobei er ihm die augenscheinlichen Spuren der Brandstiftung zeigte und ihn dann befragte, ob er in seinem Hause irgend eine Person hätte, gegen die er einen Verdacht wegen der Anstiftuug dieses schändlichen Anschlags hegen könnte?

Der Greis aber behauptete: daß sich Niemand in seinem Hause befände, den er eines solchen Verbrechens

für fähig halten könnte und dies war auch in der That seine ernste Meinung; denn die beiden Dienstmädchen, welche die Hausarbeit für die ganze Familie besorgten, waren stets so brav, rechtschaffen und gottesfürchtig befunden worden, daß es ungerecht gewesen wäre, einen so schmählichen Verdacht auf sie zu werfen. Noch weit weniger aber kam es ihm in den Sinn ein Mitglied seiner Familie zu beargwohnen, und er würde eher an den Einsturz des Himmels geglaubt, als Helenen einer so gräßlichen That für fähig gehalten haben. Deshalb suchte er auch die polizeilichen Nachforschungen mehr nach Außen zu lenken, ohne jedoch einen bestimmten Fingerzeig darüber zu geben; denn er selbst hielt sich fest überzeugt, daß die Brandstiftung nur allein von dem Geheimbunde der „Freirichter" herrühre, obgleich er sich nicht zu erklären wußte, wie es ihnen hatte gelingen können, Alles so unbemerkt in's Werk zu setzen, und warum sie bei der Ausführung ihrer Rache seine ganze Familie hatten mit verderben wollen und schon jetzt dazu geschritten waren, ehe sie ihm noch die dritte Warnung hatten zukommen lassen?

Seltsam war es, daß Niemand auf den Gedanken kam, die Ursache der Betäubung, in der sie Alle befangen gewesen waren, zu erforschen und daß sie ihren festen Schlaf nur für eine natürliche Folge des ungewohnten Getränkes hielten. Der Säugling aber, welcher durch sein Geschrei der eigentliche Retter der ganzen Familie geworden war, indem er dadurch die erste Veranlassung zur Entdeckung der schrecklichen Gefahr gab, wurde von diesem Tage an abgöttisch verehrt. Auch säumte der

Greis mit den Seinigen nicht, dem wackern Architekten Hermann und seinen beiden Gefährten, die zuerst zur Hülfe herbeigeeilt waren, ihren wärmsten Dank auszudrücken.

XII.

In dem Palaste Chereville zu Paris, hatte sich indessen seit einigen Tagen wieder ein reges Leben eingestellt. Die Regierung hatte dem alten Marquis, wie seinem Sohne, die Rückkehr in die Residenz wieder gestattet und obgleich der Erstere sich bereits darein ergeben zu haben schien, seine ganze noch übrige Lebenszeit auf dem Lande zuzubringen, säumte er doch nicht von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen und mit den Seinigen in den Kreis seiner hochadelichen Standesgenossen zurückzukehren.

Sein Sohn Edmond war schon längst von der gefährlichen Wunde, die er in seinem Duelle mit dem Capitain de Plessis empfangen hatte, genesen, und sein Vater, in dessen innerem Wesen, sich überhaupt Vieles umgewandelt, hatte jetzt freiwillig seine Einwilligung zu seiner Verbindung mit Hortense gegeben, die lange Zeit ganz untröstlich darüber gewesen, daß sie die unschuldige Ursache jenes Zweikampfes geworden, der mit der gefährlichen Verwundung des Geliebten, welcher sich schon einmal für ihre Ehre geschlagen und sein Le-

den dabei gewagt, endete. Sobald die erste Gefahr vorüber war, hatte sie sich seiner Pflege mit unermüdlicher Aufopferung gewidmet und ihre gegenseitige Liebe war nur noch mehr dadurch befestigt worden.

Ihr gütiger Pflegvater, der Baron de Surville, hatte sich dem Marquis auch wieder weit mehr genähert, als dies überhaupt jemals der Fall gewesen war, und da sein Schwager den lebhaften Wunsch ausgesprochen hatte, im Laufe des Winters, die Hochzeit seines Sohnes in Paris in glänzender Weise zu feiern, so hatte er das gemiethete Landhaus bei Bauvillage aufgegeben und war seinen Verwandten nach der Residenz gefolgt. Auch nahm er die freundliche Einladung des Marquis an, mit Hortense seine Wohnung in dessen Palaste zu nehmen.

So gestaltete sich denn auch bald das Familienleben recht gemüthlich und nur die Marquise ließ zuweilen einen Anflug von Besorgnissen blicken; denn ihre Tochter Pauline verfiel von Tage zu Tage immermehr in einen Trübsinn, den sie sich nicht zu enträthseln vermochte. Auch war es ihr nicht entgangen, daß sich ihr Gatte wieder mit politischen Plänen beschäftigte, die ihr um so bedenklicher erschienen, da er sie sehr verborgen hielt und in den täglichen Familien-Unterhaltungen jede Hindeutung auf Politik vermied.

Der Architekt Hermann Roller, dem er während der Ausführung seiner Bauprojecte auf seinem Landsitze, sein ganzes Wohlwollen geschenkt hatte, genoß auch jetzt noch sein besonderes Vertrauen, und obgleich jetzt keine neuen Baupläne mehr vorlagen, so erschien der junge

Mann doch noch oft in dem Palais, theils um seinen Freund Edmond, theils auch dessen Vater zu besuchen und so geschah es auch nicht selten, daß er mit dem Letzteren lange und geheime Unterredungen hatte, worauf ihn dieser gewöhnlich mit in den Kreis seiner Familie nahm, wo er als Hausfreund betrachtet wurde. Der Marquis hatte dem jungen Manne seine Rettung aus den Händen des wüthenden Bauern, der ihn wahrscheinlich getödtet haben würde, wäre Jener nicht dagegen eingeschritten, nicht vergessen, und bei der freundlichen Behandlung, die er ihm angedeihen ließ, war es ihm wirklich gelungen, seinen Ahnenstolz ganz bei Seite zu setzen.

Hermann hatte sich in der letzten Zeit auch immer kecker aus seiner Verborgenheit hervorgewagt, und hielt sich überzeugt, daß die Sicherheitsbehörde keine Ahnung davon habe, daß er Derselbe sein, der nach dem Staatsstreiche verhaftet und verurtheilt worden war. Zwar hatte es ihn überrascht, daß ihn der Capitain de Plessis, als er als Edmonds Secundant das Duell mit ihm verabredete, wieder erkannt, doch glaubte er dessen Discretion vertrauen zu dürfen; auch war dieser ja von Paris entfernt, in Rouen an seinen Dienst gefesselt. Der junge Architekt bewohnte noch immer das einfache Zimmer in dem Hause des Maurergesellen Francois Gautier und die Freundschaft die er mit demselben geschlossen hatte, war unverändert geblieben. Er fühlte sich wohl unter der armen, aber biedern Familie und obgleich er manche Bequemlichkeit entbehrte, die ihm seine bescheidene Wohnung versagte, so hätte er sie doch nicht aufgeben mögen.

Eines Abends, als Francois von seiner Arbeit nach Hause kam, trat er ganz verstört und in großer Aufregung in Hermanns Zimmer, wo er diesen, noch die späten Tagesstunden benutzend, mit seinen Baurissen eifrig beschäftigt fand. Als sein Freund zu ihm eintrat, schob er jedoch die Papiere zur Seite, und reichte ihm die Hand. Jener ergriff sie auch, drückte sie heftig und ließ sich bei ihm nieder.

„Fühle hier, wie mein Herz klopft;" begann er dann; „es ist mir wieder eine Centnerlast darauf gefallen. O, ich fühle mich so unglücklich, daß ich mir den größten Mauerstein an den Hals binden und mich in die Seine stürzen möchte, wo sie am tiefsten ist."

„Aber Francois;" entgegnete Hermann, erstaunt und theilnehmend; „was ist Dir wieder geschehen? Erleichtere Dein Herz und entdecke mir Alles."

„Ja, Du sollst Alles wissen;" fuhr Jener in wilder Aufregung fort. „Ich habe ja keinen Menschen als Dich auf der Welt, dem ich mich vertrauen darf, und wenn ich auch meinen Eid, den ich dem schrecklichen Bunde geschworen, verletze, ich kann nicht anders. Habe ich doch auch in der Uebereilung, im Wahnsinn geschworen und unüberlegter Eid, thut Gott leid."

„Ha! ich errathe schon;" sprach Hermann; „haben Dir die Freirichter wieder einen Henkersauftrag ertheilt?"

„Es ist so, wie Du sagst. Ich soll wieder auf Menschenmord ausgehen und mich mit Blut beflecken, welches bis zu meinem Grabe schwer auf meiner Seele

lasten wird. Diesmal ist es noch dazu ein wackrer Greis mit schneeweißen Haaren, den ich umbringen soll. Der alte Maquet ist es, den wir erst kürzlich aus der Gefahr retteten in den Flammen umzukommen, als sein Haus brannte. Ich halte ihn für einen eben so wackern Republikaner und Vaterlandsfreund als Du und ich es sind, aber er ist nun einmal — der Himmel mag wissen, aus welchen Gründen — dem Bunde verdächtig geworden und sein Urtheil ist gesprochen. Der Bundesbruder, welcher mit der ersten Warnung beauftragt war, ist plötzlich sehr gefährlich erkrankt und man hat nun mich dafür gewählt, um an seine Stelle zu treten. Heute Abend soll ich ihm die zweite Warnung überbringen, aber ich bin fest entschlossen es nicht zu thun, mag auch daraus entstehen was da will. Ich weiß es, daß man mich schon mit mißtrauischen Augen betrachtet, weil ich mich in der letzten Zeit immer mehr vom Bunde, den ich jetzt hasse, zurückgezogen habe und ich bin überzeugt, daß man mich jetzt aus keinem andern Grunde zum Henkers-Dienste auserschen hat, als um mich durch ein Verbrechen fester am Bund zu ketten."

„Den alten Maquet, den wackern Biedermann, der um seines politischen Glaubens willen, schon so schwere Prüfungen bestanden hat?" rief Hermann ganz empört;" ihn sollst Du morden? Du hast recht! Das darf nicht geschehen und ich würde mich selbst Dir und dem ganzen Bunde entgegenstellen, wenn Du es wagen wolltest, ihm auch nur ein Haar zu krümmen. Wenn Dein Bund seine Hand erheben will gegen solche Männer, dann besteht er nicht aus Menschen, sondern aus Tigern

und Hyänen und wird der guten Sache mehr Schaden thun, als es die größte Tyrannei vermöchte. Aber wie kannst Du Dich Deinem Auftrage entziehen, ohne Dich selbst der Gefahr auszusetzen von Deinen Bundesbrüdern gerichtet zu werden?"

„Mögen Sie mich morden, die Elenden;" entgegnete Francois verzweifelnd; „ich will lieber schuldlos sterben, als mich mit solcher Blutschuld belastet durch das Leben schleppen."

Hermann ging mehrere Minuten lang sinnend in dem kleinen Zimmer auf und nieder, dann blieb er vor dem Freunde stehen und sprach zu ihm: „Laß uns nicht übereilt zu Werke gehen. Du bist beauftragt, dem Greise heute die zweite Warnung zu überbringen und das mußt Du thun, um keinen Verdacht auf Dich zu laden. Zwischen der zweiten Warnung und der dritten und letzten liegt aber gewöhnlich noch ein Zeitraum von mehreren Tagen, den ich benutzen werde, um der Angelegenheit eine andere Wendung zu geben. Ich denke, es soll mir gelingen die mörderischen Freirichter eben so sicher zur Zurücknahme ihres Urtheilsspruches gegen den Greis zu bewegen, wie es mir gelang ihren aufgehobenen Dolch gegen den armen Medard zurückzuhalten. Ueberlaß Dich nur ganz meiner Leitung. Eine große Anzahl der ehrenwerthesten und tüchtigsten Mitglieder der Marianne sind der tyrannischen Herrschaft, welche sich die gewissenlosen Freirichter über sie anmaßen, längst müde und es ist bereits beschlossen den gefährlichen Bund zu zersprengen mit Gewalt, wenn es sein muß. Komm jetzt, ich will dich selbst in das Haus

des alten Maquet begleiten, wo Du Dich Deines Auftrags entledigen sollst, denn Deine Mahnung wird ihm keinen Schaden zufügen, sondern ihn nur zu größerer Vorsicht auffordern.

Francois ließ sich auch bald überreden, dem Rathe des Freundes Folge zu leisten und nachdem er sich in einen alten Mantel gehüllt hatte, um sich darin vermummen zu können, verließen Beide das Haus und begaben sich zu dem Fabrikanten.

Dieser hatte seit der Brandstiftung in seinem Hause sich veranlaßt gesehen, ohne seine übrigen Familienglieder zu beängstigen, ganz insgeheim allerlei Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Die große Hausthür wurde jeden Abend mit dem Eintreten der Dunkelheit geschlossen, und er selbst behielt es sich vor den etwa noch Einlaß Begehrenden zu öffnen, so daß Niemand in das Haus gelangen konnte, ohne von ihm gesehen zu werden. Er hatte sich zu diesem Zwecke ein kleines Stübchen auf der Hausflur einrichten lassen, wo er selbst den Pförtnerposten verwaltete, bis er zum Abendessen gerufen wurde, nach dessen Beendigung sich die Familie gewöhnlich zur Ruhe niederlegte.

Deshalb fanden auch Francois und Hermann, als sie jetzt das Haus erreichten, die Thür verschlossen; doch der Letztere rieth dem Erstern, nur dreist anzuklopfen, und den Hausherrn zu sprechen zu verlangen, worauf er sich zurückzog.

Francois klopfte an die Thür, die gleich darauf von Maquet selbst geöffnet wurde, und der Warner der Freirichter trat nur einen Schritt weit in die ziemlich

hell erleuchtete Flur hinein, wo er sich sogleich in dumpfem Tone, seines gewöhnlichen Spruches entledigte und dann rasch die Straße wieder zu gewinnen suchte.

Doch dies gelang ihm nicht; denn der Greis packte ihn mit aller Macht, die ihm zu Gebote stand, und forderte den unbekannten Warner auf, ihm offen sein Antlitz zu zeigen. Es wäre dem riesenstarken Maurer ein Leichtes gewesen, den Greis zurückzustoßen und sich mit Gewalt aus seinen Händen zu befreien; doch sein ehrwürdiges Antlitz, sein schneeweißes Haar flößten ihm eine gewisse Scheu ein, ihm auch nur das geringste Leid zuzufügen und so ließ er sich festhalten, ohne sich zur Wehr zu setzen, hielt aber sein Gesicht durch den aufgeschlagenen Mantelkragen hartnäckig verborgen.

Als Hermann draußen auf der Straße Maquets laute Stimme vernahm und seinen Freund nicht zurückkehren sah, ahnete er, daß dieser festgehalten würde und trat rasch, durch die noch immer halb geöffnete Thür, in das Haus hinein. Er sah jetzt sogleich, daß er sich nicht getäuscht hatte und rief dem Hausherrn mit leiser Stimme zu: „Lassen Sie ihn gehen, Herr Maquet; er ist nur ein Werkzeug seines Bundes und hat den Auftrag mit dem größten Widerwillen übernommen, denn er schätzt Sie hoch und wird Ihnen kein Leid zufügen.

Der Greis war überrascht durch das plötzliche Erscheinen des jungen Deutschen und durch dessen Einmischung, so, daß er unwillkürlich den Vermummten losließ, der sich hierauf schleunigst aus dem Hause entfernte.

„Ich hätte mir den Burschen gern bei Lichte besehen;“ rief Maquet furchtlos ihm nachschauend; „Sie hätten mich nicht hindern sollen ihn hier in das kleine Cabinet zu ziehen und seine nähere Bekanntschaft zu machen; denn ich habe die mordgierigen Freirichter sehr stark im Verdachte, das Feuer in meinem Hause angelegt zu haben, um mich und die Meinigen aus der Welt zu schaffen. Doch treten Sie ein in meine Portierloge, ich will nur erst die Thür wieder verschließen, dann können wir mehr mit einander plaudern.“

Nachdem er die Hausthür wieder abgeschlossen hatte, begaben sich Beide in das kleine Zimmer, wo sie Helene mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt fanden, die dem Greise Gesellschaft geleistet hatte. Sie entfernte sich jetzt aber sogleich auf seinen Wink, doch nicht ohne ihre scharfen Blicke auf Hermann geworfen zu haben. Sie erkannte in ihm auch augenblicklich den jungen Mann wieder, der vor längerer Zeit eine geheime Unterredung mit Medard gehabt, und der bei dem Brande, mit seinen beiden Gefährten zuerst in's Haus eingedrungen war, um die Opfer, die sie den Flammen preisgegeben hatte, zu retten. Schon deshalb hatte sie einen Haß auf ihn geworfen, obgleich sein Aeußeres einen nicht gewöhnlichen Eindruck in ihr hervorgerufen hatte. Sie folgte daher auch gehorsam dem Winke des Greises und verließ das Zimmer, ging aber nicht die Treppe hinauf, sondern stellte sich dicht an ein kleines Fensterchen, das sich nach der Hausflur öffnete, und welches, wie sie wußte, von innen nicht zugewirbelt war. Mit einem leisen Drucke öffnete sie es gerade nur so weit,

daß sie ihr Ohr daran legen, und ziemlich Alles hören konnte, was in dem kleinen Zimmer gesprochen wurde; obgleich die beiden Sprechenden ihre Stimmen so viel als möglich dämpften.

„Lassen Sie uns ganz vertraut zusammen reden;" eröffnete Hermann das Gespräch. „Wir sind ja Mitglieder eines und desselben Bundes und kennen dessen Ziel und Zweck, aber auch dessen Schwächen. Wären alle Mitglieder frei von verderblichen Leidenschaften und von einem wahrhaft menschenfreundlichen Geiste beseelt, so hätten wir, trotz der despotischen Regierung, doch ganz im Stillen schon unendlich viel Gutes wirken und uns zu einer unwiderstehlichen Macht organisiren können. Aber es giebt zu viele Feuerköpfe unter uns, welche weder Geduld noch Selbstbeherrschung besitzen, und sich darin gefallen die abenteuerlichsten Pläne auszubrüten, die nur zum Verderben führen können. Aus diesen Hitzköpfen ist denn auch der Bund der Freirichter entstanden, und ich fürchte, er wird ein schlimmes Ende nehmen. Der Warner, welcher so eben an Sie abgeschickt wurde, ist mir sehr befreundet, ein durchaus wackerer Mann, dessen Herz von wahrer Freiheitsliebe erfüllt ist, allein auch ihn hat sein Hitzkopf verleitet, sich den Freirichtern beizugesellen, ohne zu forschen und zu prüfen. So hat er sich denn getäuscht gesehen und verwünscht die Stunde, in welcher er seinen Eid geleistet. Sein Moralitätsgefühl sträubt sich gegen die Zumuthung, sich auf das Geheiß des Bundes zum Meuchelmörder herabzuwürdigen und der arme Mensch befindet sich in einem wahrhaft verzweiflungsvollen Zu-

stande. Doch scheint mir im Bunde der Freirichter selbst schon großer Zwiespalt zu herrschen, der nächstens zu einer Auflösung führen muß; deshalb dürfen Sie auch unbesorgt sein, daß sein Bluturtheil gegen Sie zur Ausführung kommt."

Der alte Maquet hatte ihm mit großem Interesse zugehört und entgegnete: „Ich weiß, daß jedes Haar auf meinem Haupte gezählt ist und kenne überhaupt keine Todesfurcht. Aber Sie sehen, daß ich trotzdem die größte Vorsicht beobachte, denn der Meuchelmord schleicht im Verborgenen. Auch hege ich noch immer Verdacht, daß die Brandstiftung, welche neulich in meinem Hause stattfand, nur von dem Bunde der Freirichter ausgegangen ist."

Hermann bekämpfte jedoch diese Meinung entschieden und behauptete, daß sein Freund Francois Gautier sicher etwas davon erfahren haben müßte, und daß die Freirichter, wenn sie auch wirklich Maquets Tod beschlossen, doch keine Ursache hätten auch seine übrigen Familienmitglieder auf so entsetzliche Weise hinzumorden.

Der Greis ließ sich aber in seiner einmal vorgefaßten Meinung nicht irre machen, und erwiderte ihm: „Sie halten nicht allein mich, sondern auch die Meinigen für Verräther am Bunde, obgleich wir, so wahr ein Gott über uns lebt! ganz schuldlos sind. Ich weiß, daß Viele, die sonst unsere besten Freunde waren, fest daran glauben, daß wir nur deshalb in Freiheit gesetzt worden sind und mir mein Vermögen wiedergegeben wurde, weil wir der Regierung Aufklärungen über die Marianne gegeben. Darum ist auch die Rache der

Freirichter nicht allein gegen mich, sondern auch gegen meine schuldlosen Enkelinnen und deren Gatten gerichtet, und ich traue es den Rasenden zu, daß sie mich und die Meinigen mit meinem Eigenthume zugleich haben in Asche verwandeln wollen."

Sie sprachen noch viel zusammen und so kam denn auch Hermanns Verurtheilung nach dem Staatsstreiche und ihre gemeinschaftliche Flucht zur Sprache und Helene horchte draußen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf jedes Wort, was gesprochen wurde. Ihr Antlitz aber röthete sich höher und Blitze der Rachsucht schossen aus ihren Augen, als sie vernahm, daß sich Hermann der Vollziehung des über ihn gefällten Urtheilsspruches durch die Flucht entzogen und also gewissermaßen vogelfrei war.

Maquet lud endlich den jungen Architekten, an dessen Unterhaltung er großes Wohlgefallen fand, freundlich ein, an seinem Abendbrode theilzunehmen und noch einige Stunden im Kreise seiner Familie zuzubringen, und Hermann ließ sich dazu überreden, da er gern unter den guten, biedern Menschen weilte, und er sich auch fest überzeugt hielt, daß es unter ihnen keinen Verräther gebe, den er in der eigenthümlichen Stellung, in der er sich befand, zu fürchten brauchte.

Sobald Helene seine Einwilligung vernahm, huschte sie schnell die Treppe hinauf und verschwand in ihrer Wohnung. Der alte Maquet aber stieg mit seinem Gaste gemächlich in die erste Etage hinauf und führte ihn sogleich nach dem Speisezimmer, wo sie Marie und Anna mit ihren Gatten bereits fanden, die den jungen

Deutschen in der herzlichsten Weise empfingen und ihn wieder mit den aufrichtigsten Dankesäußerungen für sein Rettungswerk überschütteten, welchen er sich nur dadurch entziehen konnte, daß er erklärte: er werde sich augenblicklich wieder entfernen, wenn sie ihn durch ihre Dankesworte noch ferner in Verlegenheit setzen wollten. Wenige Minuten später erschien auch Medard mit seiner Gattin Helene, welche dem Gaste jetzt erst, als Mitglied der Familie förmlich vorgestellt wurde. Sie ließ sich auch sogleich mit ihm in eine Unterhaltung ein, wobei sie in der harmlosesten Weise plauderte, so, daß sich auch nicht die leiseste Ahnung in ihm regte: er habe sich in ihr eine Feindin erworben. Bei Tische nahm sie jedoch weniger an dem allgemeinen Gespräche Theil, sondern schien mehr zu beobachten und auf Alles zu lauschen, was Bezug hatte auf das frühere Zusammentreffen Hermanns mit der Familie und auf ihre Flucht aus dem Gefängnisse, welche zuweilen, wenn auch nicht offen besprochen, doch angedeutet wurde.

Am andern Tage erklärte Helene ihrem Gatten wieder einen Besuch bei ihrer Pathe, der Gerichtspräsidentin abstatten zu wollen, und Medard, der auch nicht den geringsten Verdacht mehr hegte, ließ sie ruhig gehen. Sie hatte ihn recht liebreich befragt: ob er sie am Abende dort abholen wolle, um noch einen Spaziergang mit ihr zu machen; aber er hatte es mit Bedauern abgelehnt, da er bis spät Abends noch wichtige Geschäfte zu besorgen hatte.

Sie begab sich auch wirklich zur Präsidentin, doch da dieselbe Besuch erwartete, entfernte sie sich bald wie-

der, setzte sich in einen Miethwagen und ließ sich in das kleine Palais des Baron Albert Dermont fahren, den sie seit der Brandstiftung in Maquets Hause nicht wieder gesehen hatte, denn sie war zwar bereits zweimal zu ihm gegangen, hatte ihn aber nie angetroffen, da ihn gerade jetzt wichtige Geschäfte fast immer auswärts festhielten. Die Papiere, die sie aus Maquets geheimen Wandschranke entwendet, hatte er jubelnd aus ihren Händen empfangen und ihr dafür seine glühende Dankbarkeit versichert; doch seit jener Zeit hatte er sie nicht wieder gesehen. Heute traf sie ihn jedoch zu Hause und er ließ sie auch sogleich zu sich eintreten.

Aber er kam ihr keineswegs mit seiner gewohnten Freundlichkeit entgegen, sondern empfing sie mit finsterer Miene und einer sichtbaren Zurückhaltung.

Sie war betreten über diesen Empfang, den sie nicht erwartet hatte und fragte ihn ob er leidend sei, da sie seine gewohnte Freundlichkeit in seiner Begrüßung vermisse?

„Nicht gerade leidend;" entgegnete er kalt; aber abgespannt, erschöpft; denn ich habe mich in den letzten Tagen beinahe zu Tode gehetzt, in meinen Geschäften."

„Dann möchte ich meinen Bericht beinahe zurückhalten;" versetzte Helene nach einer Pause; „denn ich fürchte, daß sein Inhalt Ihnen nur neue Bemühungen aufbürden wird."

Doch kaum hatte er diese Worte gehört, so wendete er sich etwas lebhafter zu ihr; denn sein Interesse als Polizeiagent war dadurch angeregt worden, uud in einem freundlicheren Tone fragte er: „Haben Sie neue

Berichte? So zögern Sie nicht mir dieselben mitzutheilen; denn wenn sie von Wichtigkeit sind, darf mich keine persönliche Rücksicht abhalten, meine Pflicht zu thun und wäre sie auch mit den größten Anstrengungen verbunden."

„Ich glaube, daß sie nicht unwichtig sind;" erwiderte Helene und theilte ihm das Gespräch, welches sie am vergangenen Abende zwischen Maquet und Hermann Roller belauscht hatte, fast wortgetreu mit; denn sie besaß ein vortreffliches Gedächtniß.

Zugleich aber vertraute sie ihm auch, daß sie dabei die Entdeckung gemacht habe, der junge deutsche Architekt sei nach dem Staatsstreiche, wegen Theilnahme am Barricadenkampfe, zur Deportation verurtheilt worden, habe sich aber mit den beiden Werkmeistern Maquets durch Flucht aus dem Gefängnisse der Vollziehung des Spruches zu entziehen gewußt, worauf es ihm gelungen sei, sich unter der Maske eines Maurergesellen, die er aber jetzt bereits wieder abgelegt, in Paris verborgen zu halten. Er besorge Baugeschäfte für den Architekten Ramenais und wohne bei einem Freunde, dem Maurer Francois Gautier, demselben, der als Warner im Namen der Freirichter in Maquets Hause erschienen sei. Die letzteren Nachweisungen hatte sie in schlauer Weise ihrem Gatten zu entlocken gewußt.

Der Baron fand ihren Bericht auch einer ernsten Beachtung werth und notirte sich Einiges über ihre Aussage. Dann aber verfiel er wieder in sein finsteres Sinnen, wodurch sich Helene endlich verletzt fühlte, da sie zärtliche Beweise seiner Dankbarkeit erwartet hatte.

Auch ihre Züge verfinsterten sich und sie begann endlich nach einer Pause wieder: „Ich dürfte es jedoch bald müde werden noch länger die Spionin für Sie zu spielen, wenn meine Berichte und Bemühungen ferner ohne Erfolg bleiben."

„Wie verstehen Sie das, Madame?" fragte Albert Dermont keineswegs freundlicher.

„Ich will damit nur sagen;" fuhr sie fort; „daß ich die Gründe nicht begreife, welche Sie veranlassen können, den alten Maquet und seine ganze Sippschaft zu verschonen, nachdem ich Ihnen doch durch die geheimen Papiere des Ersteren die überzeugendsten Beweise in die Hände gegeben habe, daß sie Alle noch der „Marianne" angehören. Man hat eine große Anzahl Mitglieder des Bundes verhaftet, warum aber läßt man Maquet und die Seinigen frei?"

„Ich hätte Ihrem Scharfsinne mehr zugetraut;" sprach der Baron, ihr einen Blick zuwerfend, der beinahe geringschätzend zu nennen war. „Begreifen Sie nicht, daß der alte Maquet und die Seinigen nur deshalb verschont werden, um ihre Bundesgenossen mit Mißtrauen gegen Sie zu erfüllen, und sie zu Gewaltschritten gegen sie zu reizen? Daß man die geheimen Papiere, welche die zahlreichen Verhaftungen veranlaßten, bei Maquet gefunden, ist absichtlich unter dem Publikum verbreitet worden, und es wird sicher seine Früchte tragen. Man hört schon jetzt ganz laut den Fabrikanten des Verraths anklagen und ein förmlicher Bruch zwischen ihm und dem Bunde scheint unausbleiblich; dann aber läßt sich auch hoffen, daß er uns frei-

willig weit wichtigere Aufklärungen über die „Marianne“ geben wird, als wir in seinen Papieren gefunden.“

Helene schien aber diese Hoffnung nicht zu theilen und erklärte, daß sie überzeugt sei, der alte Maquet werde schweigen über Alles was den Bund betreffe, selbst wenn man ihn aus demselben ausstieße.

Der junge Deutsche soll jedoch wo möglich heute noch verhaftet werden und seiner wohlverdienten Strafe nicht entgehen;“ fuhr der Baron fort, sie scharf anblickend; und um so mehr werde ich mich beeilen meine Maßregeln zu treffen, wenn Ihnen ein Dienst damit geschieht.“

„Mir?“ rief sie heftig auffahrend; „wie kommen Sie auf eine solche Idee?“

„Ja, Ihnen;“ versetzte er nachdrücklich; „denn ich weiß ja, daß Sie Alles hassen, was mit Maquets in Verbindung steht, und vielleicht haben Sie noch ganz besondere Ursachen, weshalb Sie den jungen Architekten aus dem Wege geräumt sehen möchten.“

Helene vermochte jetzt ihren Zorn kaum noch zu unterdrücken und es wäre jedenfalls zu einem sehr heftigen Streite zwischen Beiden gekommen, hätte der Baron nicht plötzlich seine finstere, zurückhaltende Laune fallen lassen, und sie zärtlich umschlingend, ihr ein freundliches Gesicht gezeigt; wobei er zu ihr sprach: „Erzürnen wir uns nicht; ich habe noch von andern Dingen mit Ihnen zu reden. Zuerst erlauben Sie mir, meine schöne, theure Helene, Ihnen mein Compliment zu machen, über die scharfsinnige Weise, mit welcher sie es neulich versuchten, die ganze Familie Maquet

auf einmal aus der Welt zu schaffen. Wahrlich, der ganze Plan war so schlau und sicher angelegt, daß ich jetzt noch nicht begreife, wie er mißlingen konnte. Ich bitte Sie, theilen Sie mir doch gefälligst alles Nähere darüber mit."

Medards Gattin war erstaunt und zugleich in Verlegenheit gesetzt. Sie hatte nicht die Absicht gehabt, dem Baron ihre verunglückte Brandstiftung zu entdecken, da er aber so freundlich und versöhnlich zu ihr sprach, und und die Erwähnung ihres entsetzlichen Planes in einem Tone geschah, welcher ihr seine Beistimmnng zu verbürgen schien, so glaubte sie keinen Anstand nehmen zu dürfen, ihm das Geheimniß, welches sie bisher ganz allein in ihrem Herzen verschlossen hatte, zu offenbaren. Sie theilte ihm deshalb auch, ihre gewohnte Klugheit gänzlich vergessend, und sicher auf seinen Beifall rechnend, ihre verbrecherische That in allen ihren Einzelheiten mit; doch als sie geendet hatte, erschrak sie über die furchtbare Veränderung, die sich auf's Neue in den Zügen und dem ganzen Wesen des Barons zeigte.

Seine Stirn hatte sich wieder verfinstert, sein Blick war kalt und streng und mit einer Geberde des Abscheu's zog er den Arm, den er um ihren Nacken gelegt hatte, zurück. Dann sprang er vom Sopha empor und rief ihr in großer Aufregung zu: „So hat mich meine Ahnung doch nicht betrogen! Das haben Sie also wirklich gethan, Madame?"

„Aber, mein Himmel! Wie sind Sie doch heute so seltsam?" entgegnete sie ganz bestürzt. „Sie wechseln heute Ihre Launen, wie ein Chamäleon seine Farbe.

Haben Sie mich doch selbst aufgefordert Ihnen mein Geheimniß zu enthüllen und ich glaubte Ihnen durch mein offenherziges Vertrauen einen Beweis meiner Liebe zu geben —"

Entweihen Sie dieses Wort nicht!" unterbrach er sie heftig. „Ich habe zwar stets meinen Leichtsinn walten lassen, bei den zärtlichen Verbindungen, die ich knüpfte, aber ein Schauder ergreift mich, wenn ich bedenke, daß ich mich wegwerfen konnte, an ein Geschöpf, welches zu so scheußlichen Verbrechen fähig ist. Also bis zur Brandstifterin, bis zur Mordbrennerin sind Sie herabgesunken, blos um Ihre niedere Habgier zu befriedigen? Gehen Sie! Verlassen Sie auf der Stelle mein Haus, und lassen Sie sich nie wieder vor meinen Augen blicken, wenn Sie wollen, daß ich Ihr gräßliches Geständniß verschweigen soll; obgleich mir die Pflicht gebietet, Sie augenblicklich den Gerichten zu übergeben."

Wie vom Blitze getroffen war Helene in die Kissen des Sopha's zurückgesunken, uud die Hände ringend, stöhnte sie: „Albert, so höre mich doch! Um Deinetwillen, um unserer Liebe willen habe ich es gethan!"

Doch heftig fuhr er auf: „Verflucht sei diese Liebe, die zum gemeinen Verbrechen greift, um zum Ziele zu gelangen. Haben Sie jemals geglaubt, mich zum Mitschuldigen Ihrer schmachvollen That zu machen? Dann haben Sie sich getäuscht; denn konnte ich mich auch bis zum Polizeiagenten herabwürdigen, so geschah es doch nur in der Absicht, meinem Vaterlande und der gegenwärtigen Regierung, der ich treu und redlich anhänge,

meine Dienste zu leisten. Aber es fließt noch edles Blut genug in meinen Adern, welches mich vor dem Gedanken schützt, jemals der Mitschuldige einer Mordbrennerin zu werden. Verlassen Sie mein Haus, auf der Stelle;" fuhr er fort, indem er sie unsanft aufrüttelte und vom Sopha emporzog. „Unsere Verbindung ist gelöst für immer und ewig, und ich danke dem Himmel, daß er ihre schändlichen Pläne vereitelte! Gehen Sie!"

Helene befand sich in einem entsetzlichen Zustande. Wuth, Rache und Beschämung tobten in ihrer Brust und doch fühlte sie sich, wie betäubt, wie gelähmt und war nicht im Stande auch nur noch ein einziges Wort zu ihrer Entschuldigung hervorzubringen. Mechanisch schritt sie nach der Thür, ging über den Vorsaal und wankte die Treppe hinab, wobei nur ein leises Stöhnen über ihre Lippen drang. Sie hörte nur noch, wie der Baron seinem Diener befahl, sie nie wieder iu seine Zimmer einzulassen und sie rücksichtslos aus dem Hause zu weisen, wenn sie es wagen sollte, dasselbe wieder zu betreten.

Als sie die Straße erreichte, sah sie so bleich und verstört aus, daß die Vorübergehenden sie theils neugierig, theils theilnehmend anschauten, und erst, als sie dies bemerkte, kehrte ihre Besinnung wieder zurück. Sie sah sich nach einem Miethwagen um und glücklicherweise kam gerade einer, der leer war, aus einer Seitenstraße. Sie winkte dem Kutscher und nachdem sie ihm ihre Wohnung genannt hatte, stieg sie ein, und schloß beide Fenster. Aber kaum hatte sie sich auf die Sitz-

kissen niedergelassen, so brach sie in heftiges Schluchzen aus, welches sie kaum so weit zu unterdrücken vermochte, daß es das Geräusch der rollenden Räder nicht übertönte. So kam sie nach Hause und begab sich sogleich in ihre Wohnung hinauf, die sie leer fand, da Medard noch im Comptoir beschäftigt war. Hut und Mantille von sich werfend, sank sie auf den Sopha und suchte nur vor Allem ihre Thränen zu stillen, was ihr auch bald gelang. Dann starrte sie mit glühenden, trockenen Augen unheimlich vor sich hin und suchte Fassung zu gewinnen. Aber das Gefühl der Beschämung über die schmachvolle Behandlung, die sie von dem Manne, den sie so leidenschaftlich liebte, hatte erdulden müssen, hielt die innere Empörung noch lange in ihrem Busen wach und erst als der Entschluß in ihr reifte, Rache an ihm zu nehmen, wurde sie ruhiger und bald war sie im Stande ihre Gedanken wieder zu ordnen.

Sie vermochte kaum zu begreifen, weil bereits eine gänzliche Demoralisation in ihrem Innern herrschte, wie der Baron ihren entsetzlichen Plan hatte so streng richten können; da sie ihn doch nur entworfen hatte um dadurch zu dem Ziele einer festeren Vereinigung mit ihm zu gelangen. Denn sie glaubte, wenn nur erst die ganze Familie Maquets vernichtet wäre, ihren Gatten leicht beseitigen und dann in den Besitz des ganzen Vermögens treten zu können. Der Baron Dermont war aber bei aller seiner Versunkenheit, doch noch in der That zu viel Edelmann, um eine solche Vernichtung der ganzen Familie durch ein gemeines Verbrechen zu billigen. Hätte er sie Alle, wegen politischer

Vergehungen dem Gerichte zu lebenslänglicher Haft überliefern können, so würde er es ohne Bedenken gethan und selbst seinen ganzen Einfluß benutzt haben, daß man Helenen den größten Theil des Vermögens zugesprochen hätte. Wäre sie auf solche Weise frei geworden, so würde er sie zwar schwerlich geheirathet, aber sich doch näher mit ihr verbunden haben, um an ihrer Seite auch seinen Antheil des gewonnenen Reichthums zu genießen. Aber gegen die verbrecherischen Mittel, die sie angewendet hatte, um Freiheit und Gold zu erringen, empörten sich doch alle seine Gefühle schon aus dem einfachen Grunde, weil sie ihn in den gefährlichen Verdacht einer Mitschuld hätten bringen können. Aber es wurde ihm dadurch auch ein neuer Blick in Helenens Charakter erschlossen, der ihm Schauder erregte und er fühlte, wie sich seine Leidenschaft, die er für sie empfunden hatte, plötzlich in Abscheu umwandelte.

Dies Alles hatte sie in ihrer tiefen Versunkenheit nicht berechnet und sie bereute es daher bitter, daß sie durch das Eingeständniß ihrer bösen That, ihm einen so tiefen Einblick in ihr Herz vergönnt hatte. Aber es war jetzt zu spät, um die Folgen zu beseitigen; denn er würde einem Widerrufe keinen Glauben geschenkt haben. Nie in ihrem Leben hatte sie eine ärgere Demüthigung erfahren, und der Gedanke, daß ihr Liebesband für immer zerrissen sei, brachte sie fast zur Verzweiflung. Zugleich sollte sie auch noch die Folter der Eifersucht empfinden; denn sie hielt sich überzeugt, daß der Baron irgend ein anderes Verhältniß angeknüpft, und die Gelegenheit nur benutzt habe sich von ihr zu

trennen. Daß sie sich auf irgend eine Weise empfindlich an ihm rächen müsse, schien ihr klar, doch so viel sie auch ihr Gehirn zermarterte, kam ihr doch kein Gedanke, den sie hätte zu einem Racheplane verarbeiten können, der auch um so schwieriger auszuführen war, da er durch ihr übereiltes Geständniß die Mittel in Händen hatte, sie bei dem geringsten Verdachte, daß sie Intriguen gegen ihn spinne, zu verhaften und dem Schafotte zu überliefern.

An die Tage, die ihr nun bevorstanden, mochte sie kaum denken; denn sie war der Verstellung, die sie früh und spät hatte üben müssen, schon längst müde. Sie fühlte keine Kraft mehr in sich, ihr entsetzliches Spiel, welches bisher zwar den Erfolg gehabt ihre Umgebung zu täuschen, aber jetzt ihr weniger als jemals die Aussicht bot, ihr ersehntes Ziel zu erreichen und in den Alleinbesitz des großen Vermögens zu gelangen, noch weiter fortzuspielen. Sie wollte lieber Alles aufgeben, als noch länger ihrem Gatten und den Seinigen, die sie Alle so bitter haßte, Liebe zu heucheln und sich einem so einfachen, patriarchalischen Leben zu unterwerfen, welches ihr die tödtlichste Langeweile verursachte.

„Dieses Haus wird mir unheimlich;" murmelte sie leise vor sich hin; „ich kann dieses ewige, ekelerregende Einerlei nicht länger mehr ertragen. Ich muß mein Spiel hier verloren geben, um es auf einem andern Schauplatze auf's Neue zu beginnen. Warum soll ich meine Jugend hier vertrauern, meine Reize hier verblühen sehen, während mir draußen die glänzende Welt mit allen ihren schönsten Genüssen winkt? Nur Muth

gefaßt! Ich will mich kühn in den Strudel werfen, und ich denke es soll mir besser glücken, wenn ich mich dreist auf den schäumenden Wogen des Lebens schaukele; denn noch bin ich jung und schön!"

Nach diesem Selbstgespräche schien ihre tiefe Niedergeschlagenheit plötzlich von ihr gewichen zu sein. Sie sprang vom Sopha empor, nahm ein Licht in die Hand, drehete sich damit vor dem Spiegel nach allen Seiten herum und betrachtete ihr Bild mit stolzen, glühenden Blicken. Dann ging sie nachsinnend im Zimmer umher und ehe eine halbe Stunde verging war ihr Entschluß gefaßt, ihr Plan entworfen.

Sie wollte noch einmal eine Comödie spielen, und diesmal sollte hauptsächlich ihr Gatte der Getäuschte sein, von dem sie sich jedenfalls zu trennen fest entschlossen war.

Als Medard endlich zu ihr eintrat, bemerkte er augenblicklich, daß sie geweint und sich in einer sehr aufgeregten Stimmung befunden hatte. Er fragte mit großer Theilnahme nach der Ursache, doch sie wollte ihm Anfangs nicht Rede stehen; endlich aber warf sie sich in seine Arme, lehnte ihr Haupt an seine Brust und sprach unter einem erkünstelten Schluchzen:

„Ach, ich fürchte, mein lieber, guter Medard, daß der schreckliche Zustand, an dem ich vor einiger Zeit litt, wiederkehren wird. Ich war heute bei meiner Pathe so zerstreut, daß ich ihr ganz verkehrte Antworten auf ihre Fragen gab; und dann tobte es in meiner Brust wieder, als ob ich in den heftigsten Zorn ausbrechen müßte, so daß ich auch die Präsidentin weit

früher verließ, als es gewöhnlich geschieht. Da sie ihre Equipage nicht zu Hause hatte, indem ihr Gemahl Gebrauch davon gemacht, ließ sie mich in einem Miethwagen nach Hause fahren, und als ich so ganz allein saß, da kamen mir so seltsame Erscheinungen, die mich in großen Schrecken versetzten. Erst als ich hier unser Zimmer wieder betrat, verschwanden die entsetzlichen Bilder, aber dann mußte ich viel weinen, denn ich fühlte mich so unglücklich, weil ich nicht mehr daran zweifeln konnte, daß nun vielleicht bald mein Zustand wieder zurückkehren würde."

Medard suchte sie in der liebreichsten Weise zu trösten und zu dem Glauben zu bewegen, daß das Uebel diesmal nicht zum Ausbruche kommen werde, auch erbot er sich sogleich einen Arzt kommen zu lassen, der vielleicht vorbeugende Mittel anwenden, oder sonst gute Rathschläge geben könnte; doch sie bat ihn sehr entschieden es nicht zu thun; denn sie wollte kein Aufsehen erregen und die Familie nicht in Unruhe versetzen.

„Auch glaube ich das einzige Mittel, welches mir helfen könnte, selbst zu kennen;" fuhr sie fort; „und es liegt ganz in Deiner Hand, mein guter Medard, mir es zu gewähren. Ich fühle, daß das einförmige Leben hier im Hause, obgleich ich es recht lieb gewonnen, nicht wohlthuend auf meinen Geist wirkt, der viel zu lebhaft ist, um sich mit dem täglichen Einerlei begnügen zu können. Wahrscheinlich werde ich mich später auch daran gewöhnen, wenn mit der Zeit mein lebhaftes Temperament ruhiger geworden ist. Jetzt aber halte ich mich fest überzeugt, daß mich nur eine Veränderung

des Aufenthaltes, eine Veränderung meiner ganzen Umgebung, die mir eine ganz andere Gedankenrichtung gewähren würde, vor einem neuen Ausbruche des unseligen Wahnsinns bewahren kann."

„Wie? Du wolltest mich verlassen?" rief Medard ganz bestürzt. „Und wohin wolltest Du Dich wenden? Hast Du auch schon daran gedacht?"

„Ich habe daran gedacht und wenn Du mich liebst, mein guter Mann, wirst Du gewiß meinem Wunsche nicht widerstreben, da seine Erfüllung ja nur zu meinem Wohle dienen soll;" entgegnete sie, seine Hand ergreifend und sie sanft an ihr Herz drückend. „Vor einiger Zeit theilte ich Dir mit, daß ich zufällig, als ich meine Pathe nicht zu Hause fand, meine liebste Jugendfreundin antraf, die in der Nähe von Straßburg an einen reichen Gutsbesitzer verheirathet ist. Louison Saville, obgleich sie eine reiche Dame geworden ist, war außerordentlich freundlich gegen mich und ich fand ihr edles, treues Herz ganz unverändert. Sie bat mich so dringend sie auf längere Zeit zu besuchen, daß ich es ihr schon damals halb und halb versprach. Ich bin überzeugt, daß ich die liebreichste Aufnahme finden würde und ein mehrwöchentlicher Aufenthalt auf dem Lande, das ist gerade die Veränderung, deren ich zur Erhaltung meiner Gesundheit nothwendig bedarf. Du wirst dies gewiß einsehen, mein guter Medard, und mich nicht verhindern, die treffliche Gelegenheit, die sich mir darbietet, um ganz wieder zu genesen, zu benutzen. O, ich freue mich schon jetzt wie ein Kind auf den Augenblick,

wo ich so recht heiter, und so recht gesund an Geist und Körper zu Dir zurückkehren werde."

Medard hatte ihr mit der größten Aufmerksamkeit und Theilnahme zugehört und so schmerzliche Empfindungen auch der Gedanke an eine, wenn auch nur kurze Trennung von Helenen in ihm erweckte, so fand er doch keinen Grund, der triftig genug gewesen wäre, ihren Wunsch zu verweigern, da es sich hier wirklich um ihre Gesundheit zu handeln schien. Er willigte deshalb auch, obgleich mit sehr betrübter Miene, ein, und überließ es ihr den Tag der Abreise zu bestimmen, und alle nöthigen Vorbereitungen dazu zu treffen, wofür sie ihn mit Liebkosungen überhäufte und ihn wohl hundert Mal ihren liebsten, besten Mann nannte.

Auch den übrigen Familienmitgliedern wurde ihr Plan mitgetheilt, jedoch ohne den eigentlichen Bewegungsgrund zu verrathen, denn ihr vorgeblicher Wahnsinn war Allen geheim gehalten worden. Sie fanden es auch ganz natürlich, daß sie sich darnach sehnte ihre Jugendfreundin einmal zu besuchen, und gönnten ihr das Vergnügen, welches sie sich davon versprach, aufrichtig, ohne auch nur den geringsten Verdacht zu hegen, daß sie irgend eine andere Absicht dabei haben könne.

Helene aber beeilte ihre Abreise, die sie schon auf den dritten Tag festgesetzt hatte, und beschäftigte sich in der Zwischenzeit theils mit Einpacken ihrer werthvollsten Sachen; denn sie wollte in dem Hause des reichen Gutsbesitzers so anständig als möglich auftreten, theils verwendete sie ihre Zeit auch noch auf einige Ausgänge, zu welchen sie sich, wie sie vorgab, noch durch mehrere

Besorgungen und Einkäufe gezwungen sah. Am Vorabende ihrer Abreise aber, wußte sie eine lebhafte Betrübniß zu äußern, als ob es ihr sehr nahe ginge ihren Gatten und die ganze Familie, wenn auch nur auf eine kurze Zeit zu verlassen und da sie am nächsten Morgen den Eisenbahnzug, welcher sehr früh abging, benutzen wollte, so nahm sie gleich nach dem Abendessen den zärtlichsten Abschied von Allen. Sobald sie sich aber mit ihrem Gatten wieder allein in ihrer Wohnung befand, trocknete sie ihre Thränen und sprach zu ihm wehmüthig lächelnd: „Wir wollen uns den Abschied nicht zu schwer machen; denn wir sehen uns ja bald wieder. Ich will uns noch ein paar Gläser Punsch bereiten, Du weißt ja, es ist mein Lieblingsgetränk; die laß uns leeren und dann zur Ruhe gehen."

Medard hatte nichts dagegen einzuwenden; denn auch er fühlte sich beklommen, durch die bevorstehende Trennung. Er hätte sie so gern begleitet, doch seine Geschäfte erlaubten es ihm gerade jetzt nicht, sich auch nur auf einen Tag aus dem Comptoire zu entfernen, und da sie sich in den letzten Tagen stets sanft, ruhig und liebreich gegen ihn gezeigt, so fürchtete er auch keinen nahen Ausbruch ihres vorgeblichen Uebels und glaubte sie sich während ihrer Reise selbst überlassen zu können.

Wenige Minuten, nachdem sie das Zimmer verlassen hatte, kehrte sie auch schon mit dem Getränke zurück.

Medard fand es vortrefflich und sie stießen mit einander an, auf baldiges, fröhliches Wiedersehen, und Helene zeigte sich so zärtlich gegen ihren Gatten, daß

dieser sich ganz beseeligt fühlte. Doch gerade wie an jenem Abende, an welchem die Brandstiftung stattfand, fühlte er sich auch schon, nachdem er das Getränk genossen hatte, nach wenigen Minuten, wie gelähmt und der Schlaf drückte mit bleierner Schwere auf seine Augenlider. So ließ er sich denn auch durch Helenens Schmeichelworte bewegen, sich zur Ruhe niederzulegen, und kaum war dies geschehen, verfiel er auch schon in einen schweren betäubenden Schlummer, der ihn so gefesselt hielt, daß er nichts mehr bemerkte, was um ihn her vorging.

Helene stand lange mit verschränkten Armen vor seinem Bette und betrachtete ihn mit Blicken des Hasses und der Verachtung. Nach einer langen Pause rüttelte sie ihn, rief ihn laut bei seinem Namen und als sie sich überzeugt hatte, daß alle die gewöhnlichen Erweckungsmittel nichts fruchteten, und daß er nicht mehr im Stande war sich den Armen des Betäubungsschlafes zu entwinden, verließ sie ihn.

Ungefähr bis Mitternacht beschäftigte sie sich noch mit Einpacken ihrer Effecten und stopfte noch alles irgend Werthvolle, was hier und da herum lag, in ihre Koffer. Dann durchsuchte sie die Kleider ihres Gatten, nahm mehrere Schlüssel heraus und verließ damit das Schlafgemach. Draußen aber blieb sie stehen und lauschte.

Im ganzen Hause herrschte die tiefste Stille, denn alle Bewohner desselben hatten sich schon längst zur Ruhe begeben, und mit leisen Schritten stieg sie nun die Treppe hinab. Unten auf der Hausflur wendete sie sich rechts, schloß das Comptoir auf, und schlüpfte

behende hinein. Jetzt erst zündete sie eine kleine Blendlaterne an, die sie mitgenommen hatte und wendete sich zu einer eisernen Geldkiste, die in einem Winkel stand, am Boden festgeschraubt. Sie hatte das Geheimniß der Oeffnung derselben ihrem Gatten längst abgelauscht, und mit Hülfe der Schlüssel, die sie aus seinen Kleidern genommen, gelang es ihr, ohne Schwierigkeit die Schlösser zu öffnen. Zur Untersuchung des Inhaltes nahm sie sich Zeit. Mehrere große Säcke, welche Silbergeld enthielten, ließ sie unbeachtet, aber einen Beutel, welcher mit Gold gefüllt war, nahm sie heraus. Hauptsächlich war aber ihre Aufmerksamkeit auf ein besonderes Fach gerichtet, in welchem verschiedene Paquete mit Werthpapieren lagen, die ihr aber sämmtlich nicht leicht zu versilbern schienen. Endlich fand sie zwanzig Stück Bankbillets, jedes zu tausend Franken, und da sie wußte, daß dieselben so gut wie die gangbarste baare Münze waren, steckte sie dieselben zu sich; dann brachte sie Alles wieder mit der größten Genauigkeit in dieselbe Ordnung, wie sie es gefunden hatte, verschloß die Casse wieder vorsichtig, verbarg den Beutel mit den Goldstücken unter ihrem großen Umschlagtuche, und verließ das Comptoir, das sie auch wieder hinter sich verschloß.

Nachdem sie die Laterne verlöscht hatte, schlich sie wieder die dunkle Treppe hinauf und erreichte ihre Wohnung wieder unbemerkt. Sie ging aber nicht in das Schlafzimmer, sondern in das Nebengemach, wo ihre Koffer standen, und rasch verbarg sie auf dem Boden eines derselben, sowohl den Beutel mit den Goldstücken, als auch das Päckchen mit den Banknoten, indem sie

Kleider und andere Effecten wieder darauf packte. Erst nachdem sie dann den Koffer wieder fest verschlossen und ihn noch außerdem kreuzweis mit einem Tau umwunden hatte, begab sie sich in das Schlafgemach zurück und fand Medard, in unveränderter Lage, so wie sie ihn verlassen, in den Banden des Betäubungsschlummers, in den sie ihn versetzt hatte. Vorsichtig steckte sie nun die entwendeten Schlüssel wieder in dieselben Taschen der Kleidungsstücke, aus welchen sie sie genommen hatte und warf sich dann, nur halb entkleidet, auf ihr Bett.

Sie hätte wohl gern noch ein paar Stunden die nächtliche Ruhe genossen, aber der Schlaf wollte nicht kommen; denn obgleich sie sich ruhig hielt, befand sie sich doch in großer Aufregung und ihre Gedanken wirrten sich wild durcheinander. Tausend Bilder einer glänzenden und genußreichen Zukunft flirrten vor ihren Augen vorüber, und so dämmerte der Morgen, ohne daß sie die Augen auch nur geschlossen hatte.

Als sie bemerkte, daß die Nacht vorüber sei, erhob sie sich rasch und begann mit Anwendung aller Erweckungsmittel ihren Gatten aus seinem Schlafe aufzurütteln, was ihr aber erst nach geraumer Zeit und mit großer Anstrengung gelang.

Medard, welcher ausdrücklich erklärt hatte, sie wenigstens bis nach dem Bahnhofe begleiten zu wollen, konnte sich kaum erklären, weshalb er so früh schon geweckt worden sei, und fühlte sich noch so betäubt, daß er es kaum zu begreifen vermochte, wie seine Frau im Begriffe stehe abzureisen. Doch kleidete er sich mechanisch an und als er endlich wieder zur Besinnung gelangte,

hielt der Wagen, den Helene selbst schon am vergangenen Tage bestellt hatte, vor der Thür und die Koffer und die übrigen Effecten wurden aufgepackt. Das Ehepaar stieg hierauf ein und rasch ging es fort nach dem Bahnhofe.

Medard befand sich in einer außerordentlich traurigen und niedergeschlagenen Stimmung und auch Helene affectirte eine schmerzliche Bewegung. Doch da der Zug eben abgehen wollte, suchte sie den Abschied so viel als möglich abzukürzen, nahm eilig Platz in einem Waggon und wenige Minuten später braus'te das Dampfroß mit ihr davon.

Medard aber stand noch lange dem Zuge nachschauend, der ihm seine Helene entführte, und die Beklommenheit seines Herzens stieg immer mehr, obwohl er noch keine Ahnung davon hatte, daß seine Gattin ihn verlassen, um nie wieder zu ihm zurückzukehren.

Erst als die Rauchsäule seinen Blicken entschwunden war, verließ er seinen Standpunkt und kehrte traurig nach seiner Wohnung zurück.

Helene benutzte den Eisenbahnzug nur bis Epernay, dort stieg sie aus, ließ sich ihr Gepäck aushändigen, hielt sich den ganzen Tag über in dem Zimmer eines Gasthauses zurückgezogen, und fuhr am Abende mit allen ihren Effecten, mit einem Zuge, welcher von Straßburg kam, wieder nach Paris zurück, wo sie anlangte, als es schon dunkel geworden war. Ein dichter Schleier, welcher von ihrem Hute herabfiel, deckte ihr Gesicht, und so stieg sie in einen Miethwagen, und ließ sich nach einer Straße fahren, die eben so weit von dem Bahn-

hofe, wie von Maquets Fabrik entfernt war, wo sie eine elegante Wohnung gemiethet hatte.

XIII

An demselben Tage, an welchem Helene abgereist war, sollte Medard, im Namen des Hauses Maquet mehrere Wechsel bezahlen, und hatte dazu die zwanzig tausend Franken in Bankbillets und den Beutel mit Gold, welche seine Gattin in vergangener Nacht aus der Casse entwendet, dazu bestimmt. Sobald er vom Bahnhofe heimkehrte, begab er sich daher zuerst in das Comptoir, um die nöthigen Summen aus der Geldkiste herauszunehmen und in sein Pult zu legen, damit er sie gleich bei der Hand habe, wenn die Wechsel präsentirt würden. Zu seinem Schrecken fand er aber weder die Banknoten noch das Gold und doch wußte er genau die Stelle anzugeben, wohin er sie am vorigen Abende, ehe er Casse und Comptoir geschlossen, gelegt hatte.

Er fühlte sich noch durch den genossenen, betäubenden Trank, wie gelähmt an allen Gliedern, und empfand ein heftiges Kopfweh, welches durch die beängstigende Entdeckung, die er so eben gemacht hatte, nur noch vermehrt wurde. Aechzend und stöhnend sank er in sich zusammen und mußte mit Gewalt alle seine Gedanken auf einen festen Punkt richten, um seine Besinnung nicht zu verlieren. Das Verschwinden des Geldes erschien ihm um so unbegreiflicher, da er kaum

annehmen konnte, daß ein Diebstahl stattgefunden habe, da weit größere Summen als das Vermißte in andern Werthpapieren und in Silber unberührt geblieben waren und sich in bester Ordnung vorfanden. Auch zeigte sich nirgends die geringste Spur eines Einbruchs und eben so wenig fand sich an der Geldkiste auch nur das geringste Zeichen, daß sie geöffnet worden war. Die Schlüssel hatte er in seinen Kleidern gefunden wie gewöhnlich und da außer ihm nur der alte Maquet allein noch Schlüssel zum Comptoir und zur Casse besaß, so blieb ihm nur noch die einzige Vermuthung übrig, daß dieser vielleicht das Geld herausgenommen und sich entschlossen habe, die fälligen Wechsel selbst zu bezahlen.

Er ging sogleich zu ihm und befragte ihn, ohne dabei seine Bestürzung verbergen zu können; doch der Greis entgegnete ihm mit dem größten Erstaunen, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen sei, die Summen aus der Casse zu entnehmen. Er ging auch sogleich mit ihm in das Comptoir hinab und untersuchte dort Alles genau mit ihm; doch fanden sie Nichts was ihnen hätte Aufschluß über den räthselhaften Vorfall geben können. Auch der alte Maquet zeigte sich sehr bestürzt über den Verlust; doch auch er schien keine Vermuthung darüber zu haben, auf welche Weise derselbe herbeigeführt worden war; wenigstens gab er es nicht durch irgend eine Aeußerung zu erkennen. Er gab seinem Verwandten nur die nöthigen Anweisungen die Wechsel mit dem vorhandenen Silbervorrath zu decken, wodurch freilich die Baarfonds der Casse übermäßig erschöpft wurden und entfernte sich dann wieder. Medard fand

aber den ganzen Morgen hindurch keine Ruhe; er fühlte sich zu jeder Arbeit untüchtig, und ging im Comptoir auf und ab, wie von einem bösen Traume umhergetrieben.

Endlich sank er ganz erschöpft in einen Sessel, sein Gesicht gegen die Geldkiste gekehrt und mit verschränkten Armen vor sich hin auf den Boden starrend.

Die Geldkiste war eins jener alterthümlichen Behältnisse, welches auf eisernen Löwenklauen stand, die in die Dielen festgeschraubt waren. Deshalb blieb auch zwischen dem Boden der Kiste und der Diele ein, ungefähr zollhoher, leerer Raum. In diesem dunkeln Raume nun, ziemlich vorne am Rande der Casse, glaubte Medard, während seines Hinstarrens auf dem Boden, plötzlich einen funkelnden Gegenstand zu erblicken.

Er sprang vom Stuhle auf, und sich niederbeugend zog er ihn unter der Kiste hervor. Kaum hatte er aber einen Blick darauf geworfen, als er an allen Gliedern zu zittern begann; denn je länger er auf den gefundenen Gegenstand hinblickte, desto mehr überzeugte er sich, daß es Helenens Trauring sei, den er in seiner Hand hielt. Wie vom Schlage getroffen, sank er in den Sessel zurück, als ihn diese neue Entdeckung wieder in die heftigste Bestürzung versetzte. Er erinnerte jetzt ganz deutlich, daß er am vergangenen Abende, während er mit seiner Gattin, auf seinem Zimmer, den von ihr bereiteten Punsch getrunken, den Ring noch an ihrer Hand gesehen, ja, daß er damit gespielt und die Bemerkung dabei gemacht habe, daß er ihr zu weit sei; worauf sie noch lächelnd erwidert: daß er ihr wohl passen werde, wenn sie wieder zurückkehre; denn sie

hoffe durch ihren Aufenthalt auf dem Lande an Körperfülle zuzunehmen.

Wie war nun derselbe Ring in das verschlossene Comptoir unter die Geldkiste gekommen?

So viel er auch darüber grübelte, so wußte er doch diese Frage nicht anders zu beantworten: als dadurch, daß seine Gattin in vergangener Nacht selbst noch im Comptoir gewesen und den Ring dort verloren haben müsse. Kaum aber hatte sich dieser Gedanke als unwiderleglich in ihm festgesetzt, als auch ein schrecklicher Verdacht in ihm erwachte.

Er erinnerte, daß er gleich nach Genuß des Punsches eine unüberwindliche Müdigkeit empfunden, und sich bald darauf zu Bett gelegt, worauf er sogleich eingeschlafen. Ferner: daß Helene ihn bei Anbruch des Tages mit Gewalt habe aus dem Schlafe rütteln müssen, daß er während ihrer Fahrt nach dem Bahnhofe eine schwere Betäubung nicht habe los werden können, und der Kopfschmerz, der ihn noch immer peinigte, bestärkte ihn in dem Argwohne: daß das Getränk, welches er am vergangenen Abende genossen, mit irgend einem narkotischen Zusatze vermischt gewesen sei. Hatte dies seine Gattin aber wirklich gethan, so konnte es in keiner andern Absicht geschehen sein, als um ihn in einen Betäubungsschlaf zu versenken, damit sie ungestört einen geheimen Plan ausführen könne.

Er schauderte davor zurück, es nur zu denken, und doch drängte sich ihm der Gedanke unwillkürlich auf: daß dieser Plan kein anderer gewesen, als die fehlenden Summen aus der Casse zu entwenden. Um dies aus-

zuführen hatte sie nur nöthig gehabt, die Schlüssel aus den Taschen seiner Kleider zu nehmen. Es wurde ihm klar, daß sich deshalb auch nicht die geringste Spur einer ungewöhnlichen oder gewaltsamen Eröffnung der Comptoirthür und Geldkiste gezeigt hatte. Dabei hielt er sich aber fest überzeugt, daß sie keineswegs nach vernunftfreier Ueberlegung und aus einem bösen Gelüste der Habgier gehandelt, sondern daß sie das Verbrechen, in Folge einer fixen Idee und unter dem Einflusse des Wahnsinnes, an den er noch immer glaubte, begangen habe. So wenig kannte er ihren wahren Charakter, daß er meinte sie durch ihre vorgeblichen Anfälle des Irrsinnes, als unzurechnungsfähig darzustellen und zu entschuldigen. Freilich mußte er sich auch bekennen, daß diese angebliche Geisteszerrüttung sich bisher nur in heftigen Zornesausbrüchen gezeigt, keineswegs aber in heimlicher Ausführung so raffinirter Pläne. Doch hatte er oft gehört, daß sich der Wahnsinn bei einem und demselben Individuum in ganz verschiedener Weise zeige, und von der ruhigen, versteckten Schlauheit nicht selten zur offenen Wuth und Gewaltthat überspringe und umgekehrt. Da er aber diesen Glauben einmal festhielt, so führte er ihn auch zu einem weiteren Verdachte. Die Brandstiftung, welche kürzlich im Hause stattgefunden, war ihm stets räthselhaft geblieben; denn er theilte die Ansicht des alten Maquet durchaus nicht, daß der Bund der Freirichter seine Hände dabei im Spiele gehabt habe.

Er erinnerte, daß er sich am Abende vor dem Brande, durch den Genuß des Punsches, den seine Gattin gleichfalls bereitet und der nur auf ihren Wunsch

der ganzen Familie geboten wurde, in denselben Zustand der Betäubung versetzt gefühlt habe, wie gestern, und daß alle Familienmitglieder dieselbe Wirkung empfunden. Allen Anzeichen nach konnte aber damals das Verbrechen nur von einem Hausgenossen, der die Lokalität genau kannte und sich der nöthigen Schlüssel zu bemächtigen vermochte, begangen sein. Zu welchem Zwecke sie aber den schrecklichen Plan zur Ausführung gebracht haben sollte, blieb ihm freilich dunkel.

Er befand sich in einem entsetzlichen Zustande und fühlte sich völlig rathlos.

Er litt aber um so mehr, da er sich Niemandem anvertrauen konnte; denn um Alles in der Welt hätte er seiner Familie seine Entdeckung, die den schrecklichen Verdacht gegen seine Gattin in ihm heraufbeschworen, nicht mittheilen mögen. Er hatte ja ihren vorgeblichen Wahnsinn bis jetzt den Seinigen verhehlt, und wenn er jetzt, um Helenen zu entschuldigen, hätte davon sprechen wollen, so würde man ihm kaum Glauben geschenkt haben, da ihr Benehmen in der letzten Zeit auch nicht die geringste Spur eines solchen Zustandes verrathen hatte. In der ersten Aufregung fiel es ihm ein, seiner Gattin ungesäumt nachzureisen; aber welchen Grund sollte er dem alten Maquet für eine solche Reise angeben, zu einer Zeit, wo er gerade in seinem Geschäfte nicht entbehrt werden konnte? Auch fühlte er nach reiflicher Ueberlegung, daß er gar nicht den Muth dazu habe, ihr mit einer so ehrenkränkenden Beschuldigung entgegen zu treten, und daß er ihren gefürchteten Zustand

durch einen übereilten Schritt vielleicht in der unheilvollsten Weise zum Ausbruche bringen könne.

Deshalb vermochte er auch zu keinem festen Entschlusse zu gelangen und unter Grübeleien und dumpfem Hinbrüten verfloß ihm die Zeit. Erst gegen Mittag vermochte er sich seinen gewöhnlichen Geschäften wieder zu widmen, doch den ganzen Tag über blieb er unruhig und zerstreut.

Am Abende endlich, als er allein in seinem Wohnzimmer saß, beschloß er an Helene zu schreiben und sie, ohne des Cassendiebstahls auch nur entfernt zu erwähnen, um Aufklärung zu bitten: wie ihr Trauring, den sie noch am Abende vor ihrer Abreise an ihrer Hand getragen, während der Nacht in das verschlossene Comptoir unter die Geldkiste gekommen sei? Zugleich schrieb er einige höfliche Zeilen an Madame Louison Saville und dankte ihr für die freundliche Einladung, die sie seiner Gattin kürzlich bei ihrer Anwesenheit in Paris habe zukommen lassen, und fügte noch die Bitte hinzu: seiner Helene, die bereits bei ihr eingetroffen sein würde, für einige Wochen eine freundliche Aufnahme zu schenken, da eine Veränderung des Aufenthaltes und eine liebreiche Umgebung, gewiß ungemein günstig auf ihren etwas angegriffenen Gesundheitszustand einwirken würde. Beide Briefe verschloß er in ein Couvert und adressirte dies an die Freundin Helenens selbst, auf dem Gute ihres Gatten, in der Nähe von Straßburg.

Am dritten Tage nach Absendung dieser Briefe erhielt er schon eine Antwort, die ihn aber in noch größere Unruhe und Bestürzung versetzte, als zuvor.

Louison Saville schrieb ihm in einem zurückhaltenden, keineswegs aber freundlichem Tone, daß sie gar nichts von seiner Gattin wisse, daß dieselbe nicht bei ihr eingetroffen, daß sie sie auch nicht eingeladen habe zu ihr zu kommen, indem sie kürzlich gar nicht in Paris gewesen, sondern seit ihrer Entfernung aus der Residenz, welche vor einigen Jahren geschehen, nicht wieder dahin zurückgekehrt sei, folglich auch Helenen nicht wieder gesehen habe.

Den an dieselbe gerichteten Brief ihres Gatten, sendete sie deshalb diesem wieder zurück.

Medard war außer sich, als er diese Erwiderung gelesen hatte. Sein Verdacht wurde ihm jetzt nicht allein zur Gewißheit, sondern er nahm auch eine weitere Ausdehnung an. Hatte sie ihm doch schon, an demselben Abende, an welchem der alte Maquet mit den Seinigen aus dem Gefängnisse in sein Haus zurückkehrte, damit gedroht, sich von ihm trennen zu wollen, und auf einen Theil des Vermögens Ansprüche erhoben. Sie hatte ihn damals versöhnt und sich zu entschuldigen gewußt, indem sie ihm in einer scheinbar reuigen Bewegung die Mittheilung machte, daß sie an einem periodischen Wahnsinne leide, welcher sie leider verführe gegen ihre eigenen, edleren Gefühle zu handeln. Er glaubte jetzt, daß jene unselige Geisteszerrüttung wieder über sie gekommen, sie veranlaßt habe ihn zu verlassen und sich der Geldsummen zu bemächtigen, verleitet durch die fixe Idee, daß ein Theil des Maquet'schen Vermögens ihr zugehöre?

Aber wohin hatte sie sich nun gewendet? Wo sollte

er sie aufsuchen, um sie zu sich zurückzuführen und endlich ernstliche Anstalten zu treffen, zu ihrer Heilung von dem vermeintlichen Wahnsinne durch ärztliche Hülfe. Was sollte er den Seinigen sagen? Durfte er ihnen die Erklärungen, die er durch Louison Saville erhalten, mittheilen? Würden sie dadurch nicht berechtigt worden sein zu dem schmählichsten Verdachte?

Endlich entschloß er sich wenigstens einen Tag darauf zu verwenden, um Nachforschungen nach ihr anzustellen. Er bat den alten Maquet um Urlaub, den er auch auf zwei Tage erhielt, da er ihm vorstellte, er fühle sich durch das unbegreifliche Verschwinden der Geldsummen so sehr angegriffen und aufgeregt, daß er sich durchaus eine Zerstreuung, durch einen Ausflug in die Umgegend von Paris vergönnen müsse, um Ruhe und die Befähigung zur Arbeit wieder zu erlangen.

Am nächsten Morgen reiste er mit dem Eisenbahnzuge, der nach Straßburg führte, ab, und erkundigte sich auf allen Stationen, besonders aber an den Orten, wo Seitenbahnen einmündeten, nach seiner Gattin; doch natürlich ohne auch nur die geringste Auskunft über sie zu erhalten. Aber gerade in Epernay, wo sie ausgestiegen und zurückgeblieben, waren seine Nachforschungen am flüchtigsten, und in dem Gasthause, wo sie sich bis zum Abende verborgen gehalten, hatte er gar nicht nach ihr gefragt; denn er glaubte sie nur in weiter Ferne suchen zu müssen und es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß sie nach Paris zurückgekehrt sein könne. Da er auch in Straßburg selbst nicht die geringste Spur

von ihr fand, kehrte er am andern Tage trostlos nach Paris zurück.

Die schreckliche Seelenmarter, die er in den letzten Tagen ausgestanden, hatte sich durch die vereitelten Hoffnungen irgend eine Spur von seiner Gattin aufzufinden, auf das Höchste gesteigert und gänzlich erschöpft und mit dem Gefühle, daß sich seiner eine schwere Krankheit bemächtigen werde, kehrte er nach seiner Wohnung zurück. Er hatte sich auch nicht getäuscht; denn noch in derselben Nacht verfiel er in einen so bedenklichen Zustand, daß die Seinigen einen Arzt rufen ließen, welcher, nachdem er seine Beobachtungen beendigt hatte, erklärte: daß der Ausbruch eines Nervenfiebers schon am nächsten Tage zu erwarten sei.

Der alte Maquet hatte schon längst bemerkt, wie sehr der arme Medard, seit dem unbegreiflichen Cassendefecte und der gleichzeitigen Entfernung seiner Gattin litt, und doch war ihm die eigentliche Ursache seiner Qual verborgen geblieben. Er hatte ihn mehrmals vergeblich aufgefordert ihm sein Herz zu öffnen, und mancherlei Gedanken drängten sich ihm dabei auf. Sein scharfer Blick entdeckte bald, daß ihm Medard ein Geheimniß zu verbergen suche, in Bezug auf Helenen, und als er ihn so tiefgebeugt und trostlos von seiner Reise zurückkehren sah, stiegen die seltsamsten Ahnungen in ihm auf. Mit wahrhaft väterlicher Besorgniß durchwachte er die erste Nacht bei dem Kranken, der in einer Betäubung lag, welche ihn des Bewußtseins fast gänzlich beraubte. Da fiel ihm endlich dessen Paletot in's Auge, den er auf der Reise getragen, und er nahm die

Brieftasche heraus, weil er glaubte, daß sie vielleicht einige Geschäftspapiere enthalten könne, deren Erledigung keinen Aufschub erleiden dürfte. Bei näherer Untersuchung fand sich aber nichts dergleichen vor, wohl aber der Brief, welchen Louison Saville an Medard geschrieben hatte und durch den ihm, wenigstens ein Theil des Geheimnisses, welches ihm sein Verwandter verborgen gehalten, enthüllt wurde. Er erhielt dadurch aber auch zugleich einen Leitfaden zu weiteren Vermuthungen, die keineswegs günstig für Helene lauteten und ihn in große Besorgniß versetzten. Ja, er fand sich sogar geneigt, ihre vorgebliche Reise und ihr spurloses Verschwinden mit dem Verschwinden der Geldsummen aus seiner Casse in Verbindung zu bringen, woraus sich gar bald ein förmlicher Verdacht gegen sie bildete. Auch zweifelte er jetzt keinen Augenblick mehr daran, daß ihr Medard nachgereist sei, um eine Spur von ihr aufzufinden, und daß durch das Mißglücken dieser Absicht seine stille Verzweiflung auf das Höchste gesteigert und seine Krankheit zum Ausbruche gebracht worden sei. Alle Vermuthungen aber, die sich ihm dabei aufdrängten, verschwieg er sorgfältig gegen die Seinigen; denn er wollte erst sichrere Anzeichen und Beweise gegen die Abwesende sammeln, ehe er einen bestimmten Verdacht gegen sie ausspräche.

Mehrere Tage vor diesen Ereignissen befand sich eines Abends der Architekt Hermann Roller in dem Palais des Marquis, der sich selbst mit ihm auf seinem Zimmer in ein sehr lebhaftes Gespräch über die Zukunft Frankreichs eingelassen hatte. Beide stimmten darin überein, daß das Kaiserreich nicht von langer Dauer

sein würde, da Louis Napoleon durch seinen Ausspruch: „Das Kaiserreich ist der Friede," nicht allein seine ganze Armee, sondern auch alle Feuerköpfe Frankreichs, die nur in großen Thaten und in Vermehrung des Kriegsruhmes das Heil der großen Nation erblickten, gegen sein System eingenommen habe. Aber Beide waren über die Zukunft Frankreichs, nach einem Falle des Kaiserreichs, sehr verschiedener Meinung.

Der Marquis hielt sich fest überzeugt, daß dann die Bestrebungen der Legitimisten den Sieg davon tragen und das Volk selbst seine Hand dazu bieten würde, den alten, wiederholt umgestürzten Königsthron der Bourbonen wieder aufzurichten.

Hermann stritt dagegen, zwar in seiner gewohnten, bescheidenen Weise, aber doch mit der Festigkeit, die ihm in seinen politischen Ansichten eigen war. Er behauptete kühn, daß die Republik sicher wieder zum Siege gelangen und daß sie durch eine Beimischung des socialen Systems sich nicht allein in Frankreich befestigen, sondern dann auch weiter über ganz Europa verbreiten würde.

Mit stolzem Lächeln wies der Marquis diese Behauptung zurück und erklärte die Ausführung einer solchen Idee geradezu für unmöglich, weil sich jeder Besitzende mit aller Macht gegen die Einführung des socialistischen Systemes sträuben würde.

Hermann aber war eben im Begriffe mit seinem ganzen Feuereifer darauf zu antworten, als Bernard, der alte Kammerdiener, hereintrat und ihm meldete, daß

ihn ein Mann, Namens Francois Gautier dringend zu sprechen wünschte. Hermann entschuldigte sich bei dem Marquis und folgte sogleich dem Wunsche seines Freundes, den er im Vorzimmer ganz verstört antraf.

„Du darfst nicht wieder zu mir in meine Wohnung zurückkehren;" redete ihn der Maurergesell, der fast außer Athem war, an. „Ich bin hierher mehr geflogen, als gelaufen, weil ich vermuthete, Dich hier noch zu finden. Dem Himmel sei Dank! daß ich noch zu rechter Zeit kam. Vor einer halben Stunde ungefähr drangen 4 Gensd'armen unter Anführung eines Polizeibeamten in mein kleines Haus und forderten von mir die Auslieferung eines deutschen Architekten, der sich unter dem Namen Lorand, bei mir aufhalten sollte. Es blieb mir kein Zweifel, daß Du verrathen worden seist, und ich leugnete geradezu Dich zu kennen und bei mir aufgenommen zu haben. Sie durchsuchten das ganze Haus bis unter den Dachbalken und zogen endlich sehr verdrießlich ab; aber ich bin überzeugt, daß sie Maßregeln getroffen haben meine Wohnung heimlich bewachen zu lassen. Als sie fort waren, nahm ich mein Handwerkszeug zur Hand und ging ruhig, als ob gar nichts vorgefallen wäre, nach meiner Baustelle, damit sie glauben sollten, ich ginge wie gewöhnlich zur Arbeit. Dort aber legte ich nur mein Zeug und mein Schurzfell ab, zog den Rock eines Kameraden an und eilte hierher, um Dir Alles mitzutheilen und Dich zu warnen. Wie ich aus den Reden des Polizeibeamten schließen konnte, sind sie auch schon bei dem Architekten

Rammenais, Deinem Principal gewesen, wo sie aber, allem Anscheine nach, auch nichts erfahren haben."

Hermann war durch diese Nachricht allerdings in die größte Verlegenheit versetzt, denn er wußte in diesem Augenblicke wirklich nicht, wo er ein sicheres Obdach finden sollte. Francois erbot sich zwar, ihn um Mitternacht zu einem seiner Kameraden zu bringen, der in der Vorstadt wohnte, und dem er sicher vertrauen konnte; aber er gestand es auch ein, daß es schon gefährlich sei für den Verfolgten sich auf die Straße zu wagen, selbst wenn er zu einer Verkleidung seine Zuflucht nehmen wollte. Deshalb rieth er ihm auch, wenn es irgend möglich sei, in dem Palais des Marquis zu bleiben, wo man ihn am wenigsten suchen würde.

Während sich Beide noch darüber besprachen, kam Edmond hinzu, der sich eben zu seinem Vater begeben wollte, und Hermann säumte nicht ihm Alles mitzutheilen.

„Hier giebt es gar keine Wahl;" entgegnete Edmond hierauf entschieden; „Du bleibst in unserm Palais, wo es manches Versteck giebt, welches der schlaueste Polizei-Agent nicht ausspioniren soll. Komm nur mit zu meinem Vater, es ist besser, wenn wir ihn sogleich in unser Vertrauen ziehen und ich bin fest überzeugt, daß er augenblicklich einwilligen wird, Dir ein Asyl in seinem Hause zu vergönnen."

Francois war ganz erstaunt über die herzliche Theilnahme die sein Freund bei dem jungen Edelmanne fand, und erklärte: er wolle es im Vorzimmer abwarten, bis es fest entschieden sei, ob er hier bleiben solle, oder

nicht; und Hermann und Edmond begaben sich sogleich in das Zimmer des Marquis, dem sie die Bedrängniß des Ersteren mittheilten. Der Sohn hatte sich auch nicht getäuscht, denn sein Vater erbot sich sogleich mit vieler Wärme dem jungen Manne ein geheimes Obdach zu gewähren, so lange er desselben nur bedürfen würde und so konnte der wackere Francois, beruhigt über die Zukunft seines Freundes entlassen werden.

Die andern Drei blieben aber noch zusammen in geheimer Berathung, zu welcher auch der alte Kammerdiener Bernard zugezogen wurde; denn es handelte sich darum der übrigen Dienerschaft Hermanns heimlichen Aufenthalt im Palais zu verbergen. Man wurde endlich darüber einig den Verfolgten in ein Geheimzimmer zu bringen, dessen Vorhandensein überhaupt nur den Mitgliedern der Familie und dem alten Bernard bekannt war. Es lag dicht bei der Wohnung, welche Edmond inne hatte, und war von dessen Schlafzimmer nur durch eine Tapetenthür geschieden, die durch ein lebensgroßes Gemälde eines Ahnen des Hauses verdeckt war. Es war, obgleich es nicht benutzt wurde, doch mit allen Bequemlichkeiten versehen, und bot um so mehr einen erträglichen Aufenthalt, da es mit Edmonds Wohnung in Verbindung stand, und Hermann daher stets zu seinem Freunde gelangen und mit diesem verkehren konnte, so oft er sich allein befand, was sich leicht durch ein verabredetes Zeichen zu erkennen geben ließ. Freilich mußte sich Hermann als einen Gefangenen betrachten, aber es ließ sich nicht ändern und Edmond versprach ihm, in den Abendstunden, ihn aus seinem Zimmer,

über eine geheime Treppe, fleißig nach dem Garten des Palais zu führen, damit er wenigstens frische Luft schöpfen könnte.

Am Abende desselben Tages aber, besuchte der Marquis, wie er dies häufig zu thun pflegte, einen Club, dessen Mitglieder größtentheils dem hohen Adel und der Parthei der Legitimisten angehörten. Er hielt sich noch immer zurückgezogen von allen Bonapartisten, war aber weit weniger schwierig im Umgange mit Männern, welche zu der Parthei der Orleans, oder zu den Republikanern gehörten, denn er hielt sich noch immer fest überzeugt, daß man vorläufig nur nach einer Vernichtung des Kaiserreichs streben müsse, um nach und nach zu einer Wiedererhebung der Bourbonen zu gelangen. In diesem Sinne hatte er auch in der geheimen Verbindung gewirkt, welche sich in der Provinz unter dem hohen Adel gebildet hatte, und da er einen rastlosen Eifer zeigte, hatte man ihn sogar zum Präsidenten des Geheimbundes erwählt. In dieser Eigenschaft unterhielt er von Paris aus eine Correspondenz, nicht allein mit seinen Heinrichsrittern, die auf dem Lande lebten; sondern auch mit einigen Revolutionshäuptern und politischen Flüchtlingen in London. Ja, er beging sogar die Unvorsichtigkeit mit Mazzini einige Briefe zu wechseln, ohne daran zu denken, daß die Regierung ihm vielleicht gerade nur deshalb die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris wieder ertheilt habe, um mit leichterer Mühe sein ganzes Thun und Treiben überwachen zu können.

So befand er sich denn auch an jenem Abende,

ganz eingewiegt in das Gefühl seiner geträumten Sicherheit in seinem Club, wo er in seinem Feuereifer auch manches unüberlegte Wort über seine Lippen springen ließ, und achtete nicht darauf, daß ein noch ziemlich junger Mann, welcher kürzlich erst eingeführt worden war, ihn scharf beobachte und allen seinen Reden mit großer Aufmerksamkeit lauschte.

Wie er es gewohnt war, begab er sich um 11 Uhr zu Fuße nach seinem Palais zurück, welches nicht weit von dem Clubgebäude entfernt lag, und kaum hatte er die Straße erreicht, so eilte ihm jener junge Mann, der ihm so große Aufmerksamkeit geschenkt hatte, nach und bat, ihn eine Strecke Wegs begleiten zu dürfen.

Der Marquis hatte durchaus nichts dagegen einzuwenden, und während Beide die Straße hinabgingen, verwickelten sie sich bald wieder in ein politisches Gespräch, in welchem der Herr von Chereville seine mißliebigen Ansichten über das Kaiserthum durchaus nicht verhehlte. Sobald sie aber die zweite Straße erreicht hatten, an deren Ende das Palais des Marquis lag, blieb dessen Begleiter plötzlich in der Nähe eines Wachtlokals stehen, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach zu ihm in einem höflichen, aber sehr bestimmten Tone: „Sie sind mein Arrestant, Herr Marquis."

Der Herr von Chereville schien im ersten Augenblicke diese Worte für einen unzeitigen Scherz zu halten, und warf ihm deshalb einen stolzen Blick zu, der ihn in seine Schranken weisen sollte; doch überzeugte er sich bald, daß hier ein schwererer Ernst waltete; denn auf einen Wink des jungen Mannes traten mehrere Gensd'armen

aus dem Wachtlokale, und hinter demselben fuhr ein Wagen hervor, der sogleich wieder still hielt.

„Was soll das bedeuten?“ fuhr der Marquis zornig auf.

„Daß ich Sie hierdurch im Auftrage der Regierung verhafte;“ erhielt er zur Antwort.

„Sie? Sie, der Sie im Club des hohen Adels Zutritt erlangten? Wer sind Sie?“

„Ich bin Polizei-Beamter im Dienste der gegenwärtigen Regierung, und nenne mich Baron Albert de Dermont.“

„Es verräth wenig adelige Gesinnung sich zum Dienste eines Polizeiagenten herabzuwürdigen und so Etwas kann nur unter dem Kaiserreiche geschehen.“

„Sparen Sie Ihre beleidigenden Worte und bedenken Sie wohl, daß auch unter den Bourbonen manche Polizeiposten mit Männern von altem Adel besetzt waren. Fügen Sie sich jetzt geduldig in Ihr Schicksal, denn Widerstand würde Ihre Lage nur verschlimmern. Mein Befehl lautet: Sie in anständige Haft zu führen, und ich ersuche Sie deshalb in diesen Wagen zu steigen, der Sie in ein Staatsgefängniß bringen wird!“

„Aber ich will wissen, weshalb man mich hier auf offener Straße verhaftet?“

„Ich bin zwar nicht befugt Ihnen Auskunft darüber zu geben, doch kann ich Ihnen im Vertrauen so viel mittheilen: daß Sie der Theilnahme an einer geheimen Verbindung zu Gunsten des Kron-Prätendenten, Grafen von Chambord, und staatsgefährlicher Correspondenzen beschuldigt sind.“

Der Marquis gerieth durch diese Mittheilung in nicht geringe Bestürzung und da er ganz waffenlos war und die Gensd'armen ihn bereits umringt hatten, so sah er wohl ein, daß jeder Widerstand vergeblich sein würde, und sich in das Unvermeidliche fügend, stieg er in den Wagen, der auch sogleich, nachdem sich der Polizei-Agent zu ihm gesetzt hatte, mit ihm davon fuhr.

Die Glocken hatten eben die Mitternachtsstunde verkündet, als der Baron Dermont mit sechs Gensd'armen und einem Polizeischreiber vor dem Palais des Marquis de Chereville erschien und Einlaß begehrte.

Der alte Kammerdiener Bernard hatte sich noch nicht zur Ruhe niedergelegt, da er die Rückkehr seines Herrn erwartete, dessen längeres Außenbleiben als gewöhnlich ihn beängstigte. Er öffnete deshalb die Thür schon auf das erste Klopfen und fuhr erschrocken zurück, als er die Männer der Justiz bemerkte, die ihn ohne Weiteres bei Seite schoben und in's Haus drangen, dessen Ausgänge vier Gensd'armen besetzten.

„Führen Sie mich in die Zimmer des Herrn Marquis;“ befahl der Baron dem alten Diener, der sich aber nicht eher bewegen ließ dem Gebote nachzukommen, als bis man ihm einen schriftlichen Befehl der Polizeibehörde vorgezeigt hatte, welcher die Anwesenden zu einer strengen Haussuchung ermächtigte.

Der Alte sah wohl ein, daß er der Gewalt weichen müsse, doch fürchtete er die Verantwortlichkeit ganz allein auf sich zu nehmen und als er den Baron, den Schreiber und zwei Gensd'armen in die Wohnung seines Gebieters eingelassen, bat er um die Erlaubniß den Sohn

des Marquis herbeirufen zu dürfen, damit die Haussuchung in Gegenwart desselben vorgenommen würde.

Der Baron Dermont fand nichts dagegen einzuwenden und schon nach wenigen Minuten kam Edmond, der noch in vertraulichem Gespräche mit seinem Freunde Hermann in seinem Zimmer beisammen gesessen hatte, in großer Bestürzung herbei.

Der Polizeiagent empfing ihn sehr artig, aber Edmond fuhr bei seinem Anblicke zurück, als ob ihn eine Schlange gestochen hätte, denn er glaubte in ihm, obgleich er sich sehr verändert hatte, jenen Wüstling de Moulin wieder zu erkennen, der die arme Hortense mit seiner Liebe verfolgt, als sie noch bei ihrer Tante wohnte und den er verhindert hatte, die Schutzlose in sein Haus zu schleppen; worauf er mit ihm ein Duell ausgefochten, wobei es ihm aber gelang seinem Gegner eine Wunde in die Schulter beizubringen und ihn kampfunfähig zu machen.

Die Erinnerung an jene Vorfälle versetzte ihn in eine noch heftigere Aufregung und in hochfahrendem Tone rief er daher dem Agenten, gleich nach seinem Eintreten zu: „Was haben Sie hier zu schaffen, mein Herr?“

„Ich befinde mich hier im Auftrage der Regierung;“ entgegnete Jener kalt, indem er ihm den schriftlichen Befehl zur Haussuchung vorhielt.

Edmond warf einen unruhigen Blick darauf, und entgegnete dann: „Man nennt Sie hier Baron de Dermont; doch wenn ich nicht irre nannten Sie sich früher de Moulin.“

Diese Bemerkung rief aber nicht die geringste Veränderung in den Gesichtszügen des Angeredeten hervor, der ihm mit seiner kalten Ruhe, aber in sehr bestimmtem Tone entgegnete: „Sie irren sich gewiß, denn ich habe mich nie de Moulin genannt. Vielleicht täuscht Sie eine flüchtige Aehnlichkeit mit dem Genannten. Auch handelt es sich hier ja durchaus nicht um meinen Namen, sondern um die Verpflichtung, die mich hierher geführt und der Sie sich hoffentlich nicht widersetzen werden."

„Doch will ich das!" rief Edmond noch immer aufgeregt; obgleich sich wirklich Zweifel in ihm erhoben, daß er sich in der Person des Agenten nicht getäuscht habe. „Ich protestire gegen Ihr Verfahren und werde eine Durchsuchung nicht dulden, bis mein Vater zurückkehrt und derselben selbst beiwohnen kann."

„Das wird aber nicht gut möglich sein;" erwiderte Dermont mit einem eigenthümlichen Lächeln; „denn Ihr Herr Vater ist vor kaum einer Stunde verhaftet und in ein Staatsgefängniß gebracht worden. Aber auch Sie würde ohne Weiteres das gleiche Loos treffen, wenn Sie mich nur im Geringsten an der Ausübung meiner Pflicht hindern wollten. Bedenken Sie dies wohl!"

Die Mittheilung von der Verhaftung seines Vaters äußerte einen sehr niederschlagenden Eindruck auf Edmond. So sehr auch die Empörung noch in seinem Innern wogte, gewann doch eine vernünftige Ueberlegung Raum und er fühlte die Nothwendigkeit sich frei zu erhalten, um den Kummer seiner Mutter und Schwester um die Verhaftung des Vaters nicht noch zu ver-

mehren, sondern sie trösten und schützen zu können. Er unterdrückte daher auch gewaltsam die heftige Bewegung, die in seinem Busen tobte und gab durch ein Achselzucken zu erkennen, daß er keine Einwendung mehr erheben werde.

Die Haussuchung begann hierauf in der gewöhnlichen Weise, aber mit großer Vorsicht und Strenge und es wurden mehrere Papiere und Briefschaften, die sich in dem Schreibtische des Marquis vorfanden, confiscirt.

Edmond, der sich gezwungen sah, den stummen Zuschauer abzugeben, hatte sich in die Ecke eines Sopha's geworfen und litt entsetzlich. Mehr als einmal gerieth er in Versuchung wüthend aufzuspringen und den Polizeibeamten die confiscirten Papiere aus der Hand zu reißen; doch immer und immer suchte er sich wieder zu bezähmen; denn was hätte auch sein gewaltthätiges Einschreiten nützen können, da er doch gegen die Uebermacht der Gensd'armen, die das ganze Haus besetzt hielten, nicht ankämpfen konnte.

Während der Durchsuchung traten aber auch die Marquise und ihre Tochter Pauline in großer Bestürzung in das Zimmer, welche indessen durch den alten Bernhard von Allem in Kenntniß gesetzt worden waren. Obgleich er sich selbst in der größten Unruhe befand, so suchte Edmond es ihnen doch zu verbergen, und indem er einige tröstende Worte zu ihnen sprach, bemühete er sich sie zu überreden, sich wieder in ihre Zimmer zurückzubegeben und nicht länger Zeuginnen der widerwärtigen Procedur zu sein. Allein Mutter und Tochter waren von dem Schicksale des Marquis so tief ergriffen, daß

sie es sich nicht versagen konnten, den Baron de Dermont dringend zu bitten, ihnen nähere Nachrichten über den Verhafteten zu geben. Sie wollten wissen warum man ihn verhaftet? in welches Gefängniß man ihn gebracht? ob ihm eine rücksichtsvolle Behandlung zu Theil werde, und ob es gestattet sei ihn zu besuchen?"

Der Baron erklärte ihnen hierauf mit großer Artigkeit, der er sogar einen Anschein von Theilnahme beimischte, daß er ihnen die Versicherung geben könne, man würde den Gefangenen so rücksichtsvoll behandeln, als die bestehenden Verordnungen nur irgend erlaubten. Doch gab er ihnen keine Hoffnung, daß es ihnen gestattet werden würde ihn besuchen zu dürfen, so lange die Voruntersuchung noch nicht beendigt sei. Auch behauptete er, es wäre ihm streng verboten ihnen das Gefängniß zu nennen, in welchem er sich befände; doch erbot er sich ihnen von Zeit zu Zeit mündliche Nachrichten von dem Marquis zu bringen und wieder an ihn zu besorgen.

Es war dies allerdings nur eine schwache Vergünstigung, doch eröffnete sich ihnen dadurch die Aussicht, wenigstens einigermaßen einen gewissen Verkehr mit ihrem Gatten und Vater zu unterhalten und von seinem Befinden in Kenntniß gesetzt zu werden, daß sie das Anerbieten dankbar annahmen, und dem Herrn von Dermont schon im Voraus mit den herzlichsten Grüßen für den Gefangenen beauftragten.

Nur Edmond hielt sich noch immer sehr kalt von dem Baron zurück und betrachtete ihn fortwährend mit mißtrauischen Blicken.

Dieser schien es aber durchaus nicht zu beachten, sondern fuhr ruhig fort in seinem Geschäfte und warf nur zuweilen verstohlene Feuerblicke auf Pauline, deren Schönheit und Anmuth schnell ein verzehrendes Feuer der Leidenschaft in seinem leichtentzündlichen Herzen erregt hatte.

Doch gerade darauf achtete Edmond nicht; denn ganz andere Gedanken beschäftigten ihn ausschließlich. Er fürchtete, daß man die Haussuchung durch alle bewohnten Räume des Palais ausdehnen, daß man auch bis in seine Wohnung dringen, und dort vielleicht, wäre es auch nur durch einen Zufall, das Versteck, welches seinem Freunde Hermann zum Asyle diente, entdecken könne. Doch zu seiner großen Beruhigung überzeugte er sich bald, daß die Befürchtung grundlos sei, denn man begnügte sich damit die Zimmer des Marquis genau zu durchsuchen und die confiscirten Papiere in ein Couvert einzusiegeln, was mit einem amtlichen Petschafte geschah, welches der Baron bei sich führte; der hierauf das Paquet zu sich steckte und der Familie erklärte, daß sein Auftrag damit erledigt sei und er sie nicht länger belästigen werde.

Ehe er sich jedoch entfernte, trat der alte Kammerdiener Bernard zu ihm, wie zu einer weiten Reise gekleidet, und mit einer vollgepackten Reisetasche in der Hand und bat dringend, ihn ohne Säumen zu seinem Herrn in das Gefängniß zu führen, das er fest entschlossen sei mit ihm zu theilen.

Die ganze Familie war überrascht von diesem schönen Zuge wahrer Dienertreue, und selbst der Baron Der-

mont blickte mit Achtung und Theilnahme auf den alten Mann, der seine Freiheit aufopfern wollte, um seinen Gebieter im Kerker verpflegen zu können. Allein er erklärte ihm, daß es nicht in seiner Macht stehe seinen Wunsch zu erfüllen, da der strengste Befehl gegeben sei, durchaus Niemand zu dem Gefangenen zu lassen. Doch versprach er ihm, sich für ihn bei seiner Behörde warm verwenden zu wollen und Alles aufzubieten, um ihm die gewünschte Erlaubniß auszuwirken.

Der alte Bernard dankte ihm mit Thränen in den Augen und die Marquise und ihre beiden Kinder drückten ihm herzlich die Hand.

Der Baron aber empfahl sich mit dem Anstande des Edelmannes, versprach nochmals schon am nächsten Tage der Familie Nachrichten über den Gefangenen zu bringen, und nachdem er sein lebhaftes Bedauern ausgesprochen, daß seine Amtspflicht ihn gezwungen, diese unangenehme Störung zu verursachen, entfernte er sich mit allen seinen Leuten aus dem Palais.

Die in so tiefe Trauer versetzte Familie blieb aber beisammen, bis der Tag graute.

XIV.

Ungefähr vier Wochen später fuhr eine leichte, aber außerordentlich elegante Equipage durch das Boulogner Gehölz. Die beiden isabellenfarbigen Pferde waren stolz und muthig und der in eine kostbare Livree, blau

mit Silber, gekleidete Kutscher hatte große Mühe sie zu zügeln. Auf dem Bedientensitze schaukelte sich, mit einer weit mehr unverschämten, als bescheidenen Miene ein, in eine gleiche Livree gekleideter Lakai, der nicht allein unter Seinesgleichen, sondern auch in höhern Kreisen für einen der hübschesten Burschen galt, der jemals den Glanzhut mit der breiten, silbernen Tresse getragen. Die schwellenden Polster des Wagens waren ausgeschlagen mit blau und weiß gemustertem Atlas und die ganze Equipage verrieth eine gewisse Noblesse, welcher die junge Dame, die sich auf dem Rücksitze nachlässig in eine Ecke gelehnt hatte, auch durch ihre persönliche Erscheinung zu entsprechen sich bemühete. Sie war nach der neuesten Mode und in die feinsten Stoffe gekleidet und es ließ sich nicht leugnen, daß sie ihre ganze Toilette auch mit einem nicht gewöhnlichen Geschmacke zu vollenden gewußt hatte. Neben ihr saß eine ältere Dame, nicht so reich, aber doch auch elegant gekleidet, und ihr ganzes Wesen verrieth, daß sie der jungen Schönheit als Gesellschafterin, wenn auch nicht als Ehrenhüterin diente.

Sie nannte sich Frau von Bernier, war sehr bekannt in den höheren Kreisen, als eine sehr gefällige und zu allerlei geheimen Geschäften sehr verwendbare und dabei verschwiegene Frau. In der jüngeren Dame aber erkennen wir Helene Sonneur, die entflohene Gattin Medards, wieder, welche eben begonnen hatte eine längstersehnte glänzende Rolle in der feinen pariser Welt zu spielen. Sie hatte ihre Vorbereitungen dazu schlau

genug getroffen und war dabei selbst vor der Ausführung eines Verbrechens nicht zurückgebebt.

Als sie an jenem Abende wieder nach Paris zurückkehrte, ließ sie sich gleich vom Bahnhofe aus in eine mit Geschmack und Luxus ausgestattete Wohnung fahren, die sie schon vorher gemiethet hatte. Sie fand dort schon Frau von Bernier, die sie bei ihrer Pathe, der Präsidentin Demoulin, kennen gelernt, und die ihr bei der Ausführung ihres Planes sehr eifrig Beistand geleistet hatte. Sie hatte sich gegen diese Frau, die ihre Geburt und ihre Verhältnisse kannte, auch ziemlich offen gezeigt, ihr die Gründe, welche sie veranlaßten, sich von ihrem Gatten zu trennen, ohne Rückhalt mitgetheilt, und nur die Entwendung der Geldsumme, deren sie sich schuldig gemacht, hatte sie ihr verhehlt. Uebrigens war sie entschlossen sie als Gesellschafterin bei sich zu behalten und sich der Leitung der in allen Intriguen weit erfahreneren Frau zu überlassen. Natürlich hatte sie ihren Namen abgelegt und nannte sich Helene von Roussilon, wobei sie sich für die Wittwe eines jungen Edelmannes, der in der Nähe von Lyon ein kleines Landgut besessen, ausgab. Sie wußte auch Jedermann, der es hören wollte, mit dem täuschendsten Ausdrucke der Wahrheit zu erzählen: daß sie nach dem Tode ihres Gatten, mit der Familie desselben in heftigen Zwist gerathen, und da sie bemerkt habe, daß man sich ihrer gern entledigen wolle, habe sie ohne irgendwelche Ansprüche auf einen Wittwengehalt geltend zu machen, die Gegend ihrer Heimath verlassen und sich nach Paris begeben. Dabei ließ sie nicht undeutlich merken, daß sie, obgleich

sie keine Verwandten mehr besitze, doch auch keiner Unterstützung bedürfe, und ihr eignes Vermögen ihr die Mittel gewähre, mit allem Anstande in Paris zu leben. Sie ordnete freilich in den ersten Tagen gewisse Einschränkungen in ihrem Hauswesen an und bediente sich nur eines Miethwagens zu ihren Ausfahrten, aber sie wußte sich in Theatern, Concerten und wo sie sonst öffentlich erschien, ebenso durch ihre natürlichen Reize, als durch ihre geschmackvolle Toilette bemerkbar zu machen; ja, es gelang ihr sogar, als sie zum ersten Male im Logenrange der großen Oper erschien, Aufsehen zu erregen und die Blicke der galanten Männerwelt auf sich zu ziehen. Aber von allen den jungen Stutzern, welche sich ihr zu nähern wünschten, wurde kein Einziger in ihre Loge zugelassen; denn Frau von Bernier hatte mit ihrer Einwilligung bereits über sie verfügt. Sie war zu stolz, um sich den gewöhnlichen Loretten zuzugesellen, welche die reichen Familiensöhne ausplünderten, um nach ein paar Jahren eines wüsten, aber glanzvollen Lebens in Noth und Elend zu versinken. Sie strebte nach einem höheren Ziele; denn sie wollte eine hochgestellte Persönlichkeit, welche sich zugleich eines großen Reichthums erfreute, an sich zu fesseln und so gänzlich zu beherrschen suchen, daß ihr dabei die Aussicht auf ein dauerndes und glänzendes Verhältniß blieb. Das Glück war ihr dabei auch günstig gewesen, und ihr Wunsch wurde schneller erfüllt, als sie erwartet hatte. Frau von Bernier, die es gegen guten Lohn keineswegs verschmähete hohen Personen als Kupplerin zu dienen, hatte den Grafen de Sorny, für den sie schon ähnliche

Geschäfte besorgt, auf die schöne, junge Wittwe, die sich ihrer Obhut anvertraut hatte, aufmerksam gemacht. Er hatte sie im Opernhause gesehen, war der Einzige, der in ihre Loge zugelassen wurde, und schon diese erste Zusammenkunft entzündete ein Feuer in ihm, wie er es noch nie empfunden zu haben glaubte.

Er besaß ein ungeheures Vermögen, war noch unverheirathet, und wenn auch nicht schön und jung, doch ein Mann in seiner besten Manneskraft, von angenehmem Aeußeren und mit einem nicht gewöhnlichen Geiste begabt. Dabei war er ein eifriger Anhänger der gegenwärtigen Regierung und deshalb mit einem hohen Staatsamte betraut. Diese Vereinigung aller erwünschten Eigenschaften bestimmte auch Helenen sogleich ihre Netze nach ihm auszuwerfen, und da sie dabei mit ihrer gewohnten Klugheit zu Werke ging, und in ihrem Benehmen eine Zurückhaltung walten ließ, die ihn nur noch mehr entflammte, ihm dabei aber keineswegs die Hoffnung entzog, daß sie sich mit der Zeit besiegen lassen würde, so gelang es ihr wirklich in wenigen Tagen schon ihn ganz nach ihrem Wunsche zu fesseln.

Er hatte sich das Ansehen gegeben, als ob er der Erzählung ihrer Schicksale Glauben geschenkt, und indem er ihr dabei seine wärmste Theilnahme bewies, bot er ihr seinen Schutz und Beistand an, wodurch das Verhältniß, welches Beide zu schließen beabsichtigten, vor der Welt, gewissermaßen einen legitimen Charakter erhalten sollte. Sie schien sich auch Anfangs damit begnügen zu wollen, für seinen Schützling zu gelten,

und bezeigte ihm stets die größte Hochachtung. Doch als sie sich erst hatte bewegen lassen kostbare Geschenke von ihm anzunehmen, zu welchen auch die elegante Equipage gehörte, nahm ihr Verhältniß schon einen vertraulicheren Ton an; obgleich sie sich noch immer entschieden sträubte seine heißesten Wünsche zu erfüllen.

An jenem Morgen, an welchem sie, da die Witterung recht angenehm war, ihre Spazierfahrt durch das Boulogner Gehölz unternahm, war sie nicht heiter gestimmt, denn der Graf, der sie täglich besuchte, hatte sie am vergangenen Abende ziemlich kalt verlassen, und ihr Vorwürfe über ihre Zurückhaltung gemacht. Auch ihre Gesellschafterin hatte ihr Benehmen gegen ihn sehr gemißbilligt, und die Befürchtung ausgesprochen, daß sie ihn gänzlich verscheuchen werde, wenn sie seine Geduld auf eine zu lange und zu harte Probe stelle.

Allein Helene, welche sich überzeugt hielt eine wahre Leidenschaft in dem Herzen des Grafen für sich erweckt zu haben, wollte den höchsten Vortheil daraus ziehen und war stolz genug, um sich einzubilden, es könne ihr gelingen, wenn sie sich noch länger in die Tugendmaske hüllte, ihn zu einem förmlichen Ehebündnisse zu bewegen, für welchen Fall sie sich auch bereits mit falschen Papieren zu versehen gedachte. Sie hielt jedoch diesen Plan so geheim, daß sie ihn selbst ihrer Gesellschafterin nicht mittheilte, welche sie erst auszuforschen beschloß, ob sie auch vor den Gefahren eines solchen Betrugs nicht zurückbebte!

Die Promenaden, welche das Gehölz bot, waren nur noch wenig belebt, und Helene war eben im Be-

griffe dem Kutscher Befehl zu geben in die Stadt zurückzufahren, als ein Reiter auf einem edeln Vollblutrosse, ihr aus einem Seitenwege entgegen sprengte, von einem Reitknechte gefolgt. Es war der Graf de Sorny, welcher kaum die Equipage erblickt hatte, als er sein Pferd in einen ruhigern Schritt setzte, langsam an den Damen vorüberritt, sie aber nur kalt begrüßte, ohne anzuhalten.

Helene hatte, freudig erröthend und in der freundlichsten Weise seinen Gruß erwidert, doch als sie bemerkte, daß er, ohne ihr auch nur ein Wort zu schenken an ihr vorüberritt, senkte sich wieder ein finsterer Schleier über ihr Antlitz und ihre Augen füllten sich mit Thränen, welche ihr die getäuschte Hoffnung erpreßte.

Frau von Bernier aber neigte sich zu ihr und flüsterte ihr in vorwurfsvollem Tone in's Ohr: „Das haben Sie selbst verschuldet. Wenn er heute Abend nicht kommt, und Sie ihn nicht zu versöhnen suchen, so ist Ihr Spiel verloren."

Helene vermochte es sich auch nicht zu leugnen, daß diese Befürchtung durchaus nicht grundlos sei, und eine quälende Angst erfaßte sie bei dem Gedanken, daß ihr schlau angelegter Plan auf den Grafen scheitern könne. Mit großer Unruhe gab sie daher auch den Befehl nach Hause zurückzufahren und als sie in ihrer Wohnung wieder angekommen war, warf sie sich auf den Divan und brach in ein heftiges Weinen aus, welches jedoch nicht lange dauerte.

Nach wenigen Minuten schon sprang sie wieder auf, trocknete ihre Thränen, und ließ ihr Bild in dem

großen Trumeauspiegel widerstrahlen, wodurch sie neue Hoffnung zu schöpfen schien.

„Nein, er kann mich nicht verlassen;“ flüsterte sie dann selbstgefällig vor sich hin; „und wenn ich erst die ganze Macht meiner Reize anwende, werde ich ihn zu meinem Sclaven machen.“

Frau von Bernier ließ es auch an Tröstungen nicht fehlen und so verging der Tag, wenn auch nicht gerade heiter, doch auch nicht in Trauer, da sich Helene selbst einzureden suchte, daß noch lange nicht Alles verloren sei.

Mit Einbruch des Abends wechselte sie ihre Toilette und legte ein prachtvolles, seidenes Gewand an, welches in der That ihre Reize noch erhöhete. Es war mit den kostbarsten Spitzen garnirt, und auch der übrige Schmuck, den sie mit außerordentlichem Geschmacke anzubringen wußte, trug viel dazu bei ihre schon an sich reizende Erscheinung mit einem unwiderstehlichen Zauber zu umgeben.

Aber der, für den sie sich geputzt hatte, ließ lange auf sich warten, und je mehr der Abend vorrückte, desto mehr kehrten ihre Befürchtungen wieder, daß er nicht erscheinen, und ihr dadurch die Gelegenheit entgehen würde, ihn wieder mit sich zu versöhnen. So war sie schon ganz niedergeschlagen im Begriffe sich wieder entkleiden zu lassen, als der Lakai in's Zimmer trat und hastig meldete: der Herr Graf de Sorny sei eben vorgefahren.

Ein Blitz der Freude zuckte aus Helenens Augen und sie mußte sich bezähmen, daß sie nicht von ihrem

Sitze aufsprang und dem Ersehnten bis zur Treppe entgegen eilte. Doch sie faßte sich sogleich wieder, lehnte sich in die Kissen des Divans zurück, und nahm eine imponirende, aber ruhige Haltung an.

Bald darauf trat der Graf ein und fand sie ganz allein, denn ihre Gesellschafterin hatte sich rasch durch eine Seitenthür entfernt. Er begrüßte sie freundlich, in seiner gewohnten, galanten Weise und ließ sich, ohne eine Aufforderung dazu abzuwarten, neben ihr auf dem Divan nieder; während sie seinen Gruß mit gleicher Freundlichkeit, aber doch keineswegs zärtlicher als sonst erwiderte.

Das Gespräch drehete sich Anfangs um alltägliche Gegenstände, bis sich Helene verleiten ließ, sich in vorwurfsvollem Tone darüber zu beschweren, daß er heute im Boulogner Holze so kalt an ihr vorüber geritten und kein Wort an sie gerichtet habe.

Der Graf nahm hierauf eine ernste Miene an und entgegnete: „Ihre Beschwerde, meine theure Helene, giebt mir endlich Gelegenheit mich einmal ganz offen auszusprechen über das Verhältniß, in welchem wir zusammen stehen."

Sie hatte selbst eine solche Erklärung herbeizuführen gewünscht, und warf deshalb einen befriedigten, aber zugleich fragenden Blick auf ihn.

Der Graf fuhr fort: „Ich habe mich Ihnen genähert, weil ich mich nicht allein durch Ihre entzückenden, äußeren Reize, sondern auch durch ihre geistigen Fähigkeiten und durch die edle Haltung, die Sie immer zu behaupten wissen, leidenschaftlich zu Ihnen hingezogen

fühlte. Leider aber gelang es mir nicht, Sie durch die wiederholte Erklärung meiner Liebe zu veranlassen, mich durch ein Gegengeständniß zu beglücken. Sie blieben kalt und zurückhaltend, versagten mir jeden Beweis eines innigeren Gefühles und ich mußte deshalb zweifeln, ob ich jemals zu dem ersehnten Ziele gelangen würde, welches mir im Wachen, wie im Traume als das höchste Glück vorschwebte, welches eine Verbindung mit Ihnen krönen könnte. Ich bitte Sie daher jetzt um eine offene Erklärung: ob Sie meine Empfindungen theilen und in welcher Weise Ihnen die Fortdauer unseres Verhältnisses wünschenswerth erscheinen könnte, damit auch ich im Stande bin darüber zu entscheiden, ob ich mich fester mit Ihnen verbinden, oder mich, so schwer es mir auch fallen würde, gänzlich von Ihnen trennen soll."

„Und was verstehen Sie unter einer festeren Verbindung;" fragte Helene.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen diese Frage später beantworte;" versetzte der Graf; „wenn ich mich erst fest überzeugt haben werde, ob ich überhaupt auf Ihre Liebe rechnen darf?"

„Das dürfen Sie, theurer Graf;" erwiderte Helene feurig, indem sie seine Hand ergriff und gegen ihren wallenden Busen drückte. „Ja, ich gestehe es Ihnen jetzt, daß ich Sie wahr und innig liebe; aber demungeachtet fühle ich mich noch stark genug einem Verhältnisse zu widerstreben, welches mich in die Classe jener unglücklichen Mädchen werfen würde, die einen kurzen Traum des Glanzes und Genusses mit ihrer Ehre erkaufen und in bitterer Reue unter Noth und

Elend endigen. Ich hoffe, Sie werden meine Stellung als Wittwe eines braven Edelmannes zu würdigen wissen, und mir nicht zumuthen mich der Schande in die Arme zu werfen, um Ihnen meine Liebe zu beweisen."

Der Graf schien sich unangenehm berührt zu fühlen durch Helenens letzte Worte und es schien einen Augenblick, als ob er aufstehen und das Gespräch abbrechen wollte. Doch faßte er sich sogleich wieder und mit einem seltsamen Lächeln richtete er die Frage an sie: „Aber wie müßte das Verhältniß beschaffen sein, welches Ihren Wünschen entsprechen würde?"

„Es ist das Verhältniß einer gesetzlichen Ehe, welches mir einzig und allein das Glück bieten würde Ihnen meine Liebe zu beweisen, ohne meine Grundsätze zu opfern;" antwortete sie.

Aber sie erschrak beinahe vor der sichtbaren Wirkung, welche ihre Worte auf den Grafen hervorriefen. Er bebte förmlich vor ihr zurück und wurde bleich. Auf seiner Stirn aber zog sich eine finstere Wolke zusammen, und ein strenger, scharfer Blick, wie sie ihn noch nie an ihm bemerkt hatte, ruhte auf ihr. Erst nachdem er die Bewegung, die ihn ergriff niedergekämpft hatte, entgegnete er, mit ausdrucksvoller Betonung: „Also eine förmliche Ehe verlangen Sie, Madame?"

„Ja;" erklärte sie etwas verwirrt und beklommen. „Mit Freuden würde ich Ihnen meine Hand zu einem solchen Bunde bieten."

„Und fürchten Sie die Folgen des Verbrechens nicht, welches Sie dadurch begehen würden?" fragte

der Graf wieder in strengem Tone und sich vom Divan erhebend.

Helene starrte ihn sprachlos an. Sie war nicht im Stande auch nur eine Sylbe hervorzubringen.

„Ja, ein schweres Verbrechen würden Sie begehen;“ fuhr der Graf beinahe zornig fort; „und mich würden Sie zum Mitschuldigen desselben machen; denn ich weiß, daß Sie nicht die sind, für welche Sie sich ausgeben. Ihr Märchen ist ganz gut erfunden, aber mich täuschen Sie nicht damit; denn ich nehme glücklicherweise eine Stellung im Staate ein, welche mich in den Stand setzt mit leichter Mühe über alle Personen, die mich interessiren, nähere Auskunft zu erlangen. So ist es mir denn auch gelungen zu erfahren, daß Sie keineswegs die Wittwe eines Edelmannes sind, sondern die Ehegattin eines Buchhalters in einem Fabrikgeschäfte, Namens Medard Gigant. Sie sind Ihrem Ehemanne heimlich entflohen, und es mag Ihnen gelingen diesen Schritt zu entschuldigen, denn Ihr Gatte soll ein verwachsener, keineswegs liebenswürdiger Mann sein; aber in keiner Weise würde es sich rechtfertigen lassen, wollten Sie, ehe Sie von ihm rechtsgültig getrennt sind, oder sein Tod Ihr Band gelöst hat, eine neue Ehe eingehen.“

Die Bestürzung in welche Helene gerieth, als sie ihr Geheimniß entdeckt, und sich der Unwahrheit bezüchtigt sah, war unbeschreiblich. Ihr erster Gedanke war: Alles zu leugnen, aber sie bedachte noch zeitig genug, daß der Graf seine Behauptung nicht geäußert

haben würde, wäre er nicht fest von der Wahrheit derselben überzeugt gewesen. Auch mangelte es ihr gänzlich an schriftlichen Beweisen, durch welche sie hätte ihre vorgebliche Abstammung aus einer edeln Familie und den Tod ihres Gatten, wahrscheinlich erscheinen lassen können. Deshalb entschloß sie sich auch nach langem Schweigen, die Rolle der Reuigen zu spielen und es zu versuchen, durch ein offenes Geständniß das Vertrauen des Grafen wieder zu gewinnen.

Sie rang zuerst wie verzweifelnd die Hände und brach in Thränen aus, die ihr stets zu Gebote standen; dann sprach sie, von Schluchzen unterbrochen: „O, verdammen Sie mich nicht ungehört. Könnten Sie in mein Herz schauen, so würden Sie bemerken, daß es von der bittersten Reue zerrissen wird, weil ich es versucht habe Sie zu täuschen, obgleich Sie sich mir mit dem edelsten Vertrauen näherten. Aber ich will Alles wieder gut machen, durch ein offenes Geständniß. Was Sie da gesagt haben, ist leider nur zu wahr. Ich bin die unglückliche Gattin des Buchhalters Medard Gigant, eines widerlichen, jähzornigen, halbwahnsinnigen Menschen; dem ich mich aus keinem andern Grunde geopfert habe, als um meinem verstorbenen Vater seine Stellung in der Fabrik Maquets zu erhalten. Ich will Sie verschonen mit einer Schilderung alles dessen, was ich in meiner kurzen Ehe erduldet und gelitten habe, und nur bemerken: daß ich die Mißhandlungen, die ich täglich erfuhr, nicht länger mehr zu ertragen vermochte. Deshalb habe ich mich heimlich von meinem Gatten getrennt, und um mein Incognito besser behaupten zu können,

nahm ich einen falschen Namen an. Daß ich aber das Band der Ehe von Ihnen verlangte, geschah nur um Ihre Liebe zu prüfen, und hätten Sie mir wirklich Ihre Hand geboten, dann würde ich Ihnen selbst freiwillig Alles offen eingestanden haben. Zürnen Sie mir also nicht, und bedenken Sie, daß ich eine Unglückliche bin, die von frühester Kindheit an durch die Ungunst des Schicksals verfolgt wurde, und die sich endlich durch die unerträglichste Tyrannei, die sie erdulden mußte, gezwungen sah, alle drückenden Bande zu zerbrechen und sich frei und selbstständig der Welt in die Arme zu werfen.“

Mehr als ihr Geständniß selbst, rührte den Grafen die Art und Weise, mit welcher es vorgetragen wurde und er vermochte es sich nicht zu leugnen, daß sie auch im Ausbruche ihrer Reue und ihres Schmerzes wahrhaft hinreißende Reize entwickelte. Da er nun auch zugleich zu jener Gattung vornehmer Wüstlinge gehörte, die kein moralisches Hinderniß kennen, welches sie bewegen könnte einer ihrer Leidenschaften den Zügel anzulegen, so fühlte er sich noch immer sehr geneigt ein Verhältniß mit der schönen, jungen Frau zu schließen, wie es die verderbten Sitten der vornehmen Welt, besonders in Paris, zu einer ganz gewöhnlichen Erscheinung gemacht haben. Durch den ihr gemachten Vorwurf und ihr darauf erfolgtes Eingeständniß, sah er sich sicher gestellt, gegen alle ernstlicheren Ansprüche, die sie vielleicht später hätte an ihn stellen können, und deshalb beschloß er auch jetzt, mit der ganzen Offenheit der modernen Galanterie zu Werke zu gehen und ihr ein Bündniß zu

bieten, dessen Bedingungen glänzend genug waren, um die hochfliegendsten Hoffnungen zu befriedigen.

„Ich glaube Ihnen Alles, was Sie mir sagen;“ entgegnete er ihr nach einer Pause, mit einer freundlichen und theilnehmenden Miene, welche seine Versöhnlichkeit bekräftigen sollte; „und zwar um so mehr schenke ich Ihnen Glauben, da es in unserer Zeit eben nicht selten ist, daß junge Frauen sich der despotischen Behandlung ihrer Haustyrannen entziehen. Ich versichere Sie meiner vollkommenen Theilnahme und bin gern bereit Ihnen durch meine Liebe ein so freundliches, glänzendes Loos zu bereiten, wie es Ihnen nur irgend wünschenswerth sein könnte, um Sie für die traurigen Erfahrungen, die Sie in Ihrem jungen Leben schon gemacht haben, zu entschädigen. Lassen Sie uns also über unsere zukünftige Stellung zu einander ganz offen aussprechen, und verschweigen Sie mir Ihre Wünsche nicht, die ich, so viel es nur in meinen Kräften steht, Ihnen gern erfüllen werde.“

Helene fand diese Worte tröstend genug, um den Aeußerungen ihrer Verzweiflung Schweigen zu gebieten, und da sie alle ihre Hoffnungen, sich bis zur Gattin des Grafen zu erheben, vernichtet sah, erschien es ihr doch noch immer sehr wünschenswerth, seine Freundin zu bleiben; denn sie hielt ihre Reize für mächtig genug, um ihn auch in dieser Stellung zu einer dauernden Verbindung fesseln zu können. Sie ließ sich deshalb auch jetzt bereitwillig in eine förmliche Unterhandlung mit ihm ein, deren Einzelheiten wir aber mit Still=

schweigen übergehen wollen, da ein solcher Handel, unter allen Umständen, doch immer ein widerwärtiger bleibt. Helene war jedoch schlau genug, da sie die Freigebigkeit des Grafen kannte, ihre Wünsche in die bescheidenste Form zu kleiden und dabei nicht undeutlich zu erkennen zu geben, daß nur eine uneigennützige Liebe sie habe veranlassen können, ihren Grundsätzen, die sie bisher mit so vielem Stolz zur Schau getragen hatte, zu entsagen.

Schon nach Verlauf einer Stunde war die Versöhnung vollkommen geschlossen, und die Heiterkeit, die der Graf darüber empfand, daß er sich endlich am Ziele seiner Wünsche sah, theilte sich auch Helenen mit, welche jedoch ihren falschen Namen beibehalten und auch fernerhin für die Wittwe eines Herrn von Roussilon gelten sollte.

Frau von Bernier, welche bereits eine sichere Ahnung gehabt, daß es zu einer Versöhnung kommen würde, hatte indessen von einem der berühmtesten Restaurateurs ein geschmackvolles Souper herbeibringen lassen und überraschte die beiden Liebenden mit der Meldung, daß im angränzenden Salon die Tafel servirt sei.

Der Graf kehrte erst am folgenden Morgen in sein Palais zurück.

Indessen herrschte in dem Hotel des Marquis von Chereville große Trauer. Seine Verhaftung dauerte fort und man schien einen sehr ernstlichen Prozeß gegen ihn beginnen zu wollen. Hätte sich seine Anschuldigung nur darauf beschränkt, daß er sich als Anhänger der legitimistischen Partei gezeigt, so würde man die ganze

Angelegenheit weit leichter genommen haben, da man in der That gerade diese Partei am allerwenigsten fürchtete. Aber leider verriethen die bei der Haussuchung aufgefundenen Papiere, daß er sich auch mit andern geheimen Verbindungen in ein gewisses Einvernehmen gesetzt und sogar mit dem gefürchteten Mazzini in London Briefe gewechselt hatte. Dies erschwerte die gegen ihn gerichtete Anklage so bedeutend, daß man ihn als einen der gefährlichsten Verschwörer betrachtete, der sich mit allen Oppositionsparteien verbunden hatte, um das Kaiserreich zu stürzen. Deshalb hielt man ihn auch in so strenger Haft, daß man nicht einmal seiner Gattin und seinen Kindern gestattete ihn zu besuchen. Doch war es durch die Vermittelung des Baron Dermont gelungen, seinem alten Kammerdiener Bernard die Erlaubniß zu verschaffen, das Gefängniß seines Gebieters theilen und ihm seine Dienste widmen zu dürfen. Die Seinigen litten durch die qualvolle Ungewißheit die Ihnen sein Schicksal noch verhüllte, unbeschreiblich und alle Heiterkeit war aus ihrem häuslichen Kreise verschwunden.

Edmond aber litt um so mehr, da nun auch an die längstersehnte Vermählung mit Hortense unter diesen traurigen Umständen nicht zu denken war. Dazu steigerten sich auch noch die Besorgnisse um seinen Freund Hermann, der die freiwillige Haft, in die er durch die Verfolgungen der Polizei versetzt worden war, kaum noch zu ertragen vermochte. Er war an ein freies, thätiges Leben gewöhnt, und obgleich sein Freund sich fortwährend bemühete ihn zu unterhalten und zu zer-

streuen, so schien ihm doch der Aufenthalt in seinem Verstecke von Tage zu Tage immer größere Martern zu bereiten. Pauline, welche so wie die übrigen Familienmitglieder um seinen heimlichen Aufenthalt in ihrem Palais wußte, hielt sich gänzlich zurückgezogen von ihm, und wenn sie zufällig in der Wohnung ihres Bruders mit ihm zusammentraf, entfernte sie sich bald wieder; denn sie hielt es für sündhaft durch eine Annäherung an ihn eine hoffnungslose Liebe zu nähren, während ihr Vater sich in einer so gefahrvollen Lage befand. Aber auch sie litt dabei gar sehr; denn ihre Liebe zu Hermann steigerte sich nur um so mehr, je weniger sie dieselbe offen zeigen durfte, und so ernstlich sie sich auch bemühete, die Flamme, die für ihn in ihrem Herzen brannte, nicht zu nähren, vermochte sie doch dieselbe auch nicht zu löschen.

Der Baron Dermont war ein fast täglicher Besucher des Hauses geworden, und wußte mit großer Geschicklichkeit jeden Schein zu vermeiden, als ob er als Polizeiagent erschiene, ja, es gelang ihm sogar eine wahrhaft freundschaftliche Theilnahme darzulegen und da er der Einzige war, der der Familie Nachricht über den Gefangenen brachte, so begegnete man ihm mit Achtung und Artigkeit, und ließ seinen Bemühungen die dankbarste Anerkennung widerfahren. Besonders die Marquise und Pauline schenkten ihm ihr volles Vertrauen, während Hortense und Edmond eine größere Zurückhaltung gegen ihn beobachteten und als die Erstere ihn zum ersten Male sah, gerieth sie in sichtbare Bestürzung; denn auch ihr fiel die Aehnlichkeit mit dem

Baron und ihrem früheren Verfolger de Moulin auf. Doch bei kälterer Beobachtung regten sich auch in ihr Zweifel, denn sein Benehmen war in der That ein ganz anderes, auch trat er ihr so unbefangen und doch so fremd entgegen, als ob sie einander nie gesehen hätten. Sie äußerte sich auch gegen Edmond darüber, und stimmte ihm bei, daß sie sich wohl Beide getäuscht haben könnten, als dieser ihr mittheilte, daß er ihn bereits zur Rede gestellt, und Jener es mit großer Bestimmtheit abgeleugnet, daß er sich jemals de Moulin genannt habe.

Obgleich sie in der letzten Zeit häufig zusammen trafen, so verrieth doch der Baron Dermont mit keiner Miene, daß er eine Leidenschaft für Hortense genährt habe, und schien sie für eine wirkliche Tochter des Barons von Surville zu halten. Desto mehr aber schien er sich zu Pauline hingezogen zu fühlen, obgleich er es niemals wagte ein anderes Gefühl gegen sie zu äußern, als Hochachtung und lebhafte Theilnahme. Sie war eine so gute Tochter, daß sie, obgleich ihr Vater ihr nur wenig Liebe erwiesen, doch mit ganzer Seele an ihm hing und mit Freuden die größten Opfer für ihn gebracht haben würde, hätte sie ihn dadurch retten, oder seine traurige Lage auch nur erleichtern können. Dies war aber von Dermont nicht unbemerkt geblieben, und indem er ihr die innigste Theilnahme heuchelte, suchte er sich in ihr Vertrauen immer fester einzusetzen, was ihm auch gelang.

Eines Tages fand er sie ganz allein im Gesellschaftszimmer und in sichtbarer Aufregung und mit verstörter Miene trat er ihr näher.

Sie bemerkte seine außergewöhnliche Bewegung und fragte betroffen: ob irgend etwas Beängstigendes im Betreff ihres Vaters vorgefallen sei?

Er zögerte mit der Antwort und nachdem er einige beruhigende Worte vorausgeschickt hatte, entgegnete er: „Ich betrachte die Pflicht die ich übernommen habe, Sie über das Befinden Ihres Vaters zu unterrichten, als eine heilige, und würde sie nicht treu erfüllen, wollte ich Ihnen irgend etwas Wichtiges verhehlen, was auf seinen Zustand Bezug hat. Gott weiß es, daß es mir die aufrichtigste Freude gewähren würde, könnte ich Ihnen Erfreuliches berichten, aber lassen Sie die Hoffnung nicht sinken und fassen Sie Muth. Ihr Vater ist erkrankt. Die Trennung von seiner Familie, die traurige Haft, alle die nerverschütternden Quälereien der Voruntersuchung haben nicht allein niederschlagend auf seinen Geist, sondern auch störend auf seinen Körper gewirkt. Noch hat sich zwar keine bestimmte Krankheit ausgebildet, aber der Gefängnißarzt, ein sehr tüchtiger, zuverlässiger Mann, fürchtet den Ausbruch eines nervösen Fiebers, welches allerdings unter den obwaltenden Umständen gefährlich werden kann. Es ist mir lieb, daß ich Sie heute allein getroffen habe, denn ich wünschte Ihrer Frau Mutter die traurige Kunde noch zu verschweigen, wenigstens so lange als bis wirkliche Gefahr vorhanden ist. Wir würden ihr große Angst und Sorge erspart haben, sollte vielleicht in einigen Tagen schon eine Genesung erfolgen.“

Mit Schrecken hatte Pauline diese Mittheilung

vernommen und indem sie in Thränen ausbrach, sprach sie: „Ja, Sie haben Recht! Meine gute Mutter darf noch nichts davon erfahren, denn sie würde keine ruhige Stunde finden und doch nichts dazu beitragen können, die Leiden meines unglücklichen Vaters zu mildern. Aber mir sagen Sie Alles, mir bringen Sie Nachricht, so oft Sie können, und ich werde das traurige Geheimniß in meinem Busen verschließen, bis — was Gott verhüten möge! — der traurige Fall eintritt, daß ich den Meinigen Alles enthüllen muß."

„Dann aber wird es nothwendig sein —" fuhr der Baron theilnehmend fort — „daß ich Sie täglich allein spreche. Doch hier, im Palais wird dies kaum geschehen können, da unsere heimlichen Unterredungen leicht bemerkt und vielleicht gemißdeutet werden würden."

„Allerdings;" versetzte Pauline. „Aber außerhalb des Hauses kann ich nicht mit Ihnen zusammen treffen. Es wird doch kein anderer Ausweg übrig bleiben, als meinem Bruder Alles zu entdecken —"

„Davon muß ich Ihnen entschieden abrathen;" fiel ihr Dermont in's Wort. „Denn Ihr Herr Vater hat mich dringend gebeten, seiner Familie seinen Zustand zu verschweigen, am wenigsten aber Ihrem Bruder etwas von seiner Krankheit mitzutheilen, weil er fürchtet, daß dieser sich bei seinem heftigen Charakter zu Gewaltschritten würde hinreißen lassen, die ihn selbst in's Unglück stürzen könnten."

„Ach, daran habe ich nicht gedacht!" seufzte Pauline. „Aber die Besorgniß meines Vaters ist nicht grundlos, und wenn es mir auch gelänge Edmond von

Gewaltschritten zurückzuhalten, so würde er doch nicht im Stande sein das Geheimniß vor meiner Mutter zu verbergen. So werde ich es denn freilich ganz allein tragen müssen, aber, ich weiß wahrlich nicht, wie ich hier Ihre Nachrichten unbemerkt empfangen soll."

„Haben Sie nicht einen Garten am Hause?" fragte der Baron, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte.

„Allerdings;" erhielt er zur Antwort; „aber —"

„Ich errathe Ihre Einwendung und weiß Ihr Zartgefühl zu ehren. Doch ich denke, in diesem Falle, wo es sich nur darum handelt Ihrer kindlichen Liebe Genüge zu leisten, dürfen Sie mir Ihr ganzes Vertrauen schenken, ohne sich einen Vorwurf zu machen, die Gränzen der Schicklichkeit übersprungen zu haben. Gestatten Sie mir also täglich, in den Abendstunden eine Unterredung in Ihrem Garten unter vier Augen, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihr gütiges Vertrauen nie mißbrauchen und die größte Vorsicht anwenden werde, damit unsere Zusammenkünfte unentdeckt bleiben."

Pauline kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst, denn die kindliche Liebe drängte sie zu einer Einwilligung, während ihr Sittlichkeitsgefühl und eine ihr selbst unerklärliche Angst ihr entschieden davon abriethen. Endlich jedoch trug die Liebe zu ihrem Vater den Sieg davon und sie erklärte sich bereit, ihn heimlich im Garten zu empfangen. Um dies aber möglich zu machen, händigte sie ihm einen Schlüssel ein, der zur Oeffnung einer Außenpforte, die in eine andere

Straße führte, diente, und den sie zu ihrem eignen Gebrauche im Besitze gehabt hatte, wenn sie durch den Garten in jene Straße gelangen wollte.

Es wurde hierauf verabredet, daß Dermont ihr noch am Abende desselben Tages, zu einer bestimmten Stunde, Nachrichten bringen sollte, worauf sie sich trennten.

Den ganzen Tag über befand sich Pauline in großer Unruhe und ihre Angst steigerte sich, je mehr die Dämmerung in abendliche Finsterniß überging. Es gab Augenblicke, wo sie gern ihr Wort zurückgenommen hätte; aber da sie es einmal gegeben hatte, glaubte sie es auch halten zu müssen. Sobald daher die bestimmte Stunde schlug, verließ sie ihr Zimmer und schlich, in einen Mantel gehüllt, unbemerkt in den Garten hinab. Sie schlug sogleich den wohlbekannten Weg ein, der nach der Außenpforte führte; doch auf der Mitte desselben blieb sie stehen und lauschte. Es schien ihr als ob sie leise Schritte im nahen Gebüsche gehört und eine dunkle, männliche Gestalt flüchtig bemerkt habe.

Ganz erschrocken, drückte sie beide Hände gegen ihr hochklopfendes Herz und da sie glaubte, daß der Baron schon vor ihr in den Garten eingetreten sei, rief sie leise nach der Gegend hin, wo sie das Geräusch bemerkt hatte: „Sind Sie es, Baron Dermont?“

Doch sie erhielt keine andere Antwort, als einen Laut, der wie ein schwerer Seufzer erklang. Dann war Alles wieder still.

Eine unsägliche Angst erfaßte sie, und da sie nicht den Muth hatte, dreist auf das Gebüsch loszuschreiten

und zu untersuchen, ob sich dort wirklich Jemand verborgen halte, suchte sie sich lieber einzureden, daß sie sich getäuscht habe und ging mit raschen Schritten weiter, gerade auf die Pforte zu, die in demselben Augenblicke geöffnet wurde, als sie sie erreicht hatte. Jetzt war es Dermont wirklich, der eben in den Garten trat, und sie fühlte sich durch seine Gegenwart plötzlich so beruhigt und erfreut, daß sie ihm sogleich die Hand reichte, als ob sie ihn mit Sehnsucht erwartet hätte.

Und doch hatte sie sich nicht getäuscht. Es befand sich allerdings außer ihr noch ein anderer Spaziergänger im Garten. Es war Hermann Roller, der jeden Abend sein Versteck verließ und sich unter dem Schutze der abendlichen Dunkelheit in freier Luft erging. Er hatte sie gleich bemerkt, sobald sie in den Garten trat, und schon hatte er sich mit der Hoffnung geschmeichelt er würde Gelegenheit finden, hier einige Minuten lang ungestört mit ihr sprechen zu können; denn er hatte sich längst schon im Stillen gekränkt gefühlt, durch die sichtbare Zurückhaltung, die sie gegen ihn beobachtete. Doch wollte er nicht gleich auf sie zustürzen, sondern ihr wie zufällig begegnen; aber er wurde so schmerzlich berührt, daß er kein Wort mehr hervorzubringen wußte, als sie ihm zurief: Sind Sie es, Baron Dermont?

Ein unbeschreibliches, schneidendes Weh durchzuckte sein Herz und schnell entschloß er sich seine Gegenwart nicht zu erkennen zu geben. Rasch bückte er sich hinter dem Busche nieder, und blieb in dieser Lage lautlos, bis sich Pauline entfernt hatte. Erst als er die Pforte öffnen hörte, wagte er sich wieder aufzurichten und

schlich, von einem Anfluge von Eifersucht getrieben, näher hin. Er wußte jetzt, daß der eben Eingetretene der erwartete Baron Dermont war, er sah, wie sie ihm die Hand entgegen streckte und ihn freudig begrüßte. Alle seine Hoffnungen, alle seine schönsten Träume wurden in diesem Momente vor seinen Augen in das Grab gestürzt, und da er zu edel dachte, um das Gespräch der Beiden zu belauschen, so zog er sich auf der Stelle zurück, und begab sich wieder in sein Versteck, wo er sich einer verzweiflungsvollen Stimmung überließ.

Aber Pauline und Dermont waren auch noch von anderer Seite belauscht worden. Der Letztere hatte die Pforte nicht ganz wieder hinter sich geschlossen, sondern nur angelehnt. Sobald er nun eingetreten war, schlüpfte eilig an der Mauer eine vermummte Frauengestalt herbei, öffnete ganz leise die nur angelehnte Thür etwas und starrte mit dunkeln, glühenden Augen in den Garten hinein. Sie war auch weniger discret als Hermann Roller, denn sie belauschte das heimliche Gespräch, und erfuhr dadurch, daß die Beiden der Baron Dermont und die Tochter des verhafteten Marquis von Chercville waren.

Die Unterredung dauerte nicht lange. Dermont hatte nur wenig zu berichten und suchte Pauline durch die Versicherung zu beruhigen, daß sich der Zustand ihres Vaters wenigstens seit diesem Morgen nicht verschlimmert habe, was ihm auch gelang. Uebrigens begegnete er ihr mit der größten Hochachtung, und ließ in seinen Worten die leidenschaftlichen Gefühle, die er für sie hegte, auch nicht im Geringsten durchschimmern.

wodurch sich natürlich ihr Vertrauen zu ihm nur noch mehr steigerte.

Nach wenigen Minuten schon trennten sie sich wieder unter dem gegenseitigen Versprechen, am nächsten Abende um dieselbe Zeit wieder zusammen zu treffen und Pauline ging eilig nach dem Palais zurück, während der Baron sich durch die Pforte entfernte, die er hinter sich verschloß. Die lauschende weibliche Gestalt hatte wenige Augenblicke früher ihren Standpunkt verlassen, worauf sie wieder an der Mauer hingeschlüpft und in der Dunkelheit verschwunden war.

Weder der Baron, noch Pauline hatten auch nur eine Ahnung davon, daß sie von zwei Seiten belauscht worden waren.

Indessen wurden die heimlichen Zusammenkünfte täglich fortgesetzt, aber auch in gleicher Weise, wie es zum ersten Male geschah, zwiefach belauscht.

Die trübe Stimmung, in welcher sich Hermann seit längerer Zeit schon befunden hatte, wurde durch die Entdeckung, die ihn der Zufall machen ließ, nur noch vermehrt. Er glaubte keinen Augenblick daran zweifeln zu dürfen, daß ein geheimes Liebesverhältniß sich zwischen Pauline und dem Baron gebildet habe, und obgleich er selbst keinerlei Ansprüche an das junge Mädchen erheben durfte, da kein gegenseitiges Eingeständniß ihrer Gefühle, noch weniger aber gegenseitige Versprechungen der Treue stattgefunden hatten, so fühlte er sich doch durch diese Verbindung auf das Schmerzlichste berührt. Er hatte sich daran gewöhnt, Pauline als engelrein und mit allen Tugendwaffen gegen weib-

liche Schwächen ausgerüstet zu betrachten, und jetzt sollte er sich so sehr getäuscht in ihr finden. Denn wäre der Mann, mit dem sie sich heimlich verbunden, auch ihrer wirklich würdig gewesen, so schienen doch die geheimnißvollen Zusammenkünfte mit ihm, während die ganze Familie um das Schicksal des Vaters in tiefe Trauer und Besorgniß versenkt war, einen hohen Grad von Leichtsinn, wenn nicht gar Herzlosigkeit zu verrathen. So viel aber Hermann durch seine Unterredungen mit Edmond erfahren hatte, stand jener Baron Dermont im Dienste der Polizei und sein Charakter gehörte, so viel sich die öffentliche Meinung darüber aussprach, mindestens zu den zweideutigen. Er war also auch weder hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Stellung, noch seines moralischen Werthes der Tochter des Marquis würdig. In seiner ersten Aufwallung entschloß er sich ihrem Bruder Alles zu entdecken und ihn aufzufordern gegen das geheime Bündniß einzuschreiten; aber bei einer reiflicheren Ueberlegung nahm er den Entschluß wieder zurück. Es widerstrebte überhaupt seinen edeln, biederherzigen Gefühlen, den Spion und den Angeber zu spielen; auch fürchtete er, daß der heftige Edmond sich vielleicht gar zu Gewaltschritten gegen den Baron würde hinreißen lassen, wodurch der Familie natürlich auch die Dienste, welche der Letztere ihr in Bezug auf den Gefangenen leistete, entzogen werden würden. Auch konnte Edmond, da er die Liebe Hermanns für seine Schwester kannte, dessen Bericht vielleicht gar in Zweifel ziehen und für eine Eingebung der Eifersucht halten; und wenn nun vielleicht gar

Pauline selbst seine Denunciation erfahren sollte, so würde er ihr nie wieder haben unter die Augen treten können.

Nachdem er Alles in reifliche Ueberlegung gezogen hatte, befestigte sich deshalb auch die Ansicht immer mehr in ihm, daß er ein strenges Schweigen darüber beobachten müsse; doch konnte er sich des Dranges nicht erwehren seine Beobachtungen jener heimlichen Zusammenkünfte jeden Abend im Verborgenen fortzusetzen. Dabei wurde ihm denn auch wenigstens die Beruhigung zu Theil, daß sich der Baron stets in den Gränzen des Anstandes hielt, und daß die Begegnung Beider keinen leidenschaftlichen Charakter verrieth.

Die Lauscherin, welche von der Straße aus, ihren Posten an der Gartenpforte genommen hatte, erschien aber auch regelmäßig jeden Abend und setzte mit großer Beharrlichkeit ihr Spionirgeschäft fort. Sie erschien gewöhnlich kurz vor der bestimmten Zeit in der Nähe der Wohnung des Barons, und wartete bis er dieselbe verließ, worauf sie ihm in gewisser Entfernung auf dem Fuße folgte. Zuweilen sah man sie wohl auch in der Dunkelheit in das kleine Palais Dermonts schlüpfen und dort in irgend einem Winkel mit dem Kammerdiener desselben vertraulich sprechen, der ihr Berichte abzustatten schien, wofür sie ihm jedesmal mehrere Goldstücke zusteckte. Der Baron Dermont hatte freilich keine Ahnung davon, und hätte er entdeckt, daß jene weibliche Gestalt, die ihn unablässig verfolgte und belauschte, seine ehemalige Geliebte Helene sei, so würde er nicht ohne Besorgniß geblieben sein, und seine Maßregeln ergriffen

haben sich ihrer Verfolgungen zu entledigen, da er ihren rachsüchtigen Charakter genugsam kannte. Doch hatte er sie seit seiner Trennung von ihr gänzlich aus dem Gesichte verloren und bis jetzt noch nichts davon erfahren, daß sie ihren Gatten verlassen und unter fremdem Namen ein Verhältniß mit dem Grafen de Sorny angeknüpft hatte.

Helene aber hatte den Baron Dermont desto weniger aus den Augen gelassen. Der Drang sich an ihm zu rächen, wegen der beleidigenden Art und Weise, wie er sie verstoßen, war gränzenlos, und sie würde ihr Leben daran gewagt haben ihn durch ihre Rache vernichten zu können. Deshalb bemühete sie sich auch alle seine Schritte zu überwachen und wurde dabei durch die vertraulichen Berichte seines Kammerdieners unterstützt, den sie durch Bestechung für sich gewonnen hatte. So erfuhr sie denn auch seine häufigen Besuche im Palais des Marquis von Chereville, dessen Verhaftung sie erfahren hatte, und hielt sich fest überzeugt, daß der Grund seines öfteren Erscheinens dort, keineswegs in einer Aeußerung der Humanität, sondern nur allein in irgend einer Intrigue zu suchen sei, die er angesponnen habe. Als sie nun aber zum ersten Male seine heimliche Zusammenkunft im Garten mit Pauline bemerkte, die, wie sie nicht zweifelte, nur durch eine förmliche Verabredung in's Werk gesetzt sein konnte, schien es ihr plötzlich klar zu werden, daß ein Liebesverhältniß zwischen Beiden stattfinden müsse. Die Gluth der Eifersucht aber, welche in ihr tobte, ließ sie in der gespannten Erwartung, mit welcher Pauline stets an

seinen Lippen hing, wenn er zu ihr sprach, nichts als Leidenschaft erblicken, und seine anständige Haltung, die er beobachtete, legte sie — freilich auch ganz richtig — nur für Maske aus, um sein Opfer in Sicherheit zu wiegen.

Eines Abends erschien Dermont im Garten etwas später, als gewöhnlich und in seinem ganzen Wesen sprach sich eine ungewöhnliche Aufregung aus, die er sich nur unvollkommen zu verbergen bemühete.

Mit allen Zeichen einer ängstlichen Erwartung fragte ihn Pauline: ob irgend etwas vorgefallen sei, was ihn in eine so lebhafte Bewegung versetzt habe?

Aber sie erhielt nicht sogleich Antwort und er schien zuvor nach den mildesten Ausdrücken zu suchen, ehe er ihr endlich mittheilte: daß die Krankheit ihres Vaters sich in bedenklicher Weise verschlimmert habe. Dabei zog er ein Billet aus seiner Brieftasche hervor, wobei er die Betheurung aussprach: daß er sich durch Annahme und Besorgung dieses Schreibens der größten Gefahr aussetze, und wenigstens den Verlust seines Amtes und seiner Freiheit wage wenn es entdeckt werde, weshalb er auch dringend bat, das Papier sogleich zu verbrennen, nachdem sie seinen Inhalt gelesen habe. So sehr sich nun Pauline auch darüber freuete, endlich einen Brief von ihrem Vater zu erhalten, so fühlte sie sich doch im Voraus schon mit großer Angst erfüllt über die Nachrichten, die er enthalten würde. Sie wollte sich auch auf der Stelle damit entfernen, da es im Garten zu dunkel war, um die Schriftzüge zu erkennen.

„Darf ich meinem Vater in einigen Zeilen darauf

antworten?" fragte sie noch eilig, im Begriffe sogleich in das Haus zurückzugehen.

Doch der Baron hielt sie zurück, indem er entgegnete: „Das dürfte kaum nöthig sein, im Falle Sie sich entschließen können, den sehnlichen Wunsch Ihres Vaters, den er hier schriftlich ausgesprochen hat, zu erfüllen. Ich kenne den Inhalt seines Schreibens; doch wollte ich es nicht übernehmen Ihnen denselben nur mündlich mitzutheilen, weil ich mir feierlich gelobt habe, nicht das Geringste zu thun, was Ihr Mißtrauen erregen könnte. Ungeachtet ich mich nun dadurch einer schweren Pflichtverletzung schuldig machte, bat ich Ihren Vater die Wahrheit seines Wunsches durch seine eigne Handschrift zu bestätigen."

„Aber was ist es, was mein armer Vater wünscht?" fragte Pauline lebhaft und tief ergriffen.

„Er wünscht Sie zu sehen und zu sprechen;" erhielt sie zur Antwort. „Er wünscht Sie in seine Arme zu schließen und zu segnen; er wünscht in Ihre Brust seinen letzten Willen und alle Anordnungen, die er in Bezug auf seine Familie und sein Vermögen getroffen hat, im Falle seines Hinscheidens niederzulegen."

Er hatte diese Worte feierlich und mit dem Anscheine eines tiefen Gefühls gesprochen, so daß sie einen erschütternden Eindruck auf Pauline hervorrufen mußten; die sogleich hastig und mit bebender Stimme sprach: „Ja, ich will zu ihm! Aber Sie sagten mir: er würde so streng überwacht und jeder Versuch sei vergeblich in seinen Kerker zu gelangen?"

„Allerdings habe ich das gesagt und gewiß nicht

grundlos;" erwiderte der Baron. „Indessen die innige Theilnahme, die ich für Ihre Familie und für Sie insbesondere hege, hat mich veranlaßt, die größten Hindernisse hinwegzuräumen, und ich denke: es wird mir jetzt, wenn ich auch mich selbst dabei in nicht geringe Gefahr bringe, doch gelingen, Sie in die Arme Ihres Vaters zu führen, wenn Sie sich meiner Leitung gänzlich anvertrauen wollen."

Indessen hatte sich aber Paulinens wieder eine unsägliche Angst bemächtigt, und obgleich sie es nicht eingestehen mochte, fühlte sie doch einen Mangel an Vertrauen zu dem Baron, der sich ihr zum Führer erboten. Deshalb fragte sie auch schüchtern: „Und darf ich meiner Mutter, meinem Bruder, noch immer nichts entdecken?"

„Keine Sylbe!" entgegnete Dermont in einem so festen, strengen Tone, wie er ihn noch niemals gegen sie angenommen hatte. „Ich vertraue nur Ihnen allein und je mehr Mitwisser, desto mehr steigert sich die Gefahr. Sie werden heute das Billet Ihres Vaters lesen, welches, wie ich hoffe, jedes Bedenken zerstreuen wird. Bis morgen Abend um diese Zeit denke ich alle nöthigen Vorbereitungen getroffen zu haben und Sie dann hier bereit zu finden, mir zu folgen. Suchen Sie nur Ruhe zu erlangen und Ihr kindliches Herz wird Ihnen dann auch Muth verleihen."

Sie trennten sich hierauf und Pauline war kaum auf ihr Zimmer zurückgekehrt, so erbrach und las sie das empfangene Billet. Sie glaubte allerdings die Schriftzüge des Vaters darin zu erkennen; doch schien es ihr, als ob er nur mit großer Anstrengung im Stande

gewesen, die Buchstaben zu Papier zu bringen, worin sie aber bei seinem Zustande gar nichts Auffallendes erblickte. Der Inhalt war in der That gerade so, wie der Baron ihn angegeben hatte, nur zum Schlusse war noch die Ermahnung beigefügt, daß sie Dermont unbedingt vertrauen möchte, da er ihm wahre Freundschaftsdienste erzeigt habe und er von seinen redlichen Gesinnungen fest überzeugt sei.

Ach, wie sehr wünschte sie, daß sie sich irgend einem Mitgliede ihrer Familie hätte anvertrauen dürfen; aber sie fürchtete den Baron zu erzürnen, und sich undankbar zu zeigen, wenn sie gegen seinen Willen handelte. So mußte sie denn die ganze Last des Geheimnisses allein tragen und auch über den wichtigen Schritt, den sie thun sollte, ganz allein entscheiden. Das Billet zu vernichten war sie aber nicht im Stande, denn sie fürchtete einen Frevel zu begehen; wenn sie die Schriftzüge, die ihr armer kranker Vater so mühsam dem Papiere anvertraut, hätte den Flammen preisgeben wollen. Sie verschloß deshalb auch den Brief, wie eine theure Reliquie, in ein verborgenes Fach ihres Schreibtisches, und noch ehe sie sich zur Ruhe niederlegte, war sie fest entschlossen, auf jede Gefahr hin, dem Rufe ihres Vaters Folge zu leisten.

Helene hatte auch jene letzte Unterredung belauscht; sie hatte die Uebergabe des Billets gesehn und deutlich gehört, daß der Baron Pauline aufgefordert, ihn zu ihrem Vater in das Gefängniß zu begleiten. Sie ahnete jetzt mit Gewißheit, daß er irgend einen ver-

rätherischen Streich beabsichtige, doch lag es keineswegs in ihrem Racheplane, ihn jetzt schon darin zu stören.

Hermann hingegen, war gerade an diesem Abende von Edmond beim Schachspiele festgehalten worden, und hatte die gewöhnliche Stunde, in welcher die Unterredungen stattfanden, versäumt. Am nächsten Abende wurde er aber durch ein Uebelbefinden abgehalten, den Garten zu besuchen und als Pauline erschien und zitternd in den Wagen stieg, den der Baron an der Pforte bereit hielt, war Helene, die sich in einiger Entfernung in einem andern Wagen verborgen hielt, die einzige Zeugin.

Sobald sie den Baron mit der leichten Halbchaise, deren Pferd er selbst lenkte, davon fahren sah, befahl sie ihrem Kutscher, den Wagen nicht aus den Augen zu lassen und ihm in gemessener Entfernung zu folgen. Dies geschah auch, und sie überzeugte sich bald, daß Dermont die Betrogene keineswegs in ein Gefängniß, sondern in seine eigne Wohnung führte.

XV.

Die Familie Paulinens wurde in eine unbeschreibliche Angst versetzt, als man an jenem Abende erst spät ihr unerklärliches Verschwinden bemerkte. Edmond und sein Oheim Surville brachten die ganze Nacht mit Nachforschungen zu, die aber leider vergeblich blieben und auch die Marquise und Hortense waren nicht im Stande

die Augen bis zum hellen Morgen zu schließen. Niemand hatte auch nur die geringste Ahnung über die Ursache des Verschwindens der Tochter des Hauses, noch über den Ort, wo sie sich befinden könne. Hermann aber, gerade der Einzige, welcher sie hätte auf eine Spur leiten können, erfuhr nichts davon; denn Edmond glaubte ihm das Ereigniß verheimlichen zu müssen, weil er sich überzeugt hielt, daß er ihn, wenn er es erführe, nicht mehr in seinem Verstecke würde festhalten können.

Als jedoch am andern Tage der Baron Dermont erschien, um, wie gewöhnlich, seinen Bericht über den gefangenen Marquis abzustatten, fand er die Marquise noch immer in der größten Aufregung, und da die Nachforschungen ihres Sohnes und ihres Bruders gänzlich ohne Erfolg geblieben waren, so entschloß sie sich endlich, dem Manne, der ihr ja stets eine so lebhafte Theilnahme bewiesen hatte, Alles zu entdecken, in der Hoffnung, daß es der Polizeibehörde wohl leichter gelingen könne eine Spur der Verlorenen aufzufinden.

Der Baron heuchelte das größte Erstaunen und betheuerte, daß er, ohne Aufsehen zu erregen, doch Alles in Bewegung setzen würde, um Paulinens Aufenthalt zu entdecken und sie in die Arme der Ihrigen zurückzuführen. Dies beruhigte die unglückliche Mutter einigermaßen und wenigstens für kurze Zeit, denn der Baron erschien an diesem und dem folgenden Tage nicht wieder, um Bericht über den Erfolg seiner Nachforschungen abzustatten.

Indessen befand sich Pauline in dem beklagenswerthesten Zustande.

Als der Baron sie auf dem Hofraume seines kleinen Palais aus dem Wagen hob, war sie noch so betäubt von Angst und Schmerz, daß sie gar nicht auf ihre Umgebung achtete, und willenlos, wie ein Kind, Dermont ihren Arm überließ, der sie eine steinerne Treppe hinauf in seine Wohnung führte. Er hatte schon vorher dafür gesorgt, daß Niemand von seiner Dienerschaft sichtbar wurde, und erst als sie in ein kleines, elegant ausgestattetes Boudoir eintrat, schaute sie sich ganz verwundert um und fragte, während sich ihrer plötzlich wieder eine qualvolle Angst bemächtigte: „Befinden wir uns denn in einem Gefängnisse?"

Der Baron hatte indessen den Schlüssel von der Thür abgezogen, nöthigte sie mit seiner gewöhnlichen Artigkeit sich niederzulassen, und entgegnete dann in einem seltsamen Tone, der das Blut in ihrem Herzen erstarren ließ: „Ich will nicht wünschen, theures Fräulein, daß sich dieses Haus für Sie in ein Gefängniß verwandeln möge, da ich so gern bereit bin, es zu einem Tempel des Glückes umzugestalten. Doch wird es ganz von Ihrem eigenen Willen abhängen, ob Sie einen Kerker, oder einen Glückstempel hier finden wollen."

„Um Gotteswillen! Was reden Sie da?" rief Pauline. „Ich verstehe kein Wort von Allem, was Sie da sagen. Ist mein Vater hier, so führen Sie mich zu ihm auf der Stelle; ist er nicht hier, so lassen Sie mich fort!"

Doch die Gesichtszüge des Barons hatten sich gänzlich umgewandelt und drückten eine heftige Leidenschaft aus. Die achtungsvolle Ergebenheit, die sanfte

Theilnahme, die er sonst erheuchelt hatte, waren verschwunden und ein unheimliches Feuer sprühete aus seinen Augen, während er eine herrische Stellung ihr gegenüber annahm.

„Es soll Ihnen Alles klar werden, wenn Sie mich nur geduldig anhören wollen;“ rief er, beugte seine Kniee vor ihr, erfaßte ihre Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Ich liebe Sie, theure Pauline, mit der vollen Gluth, die jemals ein menschliches Herz empfunden. Habe ich Sie getäuscht, so geschah es nur aus Liebe und ich flehe Sie dringend an, mir deshalb zu verzeihen. Sie befinden sich hier in meiner Wohnung, und ich bitte Sie auf meinen Knieen, dieselbe nur als meine Gattin wieder verlassen zu wollen —“

„Sie lieben mich?“ unterbrach ihn Pauline, wie verzweifelnd die Hände ringend. „Sie haben mich getäuscht, hierher gelockt in Ihre Wohnung — o, das ist schändlich!“

„Ich leugne es nicht, daß ich unrecht gehandelt habe, aber rechten Sie nur mit meinem Herzen, welches von der unbezwinglichen Gluth verzehrt wird, die für Sie brennt. Es gab kein anderes Mittel zu meinem Ziele zu gelangen, als diesen Gewaltschritt. Doch hören Sie mich ganz, ehe Sie mich verdammen. Ich verabscheue das Amt, zu welchem ich durch unglückliche Verhältnisse gezwungen wurde, ja ich verabscheue es, weil es allen meinen Gefühlen, weil es dem edeln Blute widerstrebt, das in meinen Adern rollt. Da sah' ich Sie, und wie ein Blitzstrahl leuchtete der Gedanke in meiner Seele auf, daß Sie mein guter Rettungsengel

werden könnten. Ich fühlte es lebhaft, daß ich an Ihrer Seite, beglückt durch Ihren Besitz, die Kraft gewinnen würde, mich aus meiner Versunkenheit zu erheben, und geläutert durch das reine, edle Feuer, welches Ihren Geist durchglüht, ein neues Leben zu beginnen. Ich hatte leider keine Hoffnung auf gewöhnlichem Wege Ihre Hand zu erringen — da faßte ich den Entschluß, mich Ihrer zu bemächtigen um jeden Preis. Willigen Sie ein, meine Gattin zu werden, und ich biete Ihnen dafür ein hohes Gut, welches Sie vielleicht mit Ihrem Leben bezahlen würden — die Befreiung Ihres Vaters!"

Pauline hatte ihm mit Entsetzen zugehört, und nur seine letzten Worte schienen eine freudigere Empfindung in ihr hervorzurufen. „Die Befreiung meines Vaters!" rief sie aus, doch hielt sie plötzlich wieder inne und fuhr tiefbetrübt fort: „Doch nein! Ich kann Ihnen nicht mehr vertrauen. Sie haben mich so schrecklich getäuscht, daß ich Ihnen niemals wieder Glauben schenken kann."

„Wenn ich Ihnen nun aber die Einwilligung Ihres Vaters zu unserer Verbindung bringe, von seiner eigenen Hand geschrieben?" versetzte der Baron immer dringender. „Er ist mir gewogen und ich habe ihm das Geheimniß meiner Liebe zu Ihnen entdeckt, und mich erboten, ihn zu befreien, wenn er mich durch Ihre Hand belohnen wollte."

„Sprechen Sie nicht weiter;" fiel ihm Pauline wieder in das Wort. „Ich kenne meinen Vater! Er denkt zu edel und zu stolz, um seiner Tochter anzu-

befehlen, ihn durch ein so schweres Opfer zu retten aus der selbstverschuldeten Gefahr.“

„Sie haben sich auch durchaus nicht getäuscht in Ihrem Vater. Er lehnte es entschieden ab, Sie durch einen Befehl, ja nur durch eine Bitte zu bestimmen sich meinen Wünschen zu fügen; aber er gab mir sein Versprechen einzuwilligen, im Falle Sie sich selbst veranlaßt fühlten, mir Ihre Hand zu reichen. Es bietet sich Ihnen also jetzt eine Gelegenheit dar, die ganze Gluth Ihrer kindlichen Liebe so recht überzeugend zu beweisen, und zugleich einen Mann zu beglücken, der die Begründung Ihres Glückes sich zur schönsten Aufgabe seines ganzen Lebens machen würde. Hören Sie meinen Plan! Ich habe einen Geistlichen gewonnen, der insgeheim den Bund unserer Ehe schließen und segnen wird, und sobald ich dadurch Ihres Besitzes versichert bin schwöre ich Ihnen hoch und theuer, an der Befreiung Ihres Vaters zu arbeiten und sie binnen drei Tagen in Ausführung zu bringen. Dann fliehen wir zusammen vorläufig nach England, später nach Amerika, und Sie werden das erhebendste Bewußtsein einer guten Tochter genießen; das Leben Ihres Vaters erhalten zu haben, und ihm die letzten Tage seines Daseins durch treue Liebe zu verschönern.“

„Aber Sie sagten mir ja, mein Vater sei gefährlich erkrankt? Wie sollte es ihm möglich sein in diesem Zustande zu entfliehen?“ fragte Pauline wieder, beinahe heftig.

Der Baron gerieth dadurch in sichtbare Verlegenheit, doch faßte er sich schnell wieder, und entgegnete

dreist: „Ich bekenne es, daß ich Sie auch hierin getäuscht habe. Der Zustand Ihres Vaters ist keineswegs so gefährlich, daß er nicht entfliehen könnte, und ich bin überzeugt, daß die Freude seine Freiheit wieder erlangt zu haben, und Ihre sorgsame Pflege ihn schnell und gänzlich wieder herstellen würden."

„Dann war also auch der Brief, den Sie mir von ihm brachten, gefälscht?" rief Pauline empört. „O, Sie haben mich mit einem Gewebe von Lüge und Verrath umsponnen! Und Sie verlangen Liebe von mir? Nein, nein, nimmermehr! Ich kann nie die Ihrige werden; denn ich kann Sie nicht lieben, weil ich Ihnen mißtrauen — Sie verachten muß."

„Hüten Sie sich, Fräulein, daß sich nicht auch meine Liebe in Haß verkehrt!" sprach der Baron langsam und in drohendem Tone, während sich finstere Falten auf seiner Stirn zusammenzogen. „Sie sollen und müssen mein werden und wenn ich das Aeußerste wagen müßte. Sie werden dieses Zimmer nicht verlassen, bis Sie eingewilligt haben einen festen Bund mit mir zu schließen. Ich gebe Ihnen drei Tage lang Bedenkzeit. Benutzen Sie dieselbe wohl und vergessen Sie nicht, daß Ihres Vaters Leben und Freiheit auf dem Spiele stehen."

Pauline sammelte ihre letzten Kräfte und indem sie sich vom Divan erhob, sprach sie mit bebender Stimme: „Sie werden es doch nicht im Ernst wagen, mich hier zurück halten und als Gefangene behandeln zu wollen? Lassen Sie mich fort — zu meiner Familie — auf der Stelle!"

Der Baron aber drückte sie wieder auf den Divan nieder und sprach dann kalt: „Ich werde es wagen und Sie werden nicht eher aufhören, meine Gefangene zu sein, als bis Sie meine Gattin geworden sind. Uebrigens soll es Ihnen an nichts mangeln und ich sichere Ihnen die achtungsvollste Behandlung zu. Sie werden sich besinnen und ich hoffe — auch einwilligen, noch ehe die drei Tage verflossen sind!"

„Nie! Nie!" rief Pauline in heftiges Schluchzen ausbrechend und sank mit einer verzweiflungsvollen Geberde in die Kissen des Divans zurück. Der Baron aber öffnete die Thür, ließ eine ältliche Frau eintreten, der er befahl bei ihr zu bleiben, und sie nicht aus den Augen zu lassen, sie aber sonst auf das Beste zu verpflegen. Dann verließ er das Zimmer und verschloß es wieder hinter sich.

Zwei Tage lang widerstand Pauline noch muthig allen Bitten, Ueberredungskünsten und Drohungen des Barons, aber mit dem Anbruche des dritten Tages fühlte sie sich geistig und körperlich so sehr erschöpft, daß sie in eine Betäubung verfiel, welche ihre Sinne beinahe gänzlich lähmte. Sie fühlte nur noch, daß der Zustand in den sie versetzt worden war, ihr mit jeder Minute unerträglicher wurde, und daß sie ihn um jeden Preis zu enden suchen müsse. Aber an eine reifliche Ueberlegung, um zu einem festen Entschlusse zu gelangen, war nicht zu denken, da alle ihre Gedanken sich durcheinander wirrten, und so gelang es dem Baron endlich ihre Verzweiflung zu benutzen und ihr die Einwilligung abzudringen, noch an demselben Abende die

Seinige zu werden. Er versprach ihr, dagegen sich durch Priesterhand in aller Form mit ihr verbinden zu lassen und betheuerte eidlich, dann auch Alles anwenden zu wollen, was nur irgend in seinen Kräften stehe, um ihren Vater zu befreien und mit ihr und ihm vereint in ein anderes Land zu flüchten. Zwar bereuete sie ihr gegebenes Wort bald darauf wieder, doch hatte sie nicht mehr den Muth es zurückzunehmen und ließ daher schweigend, aber den Tod im Herzen, alle Vorbereitungen zu ihrer Vermählung treffen, von welcher ihre Mutter und ihr Bruder nicht eher etwas erfahren sollten, als bis die Befreiung ihres Vaters gelungen und sie mit ihm ein sicheres Asyl erreicht hätten. Auch hatte sie wohl während der beiden vergangenen Tage an eine Flucht gedacht; doch war sie so streng bewacht worden, daß ihr sich auch nicht die geringste Gelegenheit zur Ausführung derselben darbot.

Indessen hatte Helene so ziemlich Alles erfahren, was im Hause des Barons vorging und ihr Racheplan näherte sich seiner Reife.

Am Abende des dritten Tages nach Paulinens Entführung, saß diese, wie ein Bild des Leidens in dem ihr zum Gefängnisse angewiesenen Boudoir. Man hatte sie bräutlich geschmückt, aber die reiche Toilette contrastirte in erschütternder Weise mit ihrem leichenblassen Antlitze, in dem nur die Züge der Verzweiflung hervortraten, und ihr starres Auge hatte bereits den Ausdruck stillen Wahnsinns angenommen. Als ihr aufgedrungener Bräutigam eintrat, schien sie ihn kaum zu bemerken, und als er ihren Namen rief und ihre

eiskalte Hand ergriff, schreckte sie zusammen, ließ sich aber, willenlos wie ein Kind, in den kleinen Salon führen, welcher zu der Feier festlich geschmückt worden war.

Es war nur ein Geistlicher zugegen und zwei Unter-Polizeibeamte, welche als Zeugen dienen sollten. Die Dienerschaft war entfernt worden; denn sie sollte von der Handlung, die man beabsichtigte in Unkenntniß erhalten werden. Der Baron selbst befand sich in einer aufgeregten Stimmung und sein ganzes Wesen verrieth eine gewisse Unsicherheit und Befangenheit, die ihm sonst durchaus nicht eigen war; deshalb suchte er auch die ganze Ceremonie so viel als möglich zu beschleunigen.

Der Priester hielt nur eine kurze Einleitungsrede und ging dann gleich zur Trauungsformel über. Dermont mußte Pauline fest umfassen, denn er fürchtete, daß sie jeden Augenblick niedersinken würde, und als der Geistliche ihr die Frage vorlegte, die sie mit einem „Ja" beantworten sollte, war sie nicht im Stande auch nur dies einzige, kurze Wort hervorzubringen. Ihre Augen schlossen sich, ihre Besinnung schwand und sie mußte auf einen Divan gebracht werden.

Diese Unterbrechung versetzte den Baron in eine noch größere Bewegung, aber der feierliche Akt sollte auch noch in anderer Weise gestört werden; denn kaum war Pauline bewußtlos zusammen gesunken, so öffneten sich die Flügelthüren des Salons und der Graf de Sorny trat herein und draußen auf dem Corridor wurde ein Gensd'armerie-Offizier mit mehreren seiner Leute sichtbar.

„Ich thue Einspruch gegen diese Vermählung!“ war sein erstes Wort, indem er dem Bräutigam einen strengen, vernichtenden Blick zuwarf.

Der Baron konnte sich eines heftigen Schreckens nicht erwehren, als er den Grafen, der ein hohes Staatsamt bekleidete und gewissermaßen sein Vorgesetzter war, so plötzlich erscheinen sah. Er wurde todtenbleich, und ein leises Zittern bebte durch alle seine Glieder.

„Die Trauung ist doch noch nicht vollzogen?“ fragte der Graf wieder, sich mit finsterer Miene an den Priester wendend.

„Nein, Herr Graf;“ entgegnete dieser; „denn die Braut wurde ohnmächtig, ehe sie ihre Zustimmung zu der beabsichtigten Verbindung aussprechen konnte.“

„Aber, wie durften Sie es wagen, überhaupt ein solches Band knüpfen zu wollen, ohne sich zuvor der Einwilligung der Eltern der Braut versichert zu haben?“ fragte der Graf wieder.

„Der Baron brachte mir die schriftliche Einwilligung des Herrn Marquis von Chereville. Hier ist sie!“ antwortete der Priester, indem er dem Fragenden ein Billet überreichte.“

Der Graf überblickte schnell die wenigen Zeilen und rief dann ganz empört aus: „Das muß eine Fälschung sein; denn der Brief lautet vom gestrigen Datum, und schon gestern befand sich der Marquis in einem so gefahrvollen Zustande, daß er sicher nicht fähig gewesen ist, auch nur eine einzige Zeile zu schreiben.“ Er hatte diese Worte mit gedämpfter Stimme zu dem Geistlichen gesprochen, damit sie von Pauline nicht ge-

hört werden sollten, die indessen aus ihrer Ohnmacht wieder erwacht war und die Hände ringend, trostlose Blicke um sich warf.

„Ist es also wirklich geschehen? Muß ich seine Gattin sein?“ stöhnte sie, von heftigem Schluchzen unterbrochen. „O, das wird mich in's Grab bringen!“

Jetzt wendete sich der Graf zu ihr und indem er ihre Hand ergriff, sprach er mit sanfter, aber zuversichtlicher Stimme zu ihr: „Beruhigen Sie sich, mein Fräulein; ich kam noch zeitig genug zu Ihrer Rettung. Die Trauung ist nicht vollzogen und Sie sind vollkommen frei. Ehe ich Sie aber zu Ihrer Familie zurückführe, muß ich erst noch einige Fragen an Sie richten, die Sie mir wahrheitsgetreu und ohne Scheu beantworten werden, denn Sie stehen jetzt unter meinem Schutze und wehe dem! der es jetzt noch wagen wollte Ihnen auch nur ein Haar zu krümmen. Sagen Sie mir zuerst: wie kamen Sie hierher?“

Diesen Worten gelang es auch sogleich Trost in Paulinens zerrissenes Herz zu flößen und wie aus einem Traume erwachend, mit dem Ausdrucke freudigen Erstaunens, rief sie aus: „Gott sei gedankt! der Sie mir zum Retter gesandt hat. Ich bin frei! Ich bin nicht die Gattin jenes Elenden, den ich verabscheue, den ich hasse. Ja, Sie sollen Alles, Alles wissen, ich will Ihnen nichts verhehlen.“ Und mit ihrer gewohnten Offenheit erzählte sie ihm jetzt, wie sich Dermont in ihr Vertrauen eingeschlichen, wie er ihrer Familie Nachrichten von ihrem Vater gebracht und wie er ihr dann insgeheim die traurige Botschaft mitgetheilt,

daß der Gefangene gefährlich erkrankt sei, wobei er sie zugleich überredet, ihm geheime Zusammenkünfte im Garten zu gewähren. Endlich erzählte sie, wie er sie, unter dem Vorgeben, sie zu ihrem Vater in das Gefängniß führen zu wollen, aus dem Garten gelockt, und sie, anstatt sie zu dem Marquis zu bringen, in seinem Wagen in seine Wohnung gebracht, wo er sie mit seinen Liebeserklärungen bestürmt, und von ihr verlangt habe, sich durch eine heimliche Ehe mit ihr zu verbinden, unter dem Versprechen, ihren Vater befreien und dann mit ihm in das Ausland flüchten zu wollen. Da er sie drei Tage lang wie eine Gefangene behandelt, sei endlich ihr Muth gebrochen und sie habe nur aus Verzweiflung eingewilligt die Seinige zu werden.

Der Graf hatte ihr mit der größten Aufmerksamkeit, doch zugleich mit steigendem Unwillen gegen den Entführer zugehört, und sprach dann begütigend zu ihr: „Ich spreche Sie frei von aller Schuld; denn die Unbesonnenheit, welcher man Sie zeihen könnte, läßt sich durch den Drang Ihrer kindlichen Liebe entschuldigen. Lassen Sie uns dem Himmel danken, daß ich noch zeitig genug von der Gefahr, welche Sie bedrohete, unterrichtet wurde, und zu Ihrer Rettung herbeieilen konnte, ehe noch das Verbrechen geschehen war. Halten Sie sich aber auch fest überzeugt, daß der Verbrecher einer gerechten Strafe nicht entgehen wird." Hierauf wendete er sich zu dem Baron, der wie niedergedonnert an der Wand lehnte und fuhr in strengem Tone fort: „Sie haben nicht allein Ihre Amtspflichten verletzt, sondern sich auch eines schweren Criminalverbrechens schuldig

gemacht, und Sie werden sich sogleich in sichere Haft begeben, um sodann vor Gericht gestellt zu werden."

Auf seinen Wink trat der Gensd'armerie-Offizier herein, legte seine Hand auf die Schulter Dermonts und sprach zu ihm: „Sie sind verhaftet! Folgen Sie mir!"

Der Elende stammelte einige unverständliche Worte und wollte eben vor dem Grafen auf die Kniee niederstürzen; doch dieser befahl dem Offizier, mit einer Abscheu ausdrückenden Geberde, den Schuldigen fortzuführen, was auch sogleich geschah.

Die Gensd'armen umringten ihn und geleiteten ihn die Treppe hinab, bis zu einem Wagen, der auf der Straße seiner harrte.

Als er aber eben die letzte Stufe hinunter stieg, da trat hinter einem Pfeiler, eine schwarzgekleidete, weibliche Gestalt hervor, schritt in stolzer Haltung auf ihn zu und indem sie ihren Schleier zurückschlug, rief sie ihm mit gedämpfter Stimme zu, während eine wahrhaft dämonische Gluth aus ihren Augen blitzte: „Das ist mein Werk! So rächt sich Helene!"

Im nächsten Augenblicke schon war sie durch das offene Thor hinausgeschlüpft und verschwunden.

Leichenblässe überzog Dermonts Antlitz. Er hatte Helenen auf den ersten Blick erkannt, und wie Schuppen fiel es ihm jetzt von den Augen; denn er zweifelte keinen Augenblick, daß es ihr gelungen sei, seine Intrigue auszuspioniren und daß sie ihn verrathen hatte.

Er war stehen geblieben und blickte um sich, als ob er einen von seinen Dienern suche, und als in

demselben Augenblicke sein Kammerdiener Charles hinter demselben Pfeiler hervortrat, hinter welchem ihn Helene erwartet hatte, fuhr er diesen hart an, mit den Worten: „Wie kommt dies Weib in mein Haus? Habe ich Dir nicht streng verboten sie jemals wieder hereinzulassen?"

Charles aber warf sich in die Brust und entgegnete ihm mit einer wahren Bedienten-Unverschämtheit: „Dieses Weib? Nehmen Sie sich in Acht sie zu beleidigen. Diese Dame nennt sich Frau von Roussilon und ist die Freundin des Herrn Grafen de Sorny. Ich wollte Ihnen nur anzeigen: daß ich morgen in ihren Dienst treten werde und deshalb Ihr Haus verlasse."

Jetzt wurde dem Baron Alles klar. Er sah sich nicht allein von seiner ehemaligen Geliebten, sondern auch von seinem Kammerdiener verrathen, auf dessen Treue er sicher gebaut hatte. Aber seine Wuth verbergend, rief er der Ersteren nur eine leise Verwünschung nach und wendete dem Letzteren mit einem Ausdrucke tiefer Verachtung den Rücken, worauf er in den Wagen stieg und von den Gensd'armen nach dem Gefängnisse begleitet wurde.

Der Graf hatte indessen oben im Salon, sowohl dem Priester, als den beiden Polizei-Agenten, welche bei der Trauung als Zeugen hatten dienen sollen, eine strenge Strafpredigt gehalten und ihnen angekündigt, daß er sie würde vor Gericht citiren lassen, um Zeugenschaft abzulegen gegen Dermont. Dann hatte er sie entlassen und sich theilnehmend an Paulinen gewendet, die sich noch kaum zu fassen vermochte. Als er ihr aber ankündigte, daß er sie sogleich in die Arme ihrer

Mutter führen würde, da entrang sich ein heller Freudenton ihrer Brust, und sie bat nur, ihr so viel Zeit zu vergönnen, um den widerwärtigen Brautstaat von sich zu werfen, und ihre Kleider wieder anzulegen, in welchen sie hierher gekommen war.

Gern wurde ihr dies auch zugestanden und in kurzer Zeit erschien sie wieder, nahm den ihr dargebotenen Arm mit Vertrauen und ließ sich zur gräflichen Equipage führen, welche sie in wenigen Minuten wieder zu ihrer Familie brachte.

Die Marquisin war durch die harten Schicksale, welche sie in der letzten Zeit betroffen, in einen krankhaften Zustand versetzt worden und Hortense und Edmond hatten sich mit der innigsten Hingebung ihrer Pflege gewidmet. Das plötzliche Wiedererscheinen Paulinens aber wirkte auf die Trauernden wie ein Lichtstrahl in dunkler Nacht, und Alle wetteiferten mit einander, ihre Freude laut an den Tag zu legen. Der Graf de Sorny, obgleich er einer Partei angehörte, welche bei keinem Mitgliede der Familie Sympathien fand, wurde durch eine ehrerbietige und freundliche Aufnahme geehrt, und die Dankesäußerungen, die man ihm widmete, kamen aus vollem Herzen. Aber er suchte sie mit einer wahrhaft ritterlichen Anmuth abzulehnen, und bat um eine kurze, geheime Unterredung mit der Marquisin, die ihm auch sogleich gewährt wurde.

Als sich nun Beide allein befanden, begann er in einem Tone, welcher aufrichtige Theilnahme verrieth: „Es thut mir leid, daß ich Ihre Freude über die glückliche Wiederkehr und Rettung Ihrer Tochter aus großer

Gefahr, durch eine traurige Nachricht trüben muß, zu deren Mittheilung mich aber die Menschenpflicht auffordert. Ihr Gemahl ist, wie ich leider erst heute erfahren habe, sehr schwer erkrankt, und ich würde sogleich Befehl gegeben haben, ihn vorläufig aus dem Gefängnisse zu entlassen und ihn der Pflege der Seinigen zu übergeben, wenn der Arzt, der ihn behandelt, nicht mit Bestimmtheit erklärt hätte, daß der Transport des Kranken in seinem gegenwärtigen Zustande lebensgefährliche Folgen nach sich ziehen könnte."

„Um Gotteswillen, Herr Graf —" unterbrach ihn die Marquisin, durch die traurige Botschaft wieder heftig aufgeregt; „ich weiß, Sie vermögen viel; sein Sie barmherzig und lassen Sie mich zu ihm. Gewiß, Sie werden es der Gattin nicht versagen, ihm Trost und Pflege zu bringen —"

„Nein, das werde ich nicht;" fiel ihr der Graf gerührt in's Wort; „und ich war eben im Begriffe, Ihnen das Anerbieten zu stellen, Sie und Ihre beiden Kinder, wenn Sie wollen, sogleich zu ihm zu führen."

Sie versicherte ihren heißen Dank, doch sie ahnete freilich nicht, daß der Graf dies Anerbieten nur gestellt hatte, weil er sich überzeugt hielt, daß der Marquis diese Nacht wohl schwerlich überleben würde. Aber mit einer seltenen Willenskraft raffte sie sich empor, ließ sich von ihrer Kammerfrau Mantel und Hut bringen und ihre Kinder herbeirufen, die sie sogleich zu dem Besuche ihres kranken Vaters aufforderte, wozu auch Beide die größte Bereitwilligkeit zeigten.

Edmond aber befand sich in einer außerordentlich

heftigen Stimmung, denn seine Schwester hatte ihm indessen ihr ganzes Herz eröffnet, und ihm den schändlichen Verrath, den Baron Dermont an ihr geübt, vertraut. Er ging deshalb auch auf den Grafen zu und sprach zu ihm mit bebender Stimme: „Sie kennen die niederträchtige Beleidigung, welche der Baron Dermont meiner Schwester und der Ehre unseres Hauses zugefügt hat, und Sie werden mir deshalb gewiß auch als Edelmann und Bruder der Beleidigten das Recht zugestehen, den Elenden zu züchtigen —"

„Halten Sie ein!" unterbrach ihn jedoch der Graf; „Ihre Empörung gegen den nichtswürdigen Buben ist nur gerecht; doch er ist es nicht würdig, daß Sie Ihr Leben und Blut gegen ihn auf das Spiel setzen. Uebrigens kann Ihr Arm ihn nicht mehr erreichen; denn er befindet sich bereits in Haft, und ich gebe Ihnen die Versicherung: daß die Waffen des Gesetzes ihn nicht minder empfindlich züchtigen werden, als Ihr Degen es vermöchte."

Da Edmond hörte, daß der Baron verhaftet und also für ihn nicht mehr erreichbar sei, so mußte er sich allerdings mit dieser Erklärung zufrieden gestellt erklären und wenige Minuten später führte ihn der Graf in seinem Wagen, mit seiner Mutter und Schwester, nach dem Staatsgefängnisse. Als man das unheimliche Gebäude erreicht hatte, schlug den Dreien das Herz in banger Erwartung, und der Graf beeilte sich ihnen die schweren Pforten öffnen zu lassen, die zu den Kerkerzimmern des Marquis führten. Doch ließ er sie ganz

allein zu ihm hinein treten und hielt sich rücksichtsvoll zurück.

Sie fanden den Gefangenen allerdings in einem Zustande, welcher seine nahe Auflösung ahnen ließ. Er war bereits so schwach, daß er ihnen kaum noch die Hand zum Gruße entgegen zu strecken vermochte. Sein Gesicht hatte schon jene gelbliche Leichenfarbe angenommen, welche fast immer mit Sicherheit die Nähe der Todesstunde anzudeuten pflegt; auch seine Züge hatten sich wunderbar geändert und der finstere starre Ausdruck derselben hatte sich in freundliche Milde umgewandelt. Dabei waren seine Augen noch hell und die liebreichen Blicke, die er den Seinigen zuwendete, verriethen, daß ihm noch sein volles Bewußtsein geblieben war.

In den ersten Minuten nach ihrem Eintreten wurden nur einzelne Ausrufungen der Freude und des Schmerzes laut, dann aber begann der Marquis selbst mit schwacher Stimme, sich zu seiner Gattin und seinen Kindern wendend: „Weine nicht, meine Beatrice, trocknet Eure Thränen meine Kinder; denn der Tod wird mich ja befreien von allen Leiden, von allen Irrthümern, ja, von der Schmach und Schande, die man sicher auf mein Haupt gehäuft hätte, wäre ich am Leben geblieben. Deshalb sterbe ich freudig und empfehle Euch dem Schutze des allmächtigen Gottes. Was soll ich noch hier auf Erden? Ich habe einem Phantome nachgejagt, welches sich wahrscheinlich nie verwirklichen wird. Meine Bundesbrüder, die ich für meine Freunde hielt, haben mich verlassen. Der Prinz den ich seinem angestammten Throne wiedergeben, für den ich die schwersten Opfer

bringen wollte, hat sich nicht gekümmert um mich, in meinem Unglücke, das mich doch nur getroffen hat, weil ich allzutreu an ihm hing. Sie sind kalt und herzlos, diese Menschen! Sie behaupten nur noch eine schimmernde Außenseite, wie die gleißende Pracht, mit der sie sich umgeben. Die Zeiten sind vorüber, wo der Kern des hohen Adels aus Hochherzigkeit, Muth und Edelsinn bestand. Ich selbst habe schwer geirrt und habe es leider zu spät erkannt, daß mein Adelstolz nichts als Hochmuth war —"

Hier mußte er inne halten, denn die Bewegung in die er gerieth, erstickte seine schwache Stimme. Die Seinigen standen schluchzend um sein Lager und erst nach einigen Minuten gewann er so viel Kraft, um weiter fortzufahren: „Diesem Hochmuthe habe ich das ganze Glück meines Lebens geopfert, ich blinder Thor! Häusliches Glück, Vaterliebe, jede zarte, menschliche Empfindung habe ich mit Füßen getreten, um den Götzen meines falschen Stolzes zu opfern. Doch genug davon! Mir kommt diese Erkenntniß zu spät, möge sie Euch nützen. Du mein Edmond, hast die Vorrechte Deines Standes und Deiner Geburt stets gering geschätzt, und ich kann Dich darum nicht tadeln. Erscheint Dir der Titel, den Du von mir erbst, als eine Last, so magst Du Dich seiner entledigen, und Du wirst als einfacher, braver, für das allgemeine Wohl strebender Bürger, den wahren Lebenszweck besser erfüllen können, als Du es vermöchtest, wenn Du weiter nichts wärst, als ein glänzender Marquis. Dir, meine Pauline, gewähre ich freie Wahl des Herzens, wenn Du ein Ehebündniß

schließen willst. Du sollst nicht Rücksicht nehmen auf Rang und Stand, sondern nur auf edle Eigenschaften des Geistes und Gemüths. Eure Mutter sollt Ihr Beide nie verlassen und ich nehme die Ueberzeugung mit, daß Ihr sie ehren und lieben werdet, bis an ihr Ende. Des jungen Mannes, den ich in der letzten Zeit so lieb gewonnen — ich meine den Architekten Roller — habe ich in meinem Testamente gedacht. Er hat mir große Dienste geleistet, hat mir nicht allein das Leben gerettet, sondern auch meine finstere Seele mit Licht erfüllt, und viel beigetragen zur Aufklärung meiner Irrthümer, so, daß ich jetzt heiterer und beruhigter meinem letzten Augenblicke entgegen sehen kann. Sucht ihn an Euch zu fesseln, denn er wird Euch stets ein treuer Freund sein. Grüßt ihn herzlich von mir, grüßt auch den Baron de Surville und seine Pflegetochter Hortense.“

Seine Stimme war immer schwächer geworden, und matt streckte er seine Hand nach den Seinigen aus, welche ihm unter allen Zeichen eines aufrichtigen Schmerzes ihre Theilnahme zu erkennen gaben.

Nachdem er sich wieder erholt hatte, sprach er nur noch die wenigen Worte: „Eine Bitte noch! Verlaßt so bald als möglich Euer Vaterland! Ich sehe trübe Tage kommen für unser Frankreich und ich kann mir es nicht denken, daß Ihr Euch, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, und nachdem Euer Vater im Kerker gestorben, hier glücklich fühlen könnt. Gründet Euch in irgend einem fernen Lande eine neue Heimath, bis die Stürme, die früher oder später wieder über Frankreich

hereinbrechen werden, ausgetobt haben. Und nun — lebt wohl! Lebt wohl! Und bewahrt mir ein freundliches Angedenken; denn ich beklage es ja aufrichtig, daß ich Euch meine Liebe niemals so herzinnig zu erkennen gegeben habe, wie ich es jetzt thue. — Lebt wohl — und Gott behüte Euch!"

Kaum noch hörbar hatte er die letzten Worte ausgesprochen, und damit war auch seine letzte Kraft erschöpft und seine Augen wurden trübe. Seine tiefbewegte Gattin und die beiden Kinder knieeten an seinem Lager nieder. Noch einmal raffte er sich zusammen, legte seine schon erkaltenden Hände auf die Häupter der Letzteren, aber er vermochte es nicht mehr den Segenswunsch auszusprechen, der auf seinen Lippen schwebte. Plötzlich sank er in die Kissen zurück, ein leises Röcheln verkündete die Nähe des Todes und wenige Augenblicke später stand sein Herz still und sein ehemals so stolzer und jetzt so tief gedemüthigter Geist war entflohen.

Mehrere Minuten lang herrschte das Schweigen des Todes im Gemache, denn die Anwesenden suchten selbst ihr Schluchzen zu unterdrücken, um die heilige Stille nicht zu stören.

Da trat der Graf de Sorny leise herein und näherte sich theilnehmend. Er versuchte es nicht durch Trostesworte, die in der ersten Aufregung eines wahren Schmerzes fast immer unwirksam bleiben, die Trauernden aufzurichten; aber er suchte sein Mitgefühl durch die That zu bewähren, indem er sich freiwillig erbot, die Hülle des Entseelten am nächsten Morgen in sein Palais schaffen zu lassen, damit die Familie im Stande

sei, ihm die letzte Ehre durch ein anständiges Begräbniß zu erweisen. Sein Anerbieten fand die dankbarste Annahme und sowohl die Marquisin als auch die beiden Geschwister folgten hierauf seiner freundlichen Ermahnung, sich nun von dem Todten zu entfernen und in ihre Wohnung zurückzukehren. Nur der alte Diener Bernard ließ es sich nicht nehmen, bei der Leiche seines Herrn als treuer Wächter zurückzubleiben.

XVI.

Es war ein heiterer Frühlingsmorgen und der Maurergesell Francois Gautier hatte eine Arbeit seines Gewerbes, mit einem seiner Kameraden, auf einem nahe bei Paris gelegenen Dorfe übernommen. Sie sollten ein kleines Stallgebäude auf einem Pachthofe aufführen und waren schon ziemlich mit dem Baue vorgerückt. Da nun aber die Entfernung von dem Dorfe bis zu ihrer Wohnung in Paris über eine Stunde Wegs betrug, so gingen sie zur Mittagszeit nicht vom Bauplatze, sondern nahmen dort ihr einfaches Mahl ein und begaben sich erst am Abende, wenn die Feierabendstunde geschlagen hatte, nach ihrer Wohnung zurück.

Für die Kinder Gautiers aber war es ein wahres Fest, wenn sie bei schöner Witterung auf das Dorf hinausgehen und dem Vater, an dem sie Alle mit ganzer Seele hingen, sein Mittagsessen bringen konnten. So

waren sie denn auch an jenem schönen Frühlingsmorgen hinausgezogen und Wald und Feld gewährten ihnen manche kleine Lust, welche sie in ihrer engen Stadtwohnung entbehren mußten. Die beiden Mädchen, Rosette und Madelon, pflückten wilde Blumen, wanden Kränze und sangen dazu, während die beiden Knaben, Didier und Henri, Schmetterlingen nachjagten, oder die Vögel in ihren Nestern belauschten, ohne sie jedoch zu beunruhigen. Der Korb, welcher das Mittagsessen für den Vater enthielt wurde von den beiden Schwestern, welche als die Aeltesten eine gewisse Autorität über die Knaben behaupteten, abwechselnd getragen, und den kleinen Henri, welcher schon recht hübsch laufen gelernt hatte, nahm seine treue Pflegerin Rosette zuweilen ganz gemüthlich Huckepack, damit er nicht gar zu sehr ermüden möge. So kamen sie denn endlich auf dem Bauplatze an, wo sie ihren Vater schon ihrer harrend fanden, aber keineswegs in der heitern Stimmung, mit der er sie sonst zu empfangen pflegte. Eine trübe Wolke lagerte auf seiner Stirn und er drückte seinen Jüngstgebornen mit einer Heftigkeit an seine Brust, als ob er die Ahnung gehabt hätte, daß die Zukunft ein unglückseliges Ereigniß über ihn verhängen würde. Obgleich er schon von Tagesanbruch an tüchtig gearbeitet, wollte ihm doch sein Mittagsbrot nicht schmecken, und er vertheilte es deshalb größtentheils unter die Kinder, die, obgleich sie gesättigt von zu Hause weggegangen waren, sich doch schon wieder hungrig gelaufen hatten. Dann ermahnte er sie sich auszuruhen, um neue Kraft für den Rückweg zu gewinnen. Sein Kamerad, der

mit ihm arbeitete, hatte sich auf dem Heuboden niedergelegt, um den Rest der freien Mittagsstunde durch ein Schläfchen auszufüllen; Gautier aber war zu unruhig gestimmt, um seinem Beispiele zu folgen. Da er aber in seiner trüben Bewegung das Bedürfniß fühlte allein zu sein, so begab er sich in ein nahes kleines Gehölz, um dort im Schatten der frischbelaubten Bäume auf und nieder zu gehen.

Von den Kindern achtete nur das älteste Mädchen, Rosette, auf die trübe Stimmung des Vaters, doch da sie sein Leiden nicht kannte, war sie tief bekümmert darüber, daß sie nun auch nicht wußte, wie sie ihm Trost bringen sollte. Sie nahm ihr jüngstes Brüderchen auf den Schoos, und ließ es in ihren Armen einschlafen, denn die Frühlingsluft und der weite Weg hatten das Kind müde gemacht. Die beiden Andern, Didier und Madelon spielten indessen mit ihrem getreuen Haushunde Bello, den sie als steten Begleiter mitgebracht hatten. Dann aber gingen sie auf Entdeckungen aus, die ihnen schon öfter großes Vergnügen gewährt hatten. Mehrere Hühner des Pachthofes hatten sich nämlich der ihnen gebotenen Freiheit bedient, ihre Eier nicht im Hühnerstalle, sondern auf den Heuboden, in den Scheunen, in den Hecken und andern abgelegenen Plätzen abzulegen, und es gewährte den Kindern eine große Freude, mit Hülfe ihres Hundes, der förmlich darauf eingeübt schien, ihre verborgenen Nester aufzusuchen, und dann der Pächterin redlich die gefundenen Eier zu überliefern, die sie dann immer mit frischer Milch bewirthete. Heute aber hatten sie ungewöhnliches

Glück gehabt, und eine größere Anzahl Eier gefunden als sonst; weshalb ihnen auch die Pächterin, außer der Milchspende, noch drei Eier schenkte, die sie mit nach Hause nehmen sollten. Die Kinder fühlten sich überaus glücklich ihrer guten Mutter etwas mitbringen zu können, und Didier machte sogleich aus Gras ein kleines Nest, welches er in seinen Hutkopf setzte und dann die Eier hinein legte, damit sie ja nicht zerbrechen sollten.

Gautier hatte allerdings große Ursache zu neuer Bekümmerniß, denn obgleich der Bund der Freirichter sich beinahe schon in voller Auflösung befand, da eine nicht unbedeutende Anzahl seiner Mitglieder verhaftet worden war, so befanden sich unter Denjenigen, die sich noch auf freiem Fuße befanden, gerade die schlimmsten Fanatiker, die der Meinung waren: der Bund müsse der Regierung zum Trotze fortfahren seine Thätigkeit zu behaupten. Deshalb ließen sie auch noch immer Warnungen ergehen und fällten Todesurtheile. So war denn auch gegen den alten Maquet die letzte Warnung beschlossen und Gautier beauftragt worden, sie zu vollziehen und dann eine Gelegenheit zu erspähen den Greis im Namen des Bundes zu ermorden.

Aber es war ihm in seinem Innern immer klarer geworden, daß er ein schweres Verbrechen dadurch begehen würde, und schon der Gedanke daran, der Mörder eines so redlichen Greises zu werden, verursachte ihm Schaudern. Er erklärte deshalb auch offen und frei, daß er dem Mordbefehle nicht Folge leisten würde und zog sich von jener Zeit an gänzlich zurück von dem geheimen Bunde. Dies wurde ihm nun freilich als

Ungehorsam und Eidesbruch ausgelegt, und man beschloß ihn nicht allein auszustoßen, sondern auch dasselbe Urtheil über ihn zu fällen, dessen Vollstreckung an Maquet er entschieden von sich abgelehnt hatte. Doch hatte man sich darüber geeinigt, in der Hoffnung, daß er seine Weigerung bereuen und zum Bunde zurückkehren würde, auch ihm die gewöhnliche, dreimalige Warnung zugehen zu lassen. Dies war auch wirklich geschehen, und Gautier hatte in dem Warner den Polytechniker Picard erkannt; denselben, der ihn durch seine Ueberredungskünste bewogen hatte in den schrecklichen Bund einzutreten. Nach der dritten Warnung aber, mußte er sich, wie er wohl wußte, als vogelfrei betrachten, und bei jedem Schritte, überall wohin er sich wendete, konnte der Tod auf ihn lauern, und ihn in seiner schönsten Kraft aus den Armen seiner Lieben entreißen. Außer Hermann besaß er keinen Freund, dem er in seiner gefahrvollen bedrängten Lage sein ganzes Herz hätte öffnen mögen, aber er wagte es nicht, den Freund in dem Palais des Marquis, wo er ein Asyl gefunden, aufzusuchen; weil er fürchtete, daß die Polizei seine Schritte belauschen und dadurch eine Spur des versteckten Flüchtlings entdecken könnte. Und doch sehnte er sich so sehr nach Mittheilung und Freundesrath.

So wandelte er auch an jenem Morgen, ganz in seine finstern Gedanken versunken in dem nahen Wäldchen umher; als plötzlich hinter einem umfangreichen Baumstamme, ein Mensch hervorstürzte, und mit dem dumpfem Ausrufe: „Im Namen der Freirichter, stirb!“ einen hochgeschwungenen Dolch über ihn zückte. Schon

im nächsten Augenblicke würde die blitzende Waffe seine Brust durchbohrt haben, hätte nicht Francois den Mörder sogleich unterlaufen und den aufgehobenen Arm mit nervigter Faust gepackt. Er erkannte in dem Gegner auch sogleich seinen Warner und wußte nun, daß es jetzt einen Kampf gelte, um Leben und Tod. Im ganzen Gehölz war kein Mensch zu erblicken, und es wäre wahrscheinlich erfolglos geblieben um Hülfe zu rufen, was er überhaupt verschmähete, so lange er noch über seine eigne Kraft zu gebieten vermochte. Ein furchtbares Ringen begann nun, und Picard war ein nicht zu verachtender Gegner, denn obgleich er nicht die riesige Gestalt Gautiers besaß, war er doch gewandter als dieser und nicht allein mit einem Dolche, sondern auch mit Terzerolen bewaffnet, während Jener ganz waffenlos war. Francois benutzte indessen mit Vorsicht seine Riesenkraft, um ihn von sich abzuhalten; ja, es gelang ihm sogar ihm den Dolch zu entreißen. Doch in demselben Momente zog der Freirichter ein Terzerol aus der Tasche hervor und der Maurer, jetzt auch zum äußersten Zorne entflammt, erkannte nun, daß er verloren sei, wenn er ihn nicht kampfunfähig machte. Er sprang zurück, der Schuß fiel, die Kugel saus'te aber nur dicht an seinem Kopfe vorbei und während Jener das zweite Terzerol hervorzog, führte er einen furchtbaren Stoß nach ihm, so daß der Stahl sein Herz durchbohrte. Mit einem gellenden Todesschrei stürzte Picard zu Boden, ein Krampf durchzuckte ihn und nach wenigen Augenblicken war er verschieden. Francois aber erwachte, wie aus einem schweren Traume. Er

knieete bei dem Leblosen nieder, sah das Blut aus der Todeswunde quellen und verfiel in einen Zustand der Betäubung, der ihn unfähig machte, auf irgend etwas zu achten, was um ihn her vorging. Deshalb bemerkte er es auch nicht eher, daß sich mehrere Fußgensd'armen im raschen Laufe dem Kampfplatze näherten, als bis er sich von ihnen umringt sah. Sie entrissen ihm den Dolch, den er noch krampfhaft in seiner Hand hielt, und als sie in den blutigen Stahl die Worte eingegraben fanden: „Tod, den Verräthern!" erkannten sie sogleich die Waffe der Freirichter, und zweifelten keinen Augenblick, daß er diesem gefürchteten Bunde angehöre, und so eben einen Urtheilsspruch desselben an dem Ermordeten vollzogen habe. Er leistete keinen Widerstand, als sie ihm die Hände auf den Rücken banden und ließ sich fortführen nach dem Pachthofe.

Als ihn dort seine Kinder erblickten, gefesselt, blutbesprützt, von Gensd'armen umgeben, da eilten sie Alle laut schreiend auf ihn zu, und der Kleinste, sein Liebling Henri, zu dem er sich niederbeugte, schlang seine Aermchen um seinen Hals, und ließ sich so von ihm emporziehen an seine Brust. Aber einer der Gensd'armen riß mit Roheit die fest zusammengefalteten Händchen des Kindes auseinander und schleuderte es weit von dem Vater fort, daß es mit einem Wehschrei zu Boden stürzend, sein blondes Köpfchen an einem Steine verwundete. Kaum aber sah der riesige Maurer das Blut vom Haupte seines Kindes fließen, so stieß er ein Wuthgebrüll aus, zersprengte mit fast übermenschlicher Kraft die Bande, die seine Hände fesselten, und stürzte sich

wie ein Rasender auf den rohen Gensd'armen. Er würde ihn auf der Stelle erwürgt haben, wenn ihm seine Kameraden nicht zu Hülfe geeilt wären. So aber mußte er der Uebermacht unterliegen, wurde an Händen und Füßen mit Eisen gefesselt und auf einen Karren geworfen, um vorläufig in das Dorfgefängniß abgeliefert zu werden. Weder sein Kamerad, noch der Pächter und seine Leute, die Alle herbeigeeilt waren, wagten es einen Schritt zu seiner Befreiung zu thun, sobald sie von den Gensd'armen gehört hatten, daß er so eben im nahen Gehölze, mit dem Dolche der Freirichter einen Mord begangen habe.

Als man ihn auf dem Karren fortführte, rief er den weinenden Kindern noch zu: „Grüßt mir die Mutter und betet mit ihr für Euern unglücklichen Vater.“

Sie wollten ihm bis zu dem Gefängnisse folgen, aber man trieb sie barsch zurück und befahl ihnen streng, sich augenblicklich nach Paris zurückzubegeben, denn man fürchtete, daß sie durch ihr Jammergeschrei die Bevölkerung des Dorfes aufregen möchten.

Was blieb auch den armen Kindern übrig, als sich zur Mutter zu flüchten, da man ihnen den Vater genommen?

Unter heißen Thränen verband Rosette die Kopfwunde des kleinen Henri, mit ihrem Taschentuche, nachdem sie mit der Pächterin vereint, das Blut so viel als möglich zu stillen gesucht hatte. Dann nahm sie ihn auf ihren Rücken, ging mit ihm und den beiden Andern vom Pachthofe fort, und schaute schluchzend mehrmals zurück nach der Gegend, wohin man ihren

Vater abgeführt hatte. Es war ein trauriges, aber zugleich rührendes Bild, die armen Kinder dahin ziehen zu sehen, auf dem Wege nach der Residenz.

Rosette, die sich für ihr Alter eines nicht gewöhnlichen Verstandes erfreute, hatte aufgehört zu weinen; denn sie erkannte bald, daß hier Jammer und Thränen nichts nützen konnten. Es stand ihr die Ausübung einer schweren Pflicht bevor: der Mutter das traurige Ereigniß mitzutheilen, und ganz im Stillen betete sie zu Gott, ihr Kraft und Muth dazu zu verleihen und recht wehmüthig vor sich hinblickend, schritt sie langsam vorwärts, die Bürde ihres Brüderchens geduldig tragend. Der arme, kleine Henri, war von dem heftigen Sturze betäubt, und vom Blutverluste erschöpft, eingeschlafen und stützte sein Köpfchen auf ihren Nacken. Von seinem linken Füßchen hatte er den Schuh verloren; aber Niemand hatte darauf geachtet. Madelon, welche ihrer ältern Schwester zur Linken ging, hielt sich an ihren Kleidern fest und weinte noch immer recht bitterlich, wobei sie sich die Thränen mit der Schürze abtrocknete. Ihr kleinerer Bruder Didier aber, hatte das schreckliche Ereigniß wohl weniger ernst aufgefaßt, und wenn er auch noch traurig schien, weil die Schwestern traurig waren; so war doch der Eindruck den er empfunden, nicht so tief und dauernd gewesen, daß er, in kindlicher Unbefangenheit, seine Gedanken nicht schon wieder auf andere Dinge hätte richten können. So hatte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Leitung des treuen Haushundes Bello gerichtet, der seinen Strohhut, welcher das Nest mit den geschenkten Eiern enthielt, in

der Schnautze tragen mußte, was er allergings auch willig und mit großer Vorsicht that, aber dabei eine so traurige Miene behauptete, als ob auch er ein Verständniß von dem Unglücke seines Herrn gehabt hätte. *)

Wir wollen es nicht versuchen den Schmerz der unglücklichen Mutter zu schildern, als ihr Rosette den verwundeten Kleinen in die Arme legte, und ihr das entsetzliche Schicksal, welches den Vater betoffen, mittheilte. Mit dieser Nachricht waren Jammer und Trübsal eingekehrt, in das kleine, freundliche Haus, wo sonst Frohsinn und Frieden wohnten. An demselben Tage hatte das Begräbniß des Marquis de Chereville stattgefunden, und es hatte ein gewisses Aufsehen in Paris erregt, da man wußte, daß der Verstorbene, als eifriger Gegner der Regierung sein Leben im Kerker geendet hatte.

Auch Medard, der kaum genesen, noch schwach an Kräften und geistig niedergedrückt, seinen ersten Spaziergang unternommen hatte, blieb in einer der Hauptstraßen von Paris stehen, um den Leichenzug an sich vorübergehen zu lassen. Er hatte sich vor einem der bedeutendsten Modeladen auf ein eisernes Geländer gestützt, und blickte in trübes Sinnen verloren vor sich hin, bis der Zug vorüber war. Dann erst schaute er um sich und bemerkte eine glänzende Equipage, welche dicht vor dem Modemagazine hielt. Der Schlag war geöffnet und ein Lakai in reicher Livree stand dabei,

---

(* Siehe das Prämienbild № III.

seine Herrin erwartend, die hier ausgestiegen war, um einige Einkäufe zu machen. Sie trat auch bald darauf aus den Glasthüren des Magazins hervor, jung und schön, in Begleitung einer ältern Dame, worauf Beide wieder in den Wagen stiegen, der ohne Aufenthalt davon rollte.

Medard stand wie verzaubert; denn er glaubte ein Traumbild gesehen zu haben. Die beiden Damen waren stolz an ihm vorübergegangen, ohne ihn zu bemerken; doch wäre er augenblicklich bereit gewesen einen Eid darauf abzulegen, daß er in der Jüngeren seine entflohene Gattin Helene erkannt habe. Und doch erschien ihm die Verwandlung die mit ihr vorgegangen war, kaum möglich; denn sie hatte sich durch die Befehle, die sie dem Kutscher und Bedienten ertheilte, als Herrin der Equipage kund gegeben und war in einem Glanze erschienen, der einen ungewöhnlichen Reichthum verrieth. Er hatte sie anrufen wollen, aber die Stimme versagte ihm und er blickte wie erstarrt dem dahin eilenden Wagen nach. Erst nach wenigen Minuten gewann er wieder so viel Fassung über die räthselhafte Erscheinung nachzudenken, und um sich Gewißheit zu verschaffen, fragte er den Besitzer des Modeladens, welcher an der Thür stehen geblieben war, nach dem Namen der jungen Dame und so erhielt er denn zur Antwort: daß sie sich Frau von Roussilon nenne, eine junge, reiche Wittwe sei und ein hübsches Palais in einer nahegelegenen Straße bewohne.

Medard ließ sich aber, trotz seines Erstaunens nicht täuschen, denn er konnte sich es wohl denken, daß sie,

wenn sie wirklich seine Helene war, ihren Namen geändert haben würde. Er dankte deshalb für die ihm gewordene Auskunft und begab sich geradeswegs nach dem ihm angedeuteten Palais, fest entschlossen, bis zu ihr zu dringen, und sie wegen ihrer Flucht zur Rede zu stellen, wenn er sich ihr gegenüber wirklich überzeugen sollte, daß sie seine Helene sei. Da er das beste Mittel kannte, sich die Gunst der Dienerschaft zu erwerben, so ließ er ein Fünffrankenstück in die Hand des Lakaien gleiten, welchen er als denselben wieder erkannte, den er eben bei der Equipage gesehen hatte, und bat ihn seiner Herrin zu melden, indem er sich für einen Juwelier ausgab, der ihr einige Kleinodien vorzeigen wolle. Nach wenigen Minuten erhielt er auch wirklich die Antwort, daß sie ihn empfangen wolle, doch möge er etwas verziehen, da sie so eben erst von einer Ausfahrt heimgekehrt sei.

Wohl eine Viertelstunde lang ließ sie ihn harren und diese Pause kam ihm in sofern gut zu Statten, als er dadurch Zeit gewann die Aufregung, die sich seiner bemächtigt hatte, niederzukämpfen und die gehörige Fassung zu erringen. Als er aber zu ihr eintrat und sie erblickte, nachlässig auf den Divan hingestreckt, schöner als er sie jemals gesehen, da hätte er laut aufschreien mögen, denn er konnte jetzt keinen Augenblick mehr daran zweifeln, daß er die Entflohene wiedergefunden. Doch er hatte sich es geschworen, ihr ruhig gegenüber zu treten, deshalb hielt er an sich und wartete den Eindruck ab, den sein Erscheinen auf sie hervorrufen würde.

Sie war sichtbar erschrocken, als sie ihren Gatten plötzlich vor sich sah, aber nur wenige Augenblicke lang. Dann nahm sie wieder eine kalte, vornehme Miene an, und sprach in einem Tone, als ob sie einen ihr ganz fremden Menschen vor sich gehabt hätte und ihn dreist anblickend: „Sie sind also Juwelier? Was haben Sie mir vorzulegen? Lassen Sie sehen!“

Da stieg aber die innere Empörung so mächtig wieder in Medard empor, daß er sie nicht mehr zu bemeistern wußte. Er trat ihr einen Schritt näher und rief ihr in einem bebenden Tone zu: „Helene, gieb Dein entsetzliches Spiel auf. Ich habe Dich erkannt, wozu also noch die Verstellung? —“

Aber Helene war keineswegs Willens ihr Spiel aufzugeben, sie hatte sich rasch entschlossen, es erst recht zu beginnen. Lächelnd nahm sie eine goldene Lorgnette und betrachtete ihn durch die Gläser mit einer Miene, als ob sie irgend ein interessantes Thier besichtigte. Dabei sprach sie, ohne die mindeste Verlegenheit zu zeigen: „Was Sie da schwatzen, ist mir ganz unverständlich. Sie haben mich erkannt — aber ich erkenne Sie nicht, kann mich auch nicht erinnern Sie jemals in meinem Leben gesehen zu haben. Was wollen Sie eigentlich hier?“

„Was ich ein Recht habe zu verlangen;“ entgegnete Medard noch wärmer werdend. „Ich fordere, daß Sie mich als Ihren Gatten anerkennen, wie ich Sie als meine Gattin erkannt habe. Lassen Sie doch die Verstellung, mich täuschen Sie nicht mehr.“

Doch diese ernsten Worte schienen nur einen sehr

erheiternden Eindruck in ihr hervorzurufen; denn sie brach in ein helles Gelächter aus, und sprach dann: „Aber das ist doch seltsam, daß man solche Leute zu mir in's Zimmer läßt. Sie sind entweder ein Lustigmacher, der von Haus zu Haus geht und den Leuten Comödie vorspielt, oder Sie sind — nicht recht bei Verstande. Im ersten Falle aber, finden Sie mich keineswegs aufgelegt mich an Ihren Späßen zu belustigen, und im zweiten Falle dürfte es sogar nöthig sein, die Dienerschaft herbeizurufen und Sie aus meinem Hause führen zu lassen."

„Helene, treibe mich nicht auf's Aeußerste! Zwinge mich nicht die Hülfe der Gerichte in Anspruch zu nehmen; denn ich würde mich dann gezwungen sehen Dinge zu offenbaren, die bis jetzt noch als Geheimnisse in meinem Busen schlummern;" rief Medard.

Doch kaum hatte er diese Worte beendigt, so sprang sie mit Entrüstung vom Divan empor, und entgegnete ihm absichtlich mit sehr lauter Stimme, weil sie hoffte ihre Gesellschafterin, oder ihre Dienstboten dadurch herbeizurufen: „Jetzt kann ich nicht mehr zweifeln, daß ich es mit einem Wahnsinnigen zu thun habe. Aber ich bin es müde Ihren Unsinn mit anzugehören. Verlassen Sie mein Zimmer auf der Stelle, oder ich rufe meine Leute herbei und lasse Sie mit Gewalt hinaus treiben!"

„O, ruhig, ruhig!" sprach Medard, der indessen selbst wieder einigermaßen ruhiger geworden war. „Sprechen Sie nicht von Wahnsinn; denn es gab eine Zeit, wo Sie sich selbst für wahnsinnig ausgaben, um

Ihre Heftigkeit und die Bosheit Ihres Herzens zu bemänteln. Ich werde gehen, aber mein nächster Gang wird zu irgend einem Polizei-Commissaire gerichtet sein, um mir Beistand zu verschaffen Sie in mein Haus zurückzuführen; denn noch sind Sie meine Gattin, und so wahr ich lebe, will ich meine Ansprüche an Sie geltend machen. Da ich mich aber einmal bei Ihnen eingeführt habe, unter dem Vorwande Ihnen ein Kleinod zu zeigen, so will ich auch Wort halten.“ Er zog einen goldenen Ring aus der Tasche hervor und indem er ihr denselben zeigte, fuhr er fort: „Erkennen Sie diesen Ring? Es ist Ihr Trauring. Wissen Sie, wo ich ihn gefunden? In meinem Comptoir, unter der Geldkiste, aus welcher, wie ich am andern Morgen zu meinem Schrecken bemerkte, eine bedeutende Summe in Gold und Werthpapieren entwendet worden war. —“

Helene zuckte zusammen, wie von einer Schlange gestochen; doch schon im nächsten Momente hatte sie sich wieder emporgerafft, und in heftigen Zorn ausbrechend, rief sie ihm zu: „Das geht zu weit! Sie wagen es, mich zu beleidigen, mit Ihren Narrheiten? Hinaus! Hinaus, Elender! Oder ich lasse Sie durch meine Bedienten aus dem Hause werfen.“

Kaum aber hatte sie diese Worte ausgesprochen, als die Thür ihres Zimmers rasch geöffnet wurde und ein Polizei-Commissair mit mehreren Officianten hereintrat.

Bei ihrem unvermutheten Anblicke fühlte sich Helene erfreut; denn sie glaubte, daß ihre Gesellschafterin, oder einer ihrer Diener, ihren Wortwechsel mit Medard vernommen und die Männer der Sicherheitsbehörde zu

ihrem Beistande herbeigerufen habe. Deshalb rief sie auch dem Commissair entgegen: „Dem Himmel sei Dank, daß Sie kommen. Befreien Sie mich von diesem Wahnsinnigen! Verhaften Sie ihn auf der Stelle! Bringen Sie ihn aber sogleich in das Irrenhaus, denn er hat hier deutliche Proben abgelegt, daß er seiner Sinne nicht mächtig ist!"

Doch wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel trafen sie die Worte des Beamten: „Sie irren sich, Madame Gigant! Nicht um Ihren Gatten, der mir als Ehrenmann wohl bekannt ist, sondern um Sie selbst zu verhaften, bin ich hierher gekommen."

Helene sank wie vernichtet in einen Sessel, und ihre Verstellungskunst war von ihr gewichen, Sie vermochte keinen Laut hervorzubringen, und erst als der Commissair zu ihr trat, seine Hand auf ihre Schulter legte, und mit Nachdruck sagte: „Sie sind verhaftet, Madame Gigant!" da gab ihr die verzweiflungsvolle Angst, die sich ihrer bemächtigt hatte, die Sprache wieder und mit flehend emporgehobenen Händen rief sie schluchzend aus: „Aber hier muß ein Irrthum obwalten. Ich führe den Namen nicht, den Sie mir beilegen und bin mir durchaus keines Vergehens bewußt, welches eine so harte Maßregel rechtfertigen könnte. Welches Verbrechens klagt man mich an?"

„Des Verbrechens der Brandstiftung;" erhielt sie zur Antwort.

„Ha! Das ist schändlich!" schluchzte sie. „Und ist jener Elende dort mein Ankläger? Dann protestire

ich. Der Mensch ist wahnsinnig! Ich kenne ihn nicht — habe ihn nie gesehen."

„Sie irren sich wieder;" entgegnete der Beamte ruhig. „Nicht Ihr Gatte, Medard Gigant, ist Ihr Ankläger, sondern der Baron Dermont."

Ein eisiger Schauder durchrieselte sie, als sie diesen Namen nennen hörte, denn sie erinnerte sich, daß sie ihrem vormaligen Geliebten in leidenschaftlicher Aufwallung ihr Verbrechen bekannt hatte. „Also Dermont! Das ist seine Antwort auf meine Rache!" murmelte sie dumpf vor sich hin! Doch plötzlich, wie von einem rettenden Gedanken ergriffen, sprang sie auf, zog den Commissair in ein Fenster, und sprach leise und hastig zu ihm: „Sehen Sie sich vor, was Sie thun! Jener Baron Dermont ist selbst als Verbrecher eingezogen worden, und durch meine Anzeige. Deshalb will er sich wahrscheinlich an mir rächen, durch eine schändliche Verläumdung, an welcher kein wahres Wort ist. Aber bedenken Sie wohl, daß ich mich eines mächtigen Beschützers erfreue. Der Graf de Sorny würde es Ihnen übel danken, wenn Sie mich verhaften wollten, und wenn Sie mir nur eine Stunde Zeit vergönnen, so wird es mir leicht gelingen Ihnen ein Document zu übergeben, welches Ihren Verhaftungsbefehl gegen mich annullirt."

Der Beamte erwiderte jedoch mit einem feinen Lächeln: „Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie sich abermals irren; denn gerade der Herr Graf de Sorny ist es, der den Verhaftsbefehl gegen Sie ausstellen ließ, mit dem Bemerken: Sie unver-

züglich, wo man Sie auch finden möge, festzunehmen und in das Gefängniß zu bringen. Ueberzeugen Sie sich selbst."

Er hielt ihr den offenen Verhaftsbefehl vor und kaum hatte sie einen Blick darauf geworfen, so sank sie, mit dem Ausrufe: „Jetzt bin ich verloren!" zusammen.

Als sie nach einigen Minuten wieder aus ihrer Ohnmacht erwachte, schien sie ganz betäubt und ließ sich, ohne den geringsten Widerstand zu wagen, von den Officianten nach der Miethkutsche bringen, die ihrer vor ihrem Palais harrte und kaum eine Viertelstunde später befand sie sich in der traurigen Zelle eines Gefängnisses, in welchem nur schwere Verbrecher aufbewahrt wurden.

Aber auch Medard war durch das plötzliche Erscheinen der Polizeibeamten überrascht und durch die Verhaftung Helenens tief erschüttert worden. Denn obgleich der schreckliche Verdacht, den er gleich nach ihrer Flucht gegen sie gehegt, seine Liebe zu ihr beinahe gänzlich vernichtet hatte, so vermochte er doch bisher der Hoffnung noch nicht ganz zu entsagen, daß sie sich doch vielleicht, wenn er sie wiederfände, ihm gegenüber würde rechtfertigen können. Jetzt war jedoch auch diese Hoffnung vernichtet und die Aufschlüsse, die ihm der Polizei-Commissair gab, ließen keinen Zweifel mehr in ihm aufkommen, daß sie wirklich die Urheberin jener Feuersbrunst in Maquets Hause sei, bei welcher offenbar zugleich die Ermordung der ganzen Familie beabsichtigt worden war. Eben so wenig konnte er jetzt noch daran zweifeln, daß sie auch vor ihrer Flucht den

Cassendiebstahl begangen und ihn nur verlassen hatte, um ihre Sucht nach Glanz und Vergnügen zu stillen und sich dem Laster in die Arme zu werfen.

Er verweilte noch während der Commissair in ihren Zimmern eine Durchsuchung vornahm, und als Jener aus einem Fache ihres Secretairs ein Päckchen Werthpapiere hervorzog, erkannte sie Medard als dieselben, die aus der eisernen Geldkiste in seinem Comptoir entwendet worden waren. Jetzt, da ihm die volle Gewißheit ihres Verbrechens klar wurde, erstarb auch der letzte Funke der Liebe, der noch in seiner Brust für sie glimmte, und er zögerte nicht mehr auch ihren Diebstahl dem Beamten mitzutheilen, und die gefundene Summe, an der nur wenig fehlte, als Maquets Eigenthum zu bezeichnen, und auf deren Zurückerstattung nach beendigter Untersuchung anzutragen. Dann begab er sich nach Hause zurück, aber seine Schritte waren unsicher und wankend, und kaum vermochte er es seine Wohnung zu erreichen, wo er sich sogleich mit dem alten Großvater in ein Zimmer einschloß und ihm seine traurige Entdeckung mittheilte.

XVII

Wieder hatte der Frühling seine Knospen entfaltet, und neues Leben hauchte die würzige Luft durch die Gefilde. Aber in dem stillen Hause Maquets lauerte der Tod und das Haupt der Familie lag bleich und

matt auf seinem Sterbekissen. Der wackere Greis, welcher der Freiheit seines Vaterlandes so unzählige Opfer gebracht, welcher mehrmals Leben und Vermögen gewagt, um für seinen politischen Glauben zu kämpfen, hatte es nicht ertragen können, sich selbst von seinen Bundesgenossen, für die er gesorgt, gearbeitet und gestrebt, sein halbes Leben lang, so schmachvoll verkannt zu sehen. Der Bund der Freirichter hatte sich, gleich nach der indessen erfolgten Verurtheilung seiner verhafteten Mitglieder aufgelöst, und er war dadurch von ihren ferneren Verfolgungen befreit worden; aber der Bund der „Marianne", an dem er noch immer mit ganzer Seele hing, hatte ihn, wegen Verdachts eines heimlichen Einverständnisses mit der Regierung, aus seinem Kreise ausgeschlossen, und dieses ungerechte Verfahren war der giftige Wurm der an seinem Herzen nagte, und sein noch rüstig aufwärts getragenes Greisenhaupt tief zur Erde beugte.

So hatte seine letzte Kraft sich aufgezehrt in Wehmuth, Gram und Sorge um seine Hinterbleibenden, und so war er auf sein Krankenlager gesunken, von dem er nicht wieder erstehen sollte. Wohl zuweilen nahm er noch eine lächelnde Miene an, wenn ihn die Seinigen trauernd umstanden, aber der trübe Gedanke an Frankreichs Zukunft zog bald wieder finstere Falten auf seiner Stirn zusammen. Er fühlte sein Ende und sah ihm mit wahrhaft christlicher Ergebung entgegen. Freilich hätte er gern vor seinem Hinscheiden die Republik in seinem Vaterlande wieder auferstehen sehen mögen, allein er hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben auf eine neue

Erhebung des französischen Volks, und bemerkte oft in seinen Unterredungen mit seiner Familie: „die Politik des Kaiserreichs will nicht allein einschüchtern, sondern auch verweichlichen, damit die allgemeine Kraftlähmung dauernd bleibt. Daher die eifrige Unterstützung der materiellen Interessen, daher der Börsenschwindel, der sich mit jedem Tage steigernde Luxus und das Hindrängen zu Vergnügungen. Die Genußsucht ist an die Stelle der Politik getreten und indem sich Alle überstürzen bei der thörichten Jagd nach Gold und Goldeswerth, hat Keiner mehr ein Herz für Volksfreiheit und Volksrechte. Das ruhmgekrönte Frankreich läßt sich in Sklavenketten schmieden, wenn diese Ketten nur von Gold sind.“

Auf diese Weise hatte er auch eines Abends zu den Seinigen gesprochen, als eben die Frühlingssonne sich zum Untergange neigte und ihre letzten glühenden Strahlen auf sein Lager warf. Marie wollte die Vorhänge zuziehen, doch er wehrte es ihr, indem er mit sanfter Stimme zu ihr sprach: „Laß mir doch das schöne Himmelslicht! Ich wünschte, meine Seele könnte sich vermählen mit einem Sonnenstrahl und könnte sich vereint mit ihm hinaufschwingen in das Land des ewigen Lichts. Dort giebt's keine Monarchien mehr! Dort in der freien Geisterwelt, herrscht nur der einzige, allmächtige Wille des höchsten Wesens, und sein heiliges Regierungssystem ist Liebe und Frieden. Dort hat der Bettler mit dem Fürsten gleiches Anrecht an die allgemeine Seligkeit und alle Seelen sind dort gleich geboren in der Gnade Gottes. Oeffne mir das Fenster

Marie, laß mich noch einmal in vollen Zügen die reine, frische Gottesluft trinken."

Die Enkelin erfüllte seinen Wunsch sogleich, und der Greis athmete hoch auf, als ob seine Brust entfesselt würde von schwerer Last. Dann richtete er seinen Blick in wehmüthiger Freudigkeit zum Fenster hinaus und versenkte ihn tief in das Blau des Himmels, an dessen äußerstem Saume die Sonne hinabtauchte, von rosigen Wolken umschleiert.

Tiefe feierliche Stille herrschte rings um ihn. Da erlosch der letzte Strahl, das Tagsgestirn war versunken und wie ein brauner Mantel breitete sich langsam die Dämmerung über den ganzen Horizont.

„Jetzt ist's vorbei!" sprach der Greis leise und schon mit sichtbarer Anstrengung: „Das war das letzte Licht, das meine Augen schauten auf dieser Erde. Doch ich bin gerüstet zu der Wanderung durch das dunkle Thal des Todes. Tretet näher, meine Lieben! Noch einmal reiche mir ein Jedes seine Hand; noch einmal laß mich Deinen Säugling küssen, Marie."

Es geschah, wie er verlangte; die beiden Schwestern, Charles, Etienne und Medard umringten sein Lager, und nachdem Jedes dem Sterbenden die Hand gereicht hatte, neigte Marie ihren Säugling zu ihm nieder, und bat schluchzend: „Segne ihn, Großvater."

Er hauchte einen sanften Kuß auf die Stirn des lächelnden Kindes und entgegnete dann: „Nicht ihn allein, Euch Alle segne ich; aber was ist das gegen den Segen des alliebenden Allvaters, den ich für Euch erflehe, in meiner letzten Stunde."

Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte hob er seine gefalteten Hände empor und betete leise, während die Seinigen an seinem Bette auf die Kniee sanken. Nachdem er sein Gebet beendet hatte, ließ er noch einen freundlichen Blick an ihren schmerzbewegten Gesichtern vorüberstreifen, dann schloß er seine Augen und lag mehrere Minuten lang unbeweglich still. Plötzlich aber richtete er sein Haupt empor, starrte wieder zum Fenster hinaus in den dämmernden Himmel hinein, und rief tief bewegt: „O, Du, mein armes, unglückliches Vaterland! Muß ich vor meinem Tode noch in Deine Zukunft schauen? Steigt dort nicht ein Blutstrom aus der Nacht empor und überschwemmt Deine blühenden Gefilde?“

Aus seinen weitgeöffneten Augen erglänzte ein seltsames Licht und wie ein Seher aus grauer Vorzeit, der eine Vision schaut, fuhr er fort: „Dort ziehen sie gegen einander die wüthenden Heere, freie Männer und Tyrannenknechte. Ha! der Tod hält reiche Beute. Tausende fallen um nie mehr zu erstehen, aber es ist ein Kampf des Lichtes mit der Nacht und das Licht muß siegen; es ist Gesetz Gottes und seiner Natur. Da flammt die Feuersäule der Freiheit hoch zum Himmel empor, die Nacht sinkt, und die Sklavenbrut verkriecht sich in die Klüfte der Erde, wo es ewig dunkel ist. Aber das ist noch nicht das segenspendende Licht der Freiheit, das ist das lodernde Feuer der Rache, welches mit rasender Schnelle gierig um sich frißt im ganzen Lande. Ströme Blut und Flammenbäche, immer auf's Neue genährt von der Hand der Rasenden! Kinder — flieht — flieht Euer Vaterland! Weicht aus dem schreck-

lichen Gerichte, und kehrt erst dann zurück, wenn die Freiheit thronen wird, mild, wie eine Braut, friedlich wie ein Engel in ihrem heiligen Tempel. Die Zeit wird kommen, wenn das Feuer der Rache erloschen, der Blutstrom versiegt ist. Armes Frankreich! Deine Freiheit wird aus Trümmern auferstehen müssen!"

Sein Haupt sank zurück, seine Augen schlossen sich, noch ein schwerer Seufzer drang aus seiner Brust hervor, dann streckte sich sein Körper, und der freiheitsglühende Geist des republikanischen Greises entfloh, um einzugehen zur ewigen Freiheit.

Die Seinigen blieben auf ihren Knieen liegen und weinten schmerzlich. Nur der Säugling schaute heiter auf den Todten und lächelte. Als Marie dies bemerkte, erhob sie sich wie eine Heldin, denn des Kindes Unschuld hatte ihr eine Lehre gegeben. „Laßt uns nicht mehr weinen;" sprach sie; „er bedarf ja unsrer Thränen nicht, denn ihm ist gewiß unendlich wohl. Laßt uns stark sein und seinem letzten Willen folgen. Ich glaube an sein prophetisches Gesicht, was sein letzter Blick geschaut, dort in den trüben Wolken. Armes Frankreich! Ja, Deine Freiheit wird aus Trümmern auferstehen müssen. Drum wollen wir ein Vaterland verlassen, wo das Schwert doch immer über unserm Haupte schwebt, und wo nur die grausame Rache walten wird, wenn die Losung tönt, zum Kettenbrechen!"

Ihre Thränen trocknend stimmten die Uebrigen ein in Marien's Vorschlag und indem sie einander die Hände reichten und so eine feste Kette bildeten um das Sterbelager, riefen sie dem Hingeschiedenen, wie aus einem

Munde, noch ein tiefgefühltes Lebewohl nach, dann wollten sie eben das Gemach verlassen, als mit allen Zeichen des Schreckens ein Dienstmädchen hereinstürzte, und die Meldung machte: daß ein Polizei-Commissair mit mehreren Officianten in das Haus getreten sei und Herrn Maquet zu sprechen verlange. Ehe aber noch irgend Einer der Anwesenden eine Antwort zu geben vermochte, öffnete sich bereits die Thür und der Beamte mit seinen Leuten trat herein.

„Wie ich höre, ist Herr Maquet krank;" begann er, zu Charles und Etienne gewendet, die ihm entgegen getreten waren; „doch ich habe den Befehl erhalten, ihn ohne Rücksicht auf seinen Zustand zu verhaften; denn er ist peinlich angeklagt des Hochverraths gegen die kaiserliche Regierung."

Staunen und Entrüstung fesselte Alle, nur Marie war ruhig geblieben und indem sie das Kind ihrer Schwester übergab, zog sie das weiße Tuch zurück, mit welchem sie die Leiche bedeckt hatte und sprach, auf das starre Todtenantlitz des Greises deutend: „Treten Sie näher, Herr Commissair, und überzeugen Sie sich, daß Sie zu spät kommen. Der Tod hat den Mann, den Sie verhaften wollen, befreit von allen irdischen Gerichten, und ihn vor den höchsten Richter geführt, vor dem sich auch Kaiser und Könige werden rechtfertigen müssen. Stören Sie seine Ruhe nicht, er schläft einen sanften Schlaf."

Durch diese feierlichen Worte war der Commissair tief ergriffen worden. Es war derselbe, welcher vor

einiger Zeit auch Helene verhaftet hatte. Er gab seinen Leuten einen Wink sich zu entfernen, und als dies geschehen war, entgegnete er mit sichtbarer Bewegung: „Wohl ihm, daß ihn der Tod auf so milde Weise befreit hat, denn es lag eine schwere Anklage gegen ihn vor, die ihn wahrscheinlich auf das Schaffot geführt haben würde. Madame Helene Gigant, welche nicht allein Brandstiftung und Diebstahl in Ihrer Familie ausgeübt, hatte auch aus irgend einem geheimen Verstecke dieses Hauses hochverrätherische Papiere entwendet, und sie einem höheren Agenten der Polizei übergeben, welche den Verstorbenen so schwer compromittirten, daß ein Todesurtheil wohl sicher die Folge seiner Anklage geworden wäre —"

Ein herzzerreißender Wehlaut, der über die Lippen Medards drang unterbrach ihn, und er bemerkte jetzt erst den Gatten Helenens der von Schmerz ganz niedergebeugt, in einen Sessel gesunken war.

Der Greis und Medard waren die Einzigen in der Familie gewesen, die um die Verbrechen Helenens wußten; deshalb geriethen die Uebrigen in die lebhafteste Bestürzung, als sie zum ersten Male davon hörten.

Der Beamte erklärte hierauf: daß er zwar keinen Zweifel hege an dem Tode des alten Maquet, daß er sich aber demungeachtet genöthigt sähe, die Leiche bis zu ihrem Begräbnisse unter Aufsicht zu stellen und nachdem er zwei seiner Leute zur Bewachung derselben wieder herbeigerufen hatte, entfernte er sich mit den Andern. Die Familie aber zog sich aus dem Sterbezimmer zu-

rück und blieb, sich mit einander besprechend, wohl noch eine Stunde lang, in einem kleinen Salon beisammen, wo der Entschluß Frankreich sobald als möglich zu verlassen, befestigt wurde.

Medard hatte, trotz des bittern Schmerzes, der seine Brust erfüllte, doch seine Energie wieder gewonnen, und verließ gleich darauf das Haus. Er fühlte sich vor Allem gedrungen, das Vertrauen, welches der Bund der Marianne dem alten Maquet entzogen, wieder herzustellen, um ihm auch im Tode noch gerecht zu werden; da er nun erfahren hatte, daß seine Gattin durch Entwendung und Auslieferung der geheimen Papiere besonders dazu beigetragen hatte, ihn bei seinen Bundesbrüdern zu verdächtigen. Er begab sich daher ohne Säumen in das Haus der Unsichtbaren und vertraute dort dem Löwenrachen nicht allein die eben erst entdeckte Schuld Helenens, sondern auch den Besuch des Polizei-Commissairs, der in der Absicht stattgefunden hatte, den alten Maquet zu verhaften und unter schwere Anklage zu stellen; wodurch der Verdacht, als hätte er Verrath am Bunde begangen und die Papiere freiwillig ausgeliefert, gänzlich vernichtet werden mußte. Nachdem er diese Pflicht an seinem Wohlthäter erfüllt hatte, suchte er einen reichen Kaufmann aus Lyon auf, der neulich den Wunsch gegen ihn geäußert, nach Paris überzusiedeln und dort eine ähnliche Fabrik, wie die Maquet'sche zu kaufen. Er bot ihm jetzt die ganze Fabrik, im Namen der beiden Enkelinnen des Verstorbenen, welche die Erbinnen derselben geworden waren, zum Kauf an, mit allen dazu gehörigen Grundstücken,

und da der Preis, den er dafür forderte, durchaus nicht übermäßig war, ging Jener willig auf den Handel ein.

Auch im Palais des Marquis von Chereville herrschte ernste Trauer. Doch dort wurde der Schmerz um den Verlust des Vaters durch den Gedanken gemildert, daß der Tod ihn erlöst habe von einer unerträglichen Schmach und von schweren Leiden, welche ihm sein wahrscheinlich doch nur noch kurzes Leben unendlich verbittert haben würden. Seine Familie hatte aber seine letzten Worte wohl beherzigt, und da sie seltsam genug, in Beziehung auf die Zukunft Frankreichs, so ziemlich mit den Worten des alten Republikaners Maquet übereinstimmten, so hatten die Gattin und die Kinder des Aristokraten denselben Entschluß gefaßt, welchen die Familie des republikanischen Bürgers in Ausführung zu bringen entschlossen war.

Die Mutter hatte gleich nach dem Begräbnisse des Marquis einen Familienrath gehalten, welchem ihr Bruder, der Baron Surville mit seiner Pflegetochter Hortense beiwohnte, wo man sich darüber einigte, alle Familienbesitzungen, außer dem schönen Landsitze bei Beauvillage, den man einem treuen Verwalter anvertrauen wollte, zu veräußern. Edmond stimmte besonders entschieden dafür; denn er war zugleich fest entschlossen dem Wunsche seines Vaters nachzukommen, und sich von dem Range eines Marquis gänzlich zu entkleiden, wozu seine künftige Gattin, die bescheidene Hortense, mit Freuden ihre Zustimmung gab. Seine Mutter freilich, die in aristokratischem Glanze erzogen war,

konnte sich schwerer mit dem Gedanken befreunden, daß dieser Glanz entschwinden, und ihr Sohn allen Vorrechten und Ehren, welche ihm seine Geburt einräumte, entsagen sollte; doch gab sie endlich nach, da ihr Bruder, welcher mehr auf Seelenadel, als auf Geburtsadel hielt, Edmonds Entschlusse beistimmte. Pauline war ganz damit einverstanden; denn die Erlaubniß ihres Vaters, die er ihr noch auf seinem Sterbelager gegeben, bei der Wahl eines Gatten nur die Stimme ihres Herzens walten zu lassen und nur den Adel der Gesinnung zu berücksichtigen, hatte ihre stillverhaltene Liebe zu Hermann mit neuen Hoffnungen belebt. Sie hatte daher ihrer Mutter, wie ihrem Bruder ihr ganzes Herz geöffnet, und die Erstere hatte ihre Einwilligung gegeben, da sich der junge Deutsche ihrer ganzen Hochachtung erfreute, und da sie ihn als den Lebensretter ihres Gatten, der ihn in seinem Testamente reichlich bedacht hatte, schon gewissermaßen als ein Mitglied der Familie betrachtete. Noch bereitwilliger aber stimmte Edmond bei, und nachdem er seinem Freunde den Verdacht, den dieser gegen Pauline in Bezug auf den Baron Dermont gehegt, benommen, indem er ihm die schändliche Täuschung und Entführung, die Jener sich erlaubt hatte, mittheilte, ermuthigte er ihn selbst um die Hand seiner Schwester anzuhalten.

Hermann aber glaubte seinen Sinnen kaum trauen zu dürfen, als er sich so plötzlich an das Ziel seines Glückes, welches er nie erreichen zu können gehofft hatte, versetzt sah, und als er Paulinen in einfachen, herzlichen Worten seine Liebe erklärte und ein offenes Gegen-

geständniß erhielt, da sank er zu ihren Füßen nieder und benetzte die Hand, die sie ihm bot, mit Thränen der höchsten Freude.

Der Verkauf der bedeutenden Grundstücke, welche der Marquis hinterlassen hatte, wurde dem Notar der Familie übertragen und da sich ein sehr bedeutendes Baarvermögen vorfand, so stand der Abreise nichts im Wege, sobald die nothwendigen Vorbereitungen getroffen waren; da die Regierung nach dem Tode des Marquis, den gegen denselben geführten Criminalprozeß als niedergeschlagen betrachtete und die Familie unbehelligt ließ.

Man hatte beschlossen sich vorläufig in der Schweiz niederzulassen und es handelte sich jetzt hauptsächlich darum, den von der Polizei verfolgten Hermann, ohne den Spionen und Officianten in die Hände zu fallen, glücklich aus Paris heraus, über die Gränze zu bringen und der junge Mann glaubte dies selbst am besten bewerkstelligen zu können, wenn er sich in eine Bedienten-Livree steckte und sich als Diener der Familie den Reisenden anschlösse. Aber im Rausche seines Glückes vergaß er auch seinen Freund Francois Gautier nicht, von dem er seit langer Zeit in seinem Verstecke nichts gehört hatte. Er vertraute Edmond seinen sehnlichsten Wunsch, vor seiner Abreise den wackern Mann noch einmal zu sehen und zu sprechen; doch Jener wiederrieth es ihm ernstlich selbst zu ihm zu gehen und dadurch seine Sicherheit auf das Spiel zu setzen, da ihm seine Freiheit, bei seinen glücklichen Aussichten in die Zukunft, jetzt doppelt werth sein mußte. Dagegen

erbot er sich aber selbst zu dem Maurer zu gehen und ihn in seinem Wagen, im Abenddunkel in sein Palais zu bringen, worauf Hermann einging.

Noch an demselben Abende erfüllte Edmond seine Zusage; doch als er das kleine Haus erreicht hatte, erfuhr er von dessen tiefbetrübter Frau, daß er sich schon seit längerer Zeit im Gefängnisse befinde, wobei sie ihm das schreckliche Ereigniß mittheilte, welches seine Verhaftung herbeigeführt hatte. Sie hatte ihn selbst in seinem Kerker besucht, wo sie ihn sehr gefaßt fand, und wo er ihr über den ganzen Hergang ein offenes Geständniß ablegte, durch welches sie eigentlich erst über die ganze Größe des Unglücks aufgeklärt wurde; denn die Kinder hatten selbst nicht recht gewußt, was eigentlich geschehen war und ihr einen sehr unvollkommenen Bericht abgestattet. Zugleich vertraute sie ihm, daß einer der treuesten Kameraden ihres Mannes, Namens Claude Vidal, ihr insgeheim mitgetheilt habe, daß der Schließer des Gefängnisses, dem die Obhut über den Unglücklichen anvertraut war, sein naher Anverwandter sei, und daß er hoffe ihn gegen Auszahlung einer namhaften Summe bewegen zu können, den Gefangenen fliehen zu lassen, oder selbst mit ihm zu flüchten. Sie sei jedoch selbst viel zu arm, um das Geld herbeizuschaffen und habe es auch noch nicht gewagt irgend Jemand darum anzusprechen, weil sie ja über die Verwendung desselben keine Auskunft geben dürfe.

Edmond hatte ihr mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme zugehört, und da er in ihrer letzten vertraulichen Mittheilung eine Hoffnung fand, so ersuchte

er sie, ihm ungesäumt den Maurergesellen Claude Vidal zuzusenden, damit er sich mit demselben wegen Befreiung des Gefangenen näher besprechen könne, wobei er sich zugleich auch erbot die nöthigen Geldmittel zu liefern.

Die arme Frau war außer sich vor Freuden und vermochte ihren Dank nur in Thränen und heißen Segenswünschen auszudrücken. Als Edmond aber nun wieder in sein Palais zurückgekehrt war und Hermann Alles mittheilte, was er über seinen unglücklichen Freund in Erfahrung gebracht, da beschwor ihn Roller Alles aufzuwenden, was nur irgend in seinen Kräften stehe, um den sonst so braven Mann seiner Familie zurückzugeben. Edmond versprach es und da noch an demselben Abende Claude Vidal bei ihm erschien, so verabredete er mit diesem sogleich einen vollständigen Befreiungsplan, wobei Jener äußerte, daß der Schließer, sein Verwandter, sich gegen Auszahlung von dreitausend Francs gern bewegen lassen würde, seine Hand zur Ausführung zu bieten, da ihm sein Posten schon längst zuwider geworden, und er sehnlichst wünsche nach Amerika auszuwandern, wozu es ihm bis jetzt aber an den nothwendigen Mitteln gefehlt habe. Schon am nächsten Tage begann Vidal seine Unterhandlungen mit seinem Verwandten und fand diesen auch sogleich bereitwillig nicht allein Gautier zur Flucht zu verhelfen, sondern auch sogleich mit ihm zu entfliehen, gegen Auszahlung der angebotenen Summe. Drei Tage später waren bereits alle Vorbereitungen getroffen und an einem trüben Abende, an welchem sich ein dichter Nebel auf Paris herabgesenkt hatte, schlug für den armen

Francois die Stunde der Befreiung. Der Schließer öffnete ihm seinen Kerker und verschloß ihn sorgfältig wieder hinter ihm, nachdem er ihm ein Maurerschurzfell gebracht, mit dem er sich umgürtete und ihm sein Maurerhandwerkszeug in die Hand gegeben hatte, so wie eine Kalkmulde, die er auf der Schulter tragen mußte.

Es war gerade um die Zeit, wo der Inspector und die höheren Gefängnißbeamten ihre Abendmahlzeit einnahmen und daher eine Begegnung derselben, auf den Gängen und in den Höfen nicht zu befürchten stand. Der Schließer wählte auch durchaus keine verborgenen Wege, sondern ging mit seinem Begleiter offen und dreist über den Hauptgang, eine breite steinerne Treppe hinunter, dann über den großen Hof nach dem Haupteingangsthore, welches gerade auf die Straße hinausführte. Die Wachtposten legten ihnen auch durchaus kein Hinderniß in den Weg, ja, sie riefen sie nicht einmal an, da ihnen der Schließer wohl bekannt war und sie seinen Begleiter für einen Arbeiter hielten, den Jener beauftragt sei, aus dem Gefängnisse hinaus zu lassen. Dies stimmte ganz mit dem Plane des Schließers überein, denn als er bis zur Pförtnerloge gekommen war, klopfte er den Thorwächter heraus, und sprach zu ihm: „Mach' mir das Thor auf Baptiste. Ich soll diesen Maurer hinaus lassen, der so spät noch am Küchenheerde der Frau Inspectorin gearbeitet hat, damit ihr morgen früh der Kaffee nicht mehr räuchrig schmecken soll. Mich kannst Du nur aber auch gleich mit hinauslassen, denn ich möchte gern noch mit dem wackern Manne hier ein Gläschen trinken. Wenn ich aber viel-

leicht diese Nacht nicht wiederkommen sollte, so brauchst Du Dich nicht um mich zu ängstigen; denn morgen früh bin ich zu rechter Zeit bestimmt wieder da. Du kennst ja das alte Lied: Liebe und Wein, am meisten erfreun, beim Sternenschein."

„Ja ich kenne das Lied, aber ich kenne auch Dich, Du lockerer Cumpan;" entgegnete der Pförtner lachend. „So lauf' denn hin, und versäume Dich nicht, morgen früh." Damit öffnete er ihnen das Thor und ließ Beide arglos hinaus.

Als sie das Gefängniß hinter sich hatten, verdoppelten Beide ihre Schritte und fanden an einer Straßenecke, der Verabredung gemäß, Vidal, welcher ihrer mit einem kleinen, nur mit einem Pferde bespannten, und mit einem Plantuche verdeckten Marktwagen harrte, in welchen sie sogleich einstiegen. Während der Fahrt mußten sie sich unter dem Verdecke ihrer Kleider entledigen und in Landleute umwandeln. Es gelang ihnen wenn auch nicht ohne Mühe, und so langten sie auf dem Bahnhofe an. Ihre Maske ließ sie auch dort wirklich als unverdächtig erscheinen, denn als die dort aufgestellten Officianten und Polizeispione die beiden Bauern aus dem Marktwagen steigen sahen, hielten sie es nicht der Mühe werth ihnen eine Beachtung zu widmen, und ließen sie ungehindert ihre Billets zu dem Eisenbahnzuge lösen, der eben abgehen sollte. Vidal aber, nachdem er dem Schließer die versprochenen dreitausend Francs und Gautier gleichfalls eine Summe eingehändigt hatte, verabschiedete sich von ihnen, in gewöhnlicher Weise, ohne Aufsehen zu erregen, und verließ in seinem Marktwagen in demselben Augenblicke den Bahnhof wieder, in welchem der Zug sich in Bewegung setzte, und die Flüchtigen glücklich nach Calais brachte. Dort fand Gautier seine Familie, die schon am vergangenen Tage Paris heimlich verlassen hatte und ungesäumt gingen Alle an Bord eines Dampf-

schiffes, welches sie über den Canal setzte. So gelangten sie auf englischem Boden in Sicherheit, ehe man in Paris nur eine Spur der Flüchtigen gewonnen hatte, die sich ohne Aufenthalt über Liverpool nach Amerika begaben.

Von einem gleichen Glücke wurde die Flucht Hermann Roller's begünstigt, welcher in der Livree Edmonds von Chereville, während der ganzen Reise, bei Gensdarmen und Polizeiofficianten nicht den geringsten Verdacht erregte. Ohne das kleinste Hinderniß betrat die ganze Familie den freien Boden der Schweiz, und lernte jetzt erst klar erkennen, wie wahr unser großer deutscher Dichter gesprochen, als er sagte: „Nur auf den Bergen wohnt die Freiheit!“

Ja, sie athmeten hier Alle frei und freudig auf und ließen sich in Lausanne nieder, wo Edmond einen bedeutenden ländlichen Grundbesitz kaufte, nicht allein um Beschäftigung, sondern auch Gelegenheit zu finden, in weitern Kreisen seinen edeln Trieb für Beförderung des Menschenwohls in Ausübung bringen zu können. Auch Hermann fand bald in seinem Berufe als Architekt eine seinem Talente würdige Beschäftigung, indem ihm großartige Bauten anvertraut wurden, und Beide wurden nach Beendigung der Trauerzeit die glücklichsten Gatten.

Aber auch im Hause des verstorbenen Maquet rüstete man sich zur Abreise. Die Fabrik mit allen dazu gehörigen Grundstücken war verkauft worden, und obgleich die beiden Enkelinnen des Hingeschiedenen dadurch zu einem so bedeutenden Vermögen gelangten, daß schon die Zinsen desselben, bei ihren bescheidenen Lebensansprüchen, vollkommen hinlänglich gewesen wären, zu ihrem anständigen Unterhalte, so erklärten doch ihre Gatten, daß sie ein Leben ohne eine bestimmte Geschäftsthätigkeit nicht würden ertragen können. Auch Medard,

der gleichfalls in dem Testamente des Großvaters reichlich bedacht worden war, schloß sich ihnen hierin an, da er die qualvollen Gedanken an seine unglückliche Ehe nur durch angestrengte Thätigkeit zu ersticken hoffen durfte. Der Unglückliche fühlte aber auch, als nun Alles zur Abreise bereit war, daß er seine Vaterstadt Paris nicht würde verlassen können, ohne Helene, die er so leidenschaftlich geliebt hatte, noch einmal zu sehen. Doch er wagte es nicht den Seinigen diesen Wunsch mitzutheilen, sondern beschloß ihn sich in aller Stille zu gewähren. So begab er sich denn nach dem Gefängnisse, in welches man sie, wie er wußte, gebracht hatte und bat den Inspector ihm zu erlauben, nur noch wenige Worte mit ihr zu sprechen. Allein zu seiner großen Bestürzung erfuhr er, daß die Gefangene, wenige Tage nach ihrer Einkerkerung, in den fürchterlichsten Wahnsinn verfallen, weshalb man sie nach der Irrenstation eines nahegelegenen Krankenhauses hatte bringen müssen.

Er eilte dorthin und als man ihn in ihre Zelle einließ, da sah er sein einst so heiß geliebtes Weib, in einem Zwangshemde von grober Leinwand, auf ihr Lager festgebunden. Sie erkannte ihn nicht, denn sie lag bereits im Sterben und die Aerzte hatten sie aufgegeben. Drei Tage und drei Nächte waren die furchtbarsten Ausbrüche der Raserei fast ununterbrochen auf einander gefolgt und hatten ihre Lebenskräfte gänzlich aufgezehrt. Ihr schönes Antlitz war kaum wieder zu erkennen, so verzerrt und aschfarben zeigte es sich. Ihre sonst so feurigen Augen waren wie verglas't und ihre bläulichen Lippen waren mit dem Schaume der Tollwuth bedeckt. Die Nemesis hatte sie hart gestraft; denn sie ließ sie jetzt in Wahrheit wahnsinnig werden, nachdem sie so lange mit dem Wahnsinne gespielt und ihren Gatten dadurch zu täuschen gesucht hatte. Den plötzlichen Uebergang von ihrem höchsten Glanze zum tiefsten

Elende, die Zertrümmerung aller ihrer hochfliegenden Pläne und Hoffnungen vermochte sie nicht zu ertragen und so wurde sie ein Raub der trostlosen Nacht des Irrsinnes. Medard blieb bei ihr, bis sie ihren letzten Athemzug ausgehaucht hatte; dann drückte er ihr die Augen zu und verzieh ihr alles Leid, was sie ihm und seiner Familie zugefügt hatte, im Herzen.

Der Graf de Sorny, durch den sogenannten Baron Dermont, der sich aber als derselbe de Moulin auswies, welchen Edmond im Duell verwundet hatte, von allen Verbrechen Helenens unterrichtet, entsagte in edler Entrüstung seiner Liebe zu ihr und übergab sie rücksichtslos den Gerichten. Ihr Verräther aber wurde für sein Bubenstück, welches er an Pauline begangen hatte, zu fünfjähriger Galeerenstrafe verurtheilt.

Schon am Tage nach dem Tode Helenens verließ die Familie Maquets Paris und begab sich auch nach der Schweiz, wo sie sich gleichfalls in Lausanne niederließ und eine Fabrik dort gründete. Etienne, Charles und Medard erneuerten dort ihre Bekanntschaft mit Hermann Roller, und bald schlossen sie einen festen Freundschaftsbund mit ihm, dem auch Edmond beitrat.

Die „Marianne“, die „Militante“ und andere geheime Gesellschaften bestehen noch immer fort in Frankreich und die Zukunft wird es vielleicht lehren, ob ihre Bestrebungen zum Heil führen, oder ihr Vaterland in unabsehbares Unglück stürzen werden.

Ende.

Prospectus.

Wöchentlich **1 Bogen.** — Preis per Bogen **1 Schilling.**

Das Ganze 40 Bogen.

Im Verlage von **J. F. Richter** in **Hamburg** erscheint:

Romantische Volksbibliothek.

Achter Band.

Der Aufstand in Ostindien.

Ein historisch-romantisches Gemälde, aus der Gegenwart.

Die Augen ganz Europa's sind auf Ostindien gerichtet. Der blutige Kampf welcher dort begonnen, beschäftigt alle fühlenden Herzen. Wer sollte nicht schaudern, wenn er die Gräuelthaten liest, welche ein Volk, das seine Ketten gebrochen hat, gegen seine Unterdrücker übt. Aber der Menschenfreund verurtheilt auch selbst den Empörer nicht ungehört. Er fragt nach den Ursachen, die ihn veranlaßt haben, seine Waffen zu kehren gegen seine Oberherren? Deshalb soll es auch ein Hauptzweck dieses Buches sein, den Uebermuth des Krämer-

geistes und der Aristokratie Englands zu beleuchten, die Fehler und Schwächen der englischen Politik, wie des ostindischen Volkscharakters aufzudecken und die Gerechtigkeit nach beiden Seiten hin unpartheiisch walten zu lassen, damit der Leser sich ein selbstständiges Urtheil bilden könne über den Kampf, der kaum begonnen, einer der blutigsten und grausamsten zu werden droht, den das unglückliche Ostindien jemals erlebt hat. Ein romantischer Faden wird sich durch das Ganze ziehen, und eine spannende, interessante Handlung wird sich mit den historischen Thatsachen verweben, in durchaus unterhaltender Weise. Wir wünschen daher auch diesem Bande der Volksbibliothek dieselbe ausgebreitete und lebhafte Theilnahme, die sich das ganze Werk schon seit Jahren in Deutschland erworben.

Drei Prämienbilder

werden dem Werke beigegeben, das erste beim funfzehnten, das zweite beim dreißigsten, das dritte am Schluß, für welche die Abonnenten nicht mehr als 4 ß (oder 3 Ngr.) pr. Stück zu zahlen haben.

Hamburg, im October 1857.

Die Verlagshandlung

Schulz

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Marianne Enthüllungen aus dem Wesen und Treiben der geheimen Verbindung 'Marianne' in Frankreich, England, Deutschland und Italien, und der mit ihr verwandten, politischen Gesellschaften. Ein romantisch-historisches Gemälde aus der Gegenwart

Hamburg 1857

P.o.germ. 900 hc
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114401-5